

Theo Ott

Sie leben
mit dem
sechsten Sinn

Expeditionen ins Reich der Fühligkeit

M&T Edition Astroterra

265-5

34-DM

*Ich danke meiner Frau Anja,
die so viel zu diesem Buch
beigetragen hat
und widme es meinem Sohn Oliver,
der uns den Weg wies.*

Theo Ott

Sie leben
mit dem
sechsten Sinn

Expeditionen ins Reich der Fühligkeit

M&T Edition Astroterra

PBHL 69



1988.2166

(b 2572)

© 1985 by M&T Verlag, Zürich/St. Gallen
Alle Rechte vorbehalten
Gestaltung: Titus Lorenzi
Fotos: © Theo Ott
Satz: M&T Satzproduktion, Zürich
Druck: Gasser AG, Chur
ISBN 3-7265-3021-5

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	Seite 7
DIE ZEITLOSEN	Seite 11
Der wundertätige Mönch	Seite 27
Ayurveda – die Wissenschaft vom gesunden Leben	Seite 28
REPORTAGE EINES BUDDHISTISCHEN MÖNCHES	Seite 37
Die ersten Überraschungen	Seite 40
Rasiermesser mit Augen	Seite 44
Die Mauer	Seite 47
Ein Philosoph, ein Priester und ein Arzt	Seite 49
Ein möglicher Weg	Seite 57
IST DAS HUMBUG?	Seite 67
Die Weisung aus Innsbruck	Seite 70
Orte des Unheils: Wo Erdstrahlen zu Unfällen führen	Seite 71
AUF DER SUCHE NACH ORTEN DER KRAFT	Seite 75
Aufbruch zu den magischen Stätten	Seite 78
Der Altar über dem Meer	Seite 81
Die Wünschelrute: «Mittler zwischen Geist und Materie»	Seite 85
Steinriesen und die Kathedrale von Chartres	Seite 91
Die Grotte der Emma Kunz	Seite 95
ICH FÜHLE MIT DEN HÄNDEN	Seite 103
50 Jahre Arbeit an sich selbst – und der Erfolg?	Seite 111

DER HEILENDE SCHOCK	Seite 115
Manila	Seite 118
Die erfolgreichen Brüder	Seite 119
Die Beschwörung der Medien	Seite 123
Die Operation	Seite 126
Der Heiler mit den magischen Augen	Seite 130
Der gute Geist des Marcelino	Seite 140
Die Schatzsuche	Seite 143
Eine Million Mark im Monat?	Seite 145
Betrug oder Wahrheit? Eine Stellungnahme von Prof. Dr. Stelter	Seite 146
FÜHLIGKEIT UND RELIGIOSITÄT	Seite 151
Der Blick fürs Wesentliche	Seite 153
Der Kraftspender	Seite 155
Der göttliche Entwurf in der Hand	Seite 159
HOMÖOPATHIE - THERAPIE DER FÜHLIGKEIT?	Seite 169
Heilpflanzenforscher und Heiler zweier Welten	Seite 176
Missbrauchte Fühligkeit und Massenmensch	Seite 184
YOGA ZUM BEISPIEL?	Seite 189
Durch Kopfstand wieder auf die Füße gestellt	Seite 192
Konkurrenz zum Christentum?	Seite 197
Literaturhinweis	Seite 202
Hinweis Bildtafeln	Seite 203

*Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen
Und ist doch rund und schön.
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.*

Vorwort

Ich möchte Sie bitten, dieses Gedicht von Matthias Claudius noch einmal ganz langsam zu lesen und einen Moment darüber nachzudenken. Es beinhaltet nämlich all das, wohin ich Sie jetzt führen möchte: in ein versunkenes Reich, einen vergessenen Ort. Aber Sie werden sehen, daß die in dumpfe Tiefen verdrängten Sinne – wie die Sensibilität für Empfindungen, die Intuition, die zum ganzen Menschen gehörende Fühligkeit – zwar verleugnet oder vergessen, aber keineswegs verschwunden oder gestorben sind.

So lassen Sie uns gemeinsam aufbrechen, lieber Leser, um das Unvorstellbare zu erleben, das nicht Beweisbare zu sehen – Dinge, die genauso existieren wie die dunkle Seite des Mondes.

Durch den Verstand haben wir unsere Instinkte, unsere Fühligkeit verdrängt. Wir wollen zu den modernen Menschen gehören, alles verstehen und erklären können, nach Plan arbeiten und empfinden wie jeder andere. Gefühlen gegenüber sind wir sehr mißtrauisch. Wir nehmen sie auch nicht ernst und verleugnen sie lieber. Aber genauso wie handwerkliche Fähigkeiten immer wieder geübt und verfeinert werden müssen, so verkümmern unsere Sinne und Instinkte, wenn wir sie vernachlässigen.

Es gibt nur noch wenige Beispiele für ihre Lebendigkeit, wie diese: Wie verhalten Sie sich, wenn Sie einen neuen Menschen kennenlernen? Sie «nehmen ihn in sich auf». Keineswegs allein mit dem Verstand; da sind noch viele andere Antennen auf Empfang geschaltet, die uns schließlich jenen entscheidenden «ersten Eindruck» vermitteln. Antennen – Instinkte, die uns oft gar nicht bewußt sind, die aber in jedem von uns schlummern.

Ein weiteres Beispiel: Ist Ihnen schon aufgefallen, daß Sie bei sich zuhaus, oder auch bei Freunden und Bekannten, die Sie öfter besuchen, fast immer den gleichen Sitzplatz benutzen? Können Sie begründen, warum es gerade dieser Platz ist? Sie werden vielleicht finden, er stehe günstig zum Kamin, zum

Tisch, zum Fenster – aber ich bezweifle, daß dies die einzigen Erklärungen dafür sind. Denn woran mag es liegen, daß sich ein anderer nicht gern auf «Ihren» Platz setzt und sich vielleicht genau dort wohlfühlt, wo Sie unruhig werden?

Damit sind wir beim zweiten Anliegen meiner Beobachtungen, nämlich daß das, was für den einen gut ist, dem anderen vielleicht mißfällt, ja manchmal sogar Schaden zufügen kann. Es gibt also mehrere «Wahrheiten», und jeder sollte versuchen, die seine zu finden. Ein Anspruch, der natürlich überhaupt nicht in eine Zeit passen will, in der die sogenannten Lebensgüter am Fließband hergestellt werden. Auch der Mensch wird, soweit nur irgend möglich, in ein Lochkartensystem gezwängt, das eine Maschine entschlüsseln kann. Auf Meldeämtern, bei der Polizei, in Krankenhäusern etc. ist das schon weltweit üblich.

Aber denkt man zum Beispiel an das Gigantengeschäft Tourismus, dann sollte man vorsichtig und nachdenklich werden: Wenn sich Ihr Arbeitskollege auf Teneriffa oder Capri wie auf dem Prospekt versprochen «wohl und glücklich fühlt», so kann es durchaus sein, daß Sie dort schlaflose Nächte verbringen, daß Sie der Betrieb oder die Hitze stören und daß Sie urlaubsreif aus den Ferien zurückkommen.

Auch der Arzt, der Ihren Nachbarn so schnell wieder gesund gemacht hat, kann bei Ihnen leicht versagen, weil Sie beide nicht «auf der gleichen Welle liegen», weil Sie zum Beispiel etwas ganz anderes von ihm erwarten als Ihr Nachbar.

So kann auch die Tablette aus der Hand einer freundlichen Krankenschwester bei einem feinfühligem Patienten viel besser wirken, als wenn er die Medizin von einem ruppigen Chirurgen bekommt, der längst nach Haus fahren möchte. So etwas spürt der Kranke und reagiert: er «verschließt sich», «zieht sich innerlich zurück». Das Medikament wird wirkungsloser.

*...so sind wohl manche Sachen,
die wir getrost belachen,
weil unsre Augen sie nicht sehn!*

Lassen Sie mich nochmals auf den Mond zurückkommen. Was ist der Mond? Für den Astronauten ist er ein Himmelskörper, der nahe genug liegt, um ihn von der Erde aus im Raumschiff zu erreichen. Ein Planet, auf dem es keinen Sauerstoff gibt, der keinerlei Vegetation und ein sehr schwaches Magnetfeld hat. So festgestellt im Jahre 1959 durch «Luna 2», dem ersten Flugapparat, der die Oberfläche des Mondes erreichte, und bestätigt von den amerikanischen Astronauten, die zehn Jahre später auf dem Mond gelandet sind.

Eine Realität.

Die alten Inkas haben gewisse Heilpflanzen nur bei einem ganz bestimmten

Mondstand geerntet. Aus uralter Erfahrung wußten sie, daß diese Kräuter dann den höchsten Arzneigehalt haben.

Auch bei uns gibt es noch vereinzelte Arzneimittelhersteller, die sich an diese alten Regeln halten.

Selbst in der modernen Forstwirtschaft kommt man immer mehr dahinter, wie nützlich und richtig dieses Erfahrungswissen ist. So werden viele Bäume heute wieder bei einem bestimmten Stand des Mondes gefällt, weil sie dann haltbarer sind und beim Austrocknen keine – oder nur kleine – Risse bekommen.

Auch eine Realität.

Schließlich gibt es Leute, die sich darum bemühen, Zusammenhänge zwischen dem Mikrokosmos und dem Makrokosmos zu erkennen. Astrologen gehören dazu, Seher, Philosophen. Die alt-indischen Ayurveda-Ärzte haben den Stand der Gestirne in ihre therapeutischen Überlegungen miteinbezogen. Für sie galt der Mensch als ein Teil der Schöpfung, der zu den übrigen Teilen in ständiger Beziehung steht. Auch der Mond ist ein Stück Kosmos, an dessen Stand gewisse Einflüsse auf den Menschen abgelesen werden können. Wieder eine Realität, diesmal aus der Erfahrung.

Vergessen dürfen wir nicht die Dichter, die auf der ganzen Welt seit Anbeginn den Mond in unendlicher Vielfalt besungen haben. Als guter Schäfer am Himmel, als unheimlicher bleicher Zeuge in der Nacht, als Freund und Behüter. Schließlich spielt die Poesie, die Sehnsucht, die Liebe vor allem und die Angst eine ganz entscheidende Rolle in unserem Leben. Und das ist Realität in der Welt unserer Gefühle. Vielleicht die wichtigste.

Wie aber finden wir den Weg zurück zu unserer Intuition, unserer Fühligkeit? Ein allgemeingültiges Lehrbuch dafür gibt es nicht. Menschen, die stark naturverbunden sind, werden es vielleicht leichter haben als andere, deren Leben mehr von der Technik geprägt ist.

So können die folgenden Aufzeichnungen auch nicht mehr sein als ein ganz persönlicher Erfahrungsbericht über die verschiedenen Stationen meine Reisen – deren Abenteuerlichkeit sich nicht so sehr in fremden exotischen Begebenheiten spiegelt als im Erleben der allmählichen Sensibilisierung der eigenen Sinne.

Ich kann mir durchaus vorstellen, daß Sie, verehrter Leser, einiges von dem, was ich zu berichten habe, schon wissen. Aber vielleicht gelingt es mir, Ihnen bekannte Erfahrungen in ein neues Licht und in Zusammenhänge zu bringen, die Sie ermutigen, Ihren eigenen magischen Kräften – Magie bitte ich hier in ihrem ursprünglichen Sinn als «die schöne Ordnung» zu verstehen – in verstärktem Maße Ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und etwas Positives daraus zu gewinnen.



Die Zeitlosen

Schon bei unserer Ankunft am Flugplatz und später überall im dichten Verkehr der Thai-Metropole sind uns die zahllosen Mönche aufgefallen, die sich in bewundernswerter Ruhe ihren Weg durch das hektische Treiben der Dreimillionenstadt bahnen. Ich hatte über die soziale Bedeutung dieser zweihunderttausend Mann starken friedlichen Armee gelesen und fasziniert beschlossen, einen Film über sie zu drehen. Im Wat Poh, dem größten und ältesten Tempel von Bangkok, sitzen wir inmitten einer Gruppe von Mönchen auf dem polierten Parkettboden.

Vor uns sitzt der Abt. Er ist ungefähr siebzig Jahre alt und wie seine Mönche in ein gelbes Seidengewand gehüllt. Alle sitzen völlig gelöst, die Beine gekreuzt, während ihre Oberkörper sich lässig gestikulierend hin- und herbewegen. Eine Entspanntheit ist ihnen zu eigen, wie wir sie in der zivilisierten Welt eigentlich nur noch bei den Tieren bewundern. Ihre lebhaftere Unterhaltung wird immer wieder von heiterem Gelächter unterbrochen. Be-neidenswert, wer so mit dem ganzen Körper lachen kann!

Sie kauen Bethelnüsse und spucken die Reste mit erstaunlicher Treffsicherheit in große flache Schalen, die am Boden stehen. Und wir? Wir haben vor, einen Fernsehfilm über die Mönche vom Wat Poh zu drehen. Vor zwei Tagen sind wir in Bangkok angekommen. Was uns noch völlig fehlt, ist die Entspanntheit unserer Glieder. So wälzen wir uns vorsichtig von einem Knie aufs andere und warten voller Ungeduld auf den Dolmetscher, nach dem der Abt geschickt hat.

Ich kann mir kein Volk vorstellen, das geeigneter wäre, uraltes Erfahrungswissen in das moderne Alltagsleben harmonisch ein-

zufügen, als die Menschen in Thailand. Ich denke natürlich nicht an die Geschäftsleute in Bangkok, in Chiangmai oder an den Touristenstränden, die sich heute weitgehend unserer oberflächlichen Betriebsamkeit angepaßt haben. Gemeint sind die Thais auf dem Land und in den Klöstern. Durch den Buddhismus bereits stark auf ein nach innen gerichtetes Leben geprägt, kommt bei ihnen noch jene heitere Gelassenheit hinzu, mit der sich die siamesischen Sonnenkinder dem Fremden gegenüber öffnen.

Was mich besonders fasziniert, ist die Zeitlosigkeit der Thais und ihre Kunst, im heutigen Alltag damit zu leben. Ihre Zeit ist – ihrer Religion gemäß – wie ein endloser mächtiger Strom, ein großer Zyklus, in den sie sich eingebettet fühlen. Zeit wird nicht an Uhrzeigern gemessen, sondern an den einfachen Bedürfnissen des Lebens. Es ist nicht sechs Uhr abends, sondern Zeit, eine Schale Reis zu essen, weil man Hunger hat. Oder es ist Zeit, die Wäsche zu waschen, Fische zu fangen oder in den Tempel zu gehen ...

Im Wat Poh ist die wohltuend entspannte Atmosphäre, die von den Bikkhus – den Mönchen – ausgeht, langsam auch auf uns übergegangen. Unser Tatendrang ist einer inneren Ruhe gewichen. Plötzlich haben wir Zeit. Wie die Mönche. Und noch etwas findet in dieser Gelöstheit statt, etwas, das mir erst später bewußt wird: es ist ein vorsichtiges Sich-Abtasten, das beinahe unbewußt im Bereich des Sonnengeflechts stattfindet. Man empfindet es zunächst als eine Art Erwärmung im Magenbereich. Auf unsere Terminologie übertragen ließe sich das etwa so erklären, daß hier eine Abstimmung der Wellenlängen stattfindet, von der schließlich das Annehmen oder die Ablehnung eines anderen abhängt. Dabei spielen Bildungsgrad, Intellekt, Nationalität oder Religion keine Rolle.

(Viel später konnte ich das noch erheblich intensiver im Verlauf einer zweiwöchigen Fastenkur erleben, die zu einem Meditationsseminar gehörte, bei dem nicht gesprochen werden durfte. Unter den schweigenden Kursteilnehmern bahnten sich Verbindungen an, die zum Teil noch heute – Jahre später – lebendig sind.)

Ein neuer Mönch ist in unseren Kreis getreten und hat sich neben dem Abt niedergelassen. Er ist etwa dreißig Jahre alt und spricht fließend englisch: Bikkhu Maha Mani = der große

Mönch Mani. «Maha» ist eine Auszeichnung, ein Titel, der nur vom König an besonders bewährte Bikkhus verliehen wird. Maha Mani stellt sich als Dolmetscher vor, dann mache ich ihn mit meinem Kamerateam bekannt und trage ihm unseren Wunsch vor, einen Fernsehfilm über das Leben der Bikkhus in Thailand zu drehen.

Er übersetzt und spricht lange mit dem Abt und seinen Begleitern. Für uns klingt das nicht wie eine Diskussion, sondern wie ein gemütlicher Plausch, der immer wieder von fröhlichem Lachen unterbrochen wird, das tief aus ihren Bäuchen kommt und etwas ungeheuer Sympathisches hat. Maha Mani möchte wissen, ob einer von uns Buddhist sei. Wir verneinen. Ob wir schon früher einmal im Fernsehen über Buddhismus berichtet hätten. Über Zen-Buddhismus vielleicht? Oder über das Mahayana, das sogenannte Große Fahrzeug? – Wir müssen bedauernd verneinen.

Immer häufiger tauschen wir Blicke aus, wägen durch entsprechende Gesten unsere Chancen ab. Und die Mönche unterhalten sich weiter.

Irgendwo schlägt eine alte Wanduhr. Von draußen hören wir das Geschrei spielender Kinder und in der Ferne die Geräusche des Straßenverkehrs. Ein elektrischer Ventilator quirlt die Hitze. Plötzlich bricht das Gespräch der Mönche ab. Maha Mani wendet sich uns zu und erklärt, daß der Buddhismus etwas Geistiges sei, eine Religion, einer von vielen möglichen Wegen zum eigenen Ich.

«So etwas läßt sich bildlich nicht ausdrücken», sagt er, «man wird immer nur das Äußere festhalten, aber nicht den Kern einer Philosophie darstellen können».

Er, Maha Mani, sei gern bereit, uns seinen Tempel zu zeigen, uns zu erklären, was die verschiedenen Zeichen an den Pagoden bedeuten und weshalb jeder einzige Schüler in Thailand einmal in seinem Leben freiwillig das gelbe Gewand anlegt und mehrere Monate ins Kloster zieht. Aber auf einen Film in diesem Tempel müßten wir leider verzichten. Schließlich hätten die Mönche später keinerlei Einfluß mehr auf den Filmkommentar; da könnten allerlei Mißverständnisse und Fehlinterpretationen entstehen.

Unser Plan ist gescheitert. Die Enttäuschung darüber ist uns anzusehen. Wir sind gerade dabei, uns dankend zu verabschieden, als mir ein Gedanke kommt:

«Wie aber wäre es, wenn Sie den Film machen würden? – Wenn

Buddhistische
Mönche beim
Strassenbau.



wir uns lediglich darauf beschränkten, Ihnen mit unserer Technik und eventuell mit einigen dramaturgischen Ratschlägen zur Seite zu stehen? Wenn wir Ihren Kommentar übersetzen und Ihnen die Endfassung später schicken, damit Sie sie gegebenenfalls noch ändern können?»

Nachdem Maha Mani meinen Vorschlag übersetzt hat, wird wieder in aller Ruhe diskutiert. Ich biete der Runde Zigaretten an, einige der Mönche greifen zu. Nach einer Weile ruft der Abt nach einem Novizen, der uns eine riesige Durion-Frucht und ein großes Messer bringt. Durions sind grüne birnenförmige, etwa fünfzig Zentimeter lange Früchte, deren penetrant süßlicher Geruch überall in Bangkok anzutreffen ist.

Während der Abt die Frucht sorgfältig zerteilt, erfreut uns Maha Mani mit der Nachricht, daß mein Vorschlag gut sei und die Mönche vom Wat Poh unter diesen Bedingungen bereit sind mitzuwirken.

«Die Mönche vom Wat Poh» – so soll unser Film heißen! Wir bedanken uns bei der Runde, indem wir allen freudig zunicken. Mit breitem Lächeln reicht der Abt jedem von uns einen weichen klebrigen Teil des Fruchttinneren. Es sei gesund und kräftigend, läßt er uns sagen. Unsicher und etwas verlegen blicken wir auf

das stinkende unbekanntes Zeug. Schließlich ringe ich mich dazu durch und stecke es in den Mund. Nachdem ich weder erbreche noch umfalle, machen es mir die anderen zögernd nach. Es schmeckt nicht so schlecht, wie es riecht.

Die Mönche lachen gutmütig über unsere gequälten Gesichter. Dann verabschieden wir uns. Maha Mani will noch am gleichen Abend zu einer ausführlichen Besprechung in unser Hotel kommen.

In seinem Buch «Buddha, die Lehre des Erhabenen» charakterisiert Martin Steinke das Wesen des Buddhismus folgendermaßen:

«Die Buddha-Tat bestand nach schriftlichen und mündlichen Überlieferungen darin, daß der Sâkyersohn Sidattha, der spätere Asket Gotama, als erster Mensch auf rein erkenntnismäßige Weise fand und aufzeigte, wie durch den Gebrauch der Kräfte des Verstandes, der Vernunft, des Willens, der Einsicht, der Freude, des Gleichmuts und vieler anderer Kräfte rechte Menschlichkeit geweckt und durch die Entfaltung dieser Kräfte der Mensch befähigt wird, das Leiden aufzuheben und den Zustand der Leidfreiheit freudig, ruhig und klar bewußt zu erfahren.

Bei solchen Betrachtungen ist kein Raum für die Begriffe 'Gott', 'Seele' oder 'Glauben', wie wir sie gebrauchen. Der Mensch bleibt auf sich selber gestellt. Was ihn mit dem Unergründlichen, Ewigen verbindet, ist die Ehrfurcht.»

Der Alltag des Thai wird von dieser Lebensphilosophie geprägt und verleiht seinem Antlitz die heitere Freundlichkeit und seinem Wesen eine bewundernswerte Selbstlosigkeit. Für ihn gibt es nur fünf Gebote: du sollst nicht töten, nicht stehlen, nicht ehebrechen, nicht lügen und keine berausenden Getränke trinken.

Was ihn wohl am meisten von uns unterscheidet: er leidet nicht unter der Einmaligkeit des Erdenlebens, lebt nicht unter dem Zwang, alles in die siebzig oder achtzig Jahre eines einzigen Lebens hineinzupressen. Dies ist auch die Erklärung dafür, daß der Mensch des Ostens weniger der Entwicklung seiner intellektuellen Fähigkeiten und der Fortschrittsgläubigkeit huldigt, sondern sich viel stärker der geistig-seelischen Vertiefung, der Verbesserung seiner moralischen Haltung zuwendet.–

– Pünktlich, wie vereinbart, ist Maha Mani in der Halle des berühmten Oriental-Hotels. Hier erleben wir zum ersten Mal,

wie angesehen und populär unser Bikkhu in seinem Land ist: der Empfangschef, die Angestellten in der Rezeption, auch Gäste, die in der Halle sitzen, verneigen sich alle ehrfürchtig mit vor der Brust aneinandergelegten Händen.

Dann sitzen wir in meinem großen behaglichen Zimmer des «Oriental», im Altbau, der noch aus der Kolonialzeit stammt. Maha Mani hat seine Beine auf den Korbsessel gezogen, sie übereinandergelegt und scheint sehr bequem darauf zu sitzen. Er bestellt einen Topf Tee, nimmt aus seinem leuchtend gelben Seidenbeutel eine Packung Zigaretten, bietet uns davon an und nimmt sich dann selber eine: Rauchen, erklärt er, ist in keinen der zweihundert Verbote, die Buddha den Mönchen auferlegt hat, enthalten!

Bevor wir uns auf die Filmbesprechung konzentrieren, wollen wir unseren neuen Regisseur näher kennenlernen. Bereitwillig erzählt er uns aus seinem Leben:

Mani ist der Sohn eines Bauern. Mit acht Jahren kam er ins Kloster. Später hat er an der buddhistischen Universität in Bangkok Philosophie, Psychologie und Soziologie studiert. Heute ist er die rechte Hand des Abtes und zugleich – wie man das bei uns nennen würde – sein Pressereferent. Daneben ist er an zwei Universitäten Dozent für Philosophie und Psychologie. Außerdem hat er viel mit der Organisation des Tempels zu tun, in dem ein Dutzend Schulen untergebracht sind. Jeden Sonntag tritt er im Fernsehen auf. Seine Sendung heißt «Buddhas Lichtstunde» und entspricht etwa unserem «Wort zum Sonntag». Manis Sendung läuft über mehrere Kanäle und wird zugleich von allen Hörfunksendern übernommen.

Bei den organisatorischen Fragen des Filmes erleben wir Manis Fernseherfahrung: immer versteht er sofort, worauf ich hinauswill, und in kurzer Zeit steht unser Drehplan fest.

Am nächsten Morgen treffen wir Maha Mani im Wat Poh. Er will uns eine sehr interessante Sammlung geschichtlicher Sandstein-Reliefs zeigen, die dem Tempel auch den Namen «Universität in Stein» verliehen haben. Viele dieser Wandreliefs werden von Studenten des Tempels mit einer Art Kohlestift auf Pergament übertragen und an Besucher verkauft. Damit keine Unbefugten sie kopieren oder beschädigen, werden die Reliefs ständig bewacht.

Manis Büro im Zentrum des Tempels ist äußerst diesseitig mit zwei Telefonen und einem Fernschreiber ausgestattet – im krasen Gegensatz zu seiner schlichten Mönchszelle, die daneben

liegt. Wie alle Bikkhus schläft er in keinem Bett, sondern direkt auf dem Boden.

An diesem Vormittag muß er seine beiden Telefone vor unserem Kommen gleichzeitig benützt haben, jedenfalls hat er ein gewaltiges Programm für uns vorbereitet: Morgen um sechs Uhr früh wird uns ein Bus mit acht jungen Mönchen nach Phra Pathom Chedi fahren, dem ältesten buddhistischen Heiligtum Thailands, etwa zwei Autostunden nördlich von Bangkok.

Mani schlägt vor, daß die von ihm ausgesuchten jungen Mönche durch den ganzen Film führen sollen. Sie sind für diese Zeit von ihren Verpflichtungen im Tempel freigestellt.

Es gibt etwa zweihunderttausend Bikkhus in Thailand. Im Gegensatz zu den christlichen Mönchen können sie jederzeit wieder ins weltliche Leben zurückkehren, ohne daß irgendein Makel an ihnen haften bleibt. Im Grunde sind sie also alle «Mönche auf Zeit», obwohl der größte Teil von ihnen dem Orden treu bleibt. In Thailand ist es Sitte, daß jeder Mann einmal in seinem Leben die gelbe Kutte anlegt und sich für mehrere Monate ins Kloster zurückzieht. Das erklärt auch die Verbundenheit der Bevölkerung mit ihren Bikkhus. Es ist zum Beispiel eine Selbstverständlichkeit, daß sie von der Bevölkerung mit Lebensmitteln versorgt werden. Auch für die Telefon- und Lichtrechnungen der Tempel gibt es Spender.

«Oberflächliche westliche Beobachter bezeichnen uns immer wieder als Bettelmönche», sagt Mani, «in Wirklichkeit bedeutet Bikkhu aber: 'Einer, der schweigend das annimmt, was ihm geboten wird'. Das ist ein gewaltiger Unterschied! Wir sind keine Almosenempfänger, sondern werden von Menschen erhalten, denen das Geben eine Ehre und Freude ist – und die sich wiederum in vielen Lebenskonflikten an uns wenden.»

Übermorgen will uns Mani den Bittgang seiner Bikkhu-Brüder filmen lassen. Er hat schon alles dafür vorbereitet und einen stillen Vorort ausgesucht, damit Verkehr und Lärm die Dreharbeiten nicht stören.

Abends begleitet uns Mani ins Hotel zurück. Der starke Tee und seine Zigaretten machen ihn immer munterer. Mich fasziniert die Präzision, mit welcher dieser Mönch seine Planungen entwirft und dabei nichts außer acht läßt. Selbst Sonnenstand, An- und Abfahrtszeiten zu den verschiedenen Drehorten sind in seinem Arbeitsplan genau berücksichtigt. In bewundernswerter Weise demonstriert uns dieser Mönch, daß Gelassenheit keineswegs identisch ist mit Lässigkeit!

Erster Drehtag!

Schon aus weiter Ferne leuchtet der hundertfünfundzwanzig Meter hohe Turm mit seinen glasierten Ziegeln wie pures Gold in der Sonne. Der Tempel Phra Phatom Chedi gilt als das höchste und für viele in seiner vollkommenen Symmetrie auch als das schönste sakrale Bauwerk in Thailand. Mich beeindruckt besonders ein vierundzwanzig Meter hoher stehender Buddha. Sein Kopf stammt aus der Sukhodaya-Periode, der Körper wurde erneuert.

Maha Mani zeigt uns ein altes «Rad der Lehre», das im zweiten Jahrhundert aus Stein gehauen wurde. Es gibt auch steinerne Fußabdrücke des «Erhabenen».

Wir lassen unsere acht Mönche an den Kunstwerken vorbeiziehen: so sind sie es, die den Zuschauer durch das Heiligtum führen. Schon bei den ersten Aufnahmen zeigt sich, wie sensibel diese Jünglinge sind. Ein paar kleine Winke mit der Hand genügen, um ihnen den richtigen Abstand verständlich zu machen. Auch muß ich sie kein einziges Mal darauf aufmerksam machen, daß sie nicht in die Kamera blicken sollen.

Mani und ich haben unsere Aufgaben bei den Dreharbeiten nicht besprochen oder abgegrenzt, trotzdem funktioniert alles vom ersten Tag an hervorragend. Jeder nimmt Rücksicht auf den anderen, keiner drängt sich vor: meist genügt ein kurzer Blickwechsel.

Mani führt uns zu den Motiven, die filmische Gestaltung überläßt er mir. Daß seine Persönlichkeit, die Verehrung, die ihm überall entgegengebracht wird, vieles so leicht für uns macht, bemerken wir kaum – eben, weil alles so einfach, so reibungslos vonstatten geht.

Auf dem Rückweg nach Bangkok besuchen wir ein Dorf, das – wie beinahe alle kleinen Orte hier – an einem Bach liegt. Die Thais sind daran gewöhnt, mehrmals täglich im Bach oder Fluß zu baden. Auch habe ich auf meinen Reisen nirgends so auffallend viel Wäsche an Leinen flattern sehen. Die weißen Hemden der Männer sehen immer aus wie neu gekauft: die Thais sind, was Sauberkeit betrifft, äußerst penibel.

Das gilt übrigens auch für ihre Speisen. Immer wieder wird dem Touristen bei uns dringend geraten, sich von einer Thailand-Reise gegen Cholera, Ruhr und andere Durchfallerkrankungen impfen zu lassen. Das widerspricht meinen Erfahrungen. Ich bin zwölf Mal ohne irgendwelche Schutzimpfungen in Thailand gewesen, habe in Städten und auf dem Land fast ausschließlich

in einheimischen Lokalen gegessen, und alles ist mir bestens bekommen. (Das gehört übrigens auch zu unserem Thema Fähigkeit: wer Angst hat vor allem, was «fremd», was «anders» ist, der kann sich nie an dem Unbekannten, dem Ungewohnten erfreuen! Ein ruhiges Vertrauen kann stärken, ja beinahe immunisieren!)

Gleich hinter dem kleinen Dorf, das uns Mani zeigt, wird eine Schule gebaut. Der Anblick ist außergewöhnlich: die Bauhandwerker sind durchwegs buddhistische Mönche! Einige von ihnen sitzen hoch im Gebälk, schwingen ihre schweren Hämmer und schlagen mit bewundernswerter Kraft die Dachbalken fest. Dabei ist das gelbe Mönchsgewand eine höchst unpraktische Handwerkskleidung, weil es sich nur um ein langes Tuch handelt, das in mehreren Windungen um den Körper geschlungen wird und schon bei kleinen Bewegungen von der Schulter rutschen kann. «Es ist nicht überall Brauch, daß unsere Mönche direkt am Bau von Schulen mitarbeiten», erklärt uns Mani, «trotzdem sollten Sie es im Film festhalten, weil es symbolischen Charakter hat. Im allgemeinen ist es unsere Aufgabe, für den Bau neuer Schulen oder Bildungszentren zu sorgen, das heißt, das Geld dafür aufzubringen oder die Handwerker für ehrenamtliche Mitarbeit zu gewinnen. Wenn die Schulen dann fertiggestellt sind, übergeben wir sie dem Staat oder der Gemeinde. Bikkhus mit entsprechender Vorbildung können im Bedarfsfall als Lehrer tätig sein oder auch als Schulleiter. Über zwanzigtausend Schulen sind auf diese Weise entstanden, die meisten auf dem Land und in abgelegenen Dörfern im Busch.»

Während sich Kameramann und Assistent bemühen, das Baugeschehen in allen möglichen Nah- und Ferneinstellungen festzuhalten – wobei auch die Handwerksmönche auf den kleinsten Wink reagieren –, sitzen Mani und ich auf einem Holzstoß. Ich möchte von ihm erfahren, ob sich das soziale Wirken seiner Brüder noch in das Urkonzept des Hinayana, des klassischen Buddhismus, einfügen läßt.

Der sogenannte Hinayana-Buddhismus (die Lehre des historischen Buddha) war und ist eine ausgesprochene Mönchsreligion geblieben. Zu ihr bekehrten und bekennen sich «Edle», die auf dem von Buddha verkündeten Heilspfad die eigene Erleuchtung und Erlösung suchen. Im Hinayana geht es also vorwiegend um die eigene Erlösung, um «die Rettung aus dem Ozean im kleinen Fahrzeug», in dem man nur selbst Platz hat. Deshalb wird Hinayana auch als «das kleine Fahrzeug» bezeichnet.

Der historische Buddha betrachtete sich selbst immer nur als Wegweiser zum Heil und erhob keinen Anspruch auf kultische Verehrung. Aus diesen Gründen findet man in der älteren buddhistischen Kunst auch keine Buddhafiguren. Nach seinem Tod ging er ins Nirwana ein.

Zu Beginn unserer Zeitrechnung entstand ein neuer Zweig des Buddhismus. Er nennt sich Mahayana, «das große Fahrzeug», und wurde später zur eigentlichen buddhistischen Weltreligion. Gustav Mensching definiert das Wesen des Mahayana (in seinem Buch «Buddhistische Geisterwelt») folgendermaßen: «Während im Hinayana der Erleuchtete nur ein Lehrer sein möchte, erscheint im Mahayana eine Buddhawelt mit heilfördernden, dem Geburtenkreislauf durch eigenes Bemühen entnommenen Buddhas und Bodhisattvas, die auf das vollkommene Eingehen ins Nirwana verzichtet haben. Sie wollen den noch im Unheilskreislauf der Wiedergeburt stehenden Wesen, die sich nach einer Erlösung sehnen, hilfreich zur Seite stehen. Mit diesen 'Heiligen' konnte auch ein wirklicher Kultus entstehen, den es im Kleinen Fahrzeug nicht gibt, weil dort ja das numinose Kultobjekt fehlt.»

– Wir sind wieder auf der Landstraße. In einem kleinen Lokal haben sich unsere Darsteller gestärkt, denn nach zwölf Uhr mittags dürfen sie bis zum nächsten Morgen nichts mehr zu sich nehmen: eine der Mönchsregeln, die strikt eingehalten wird. Ein leichter Regen hat eingesetzt, wir müssen langsam fahren. Plötzlich ein Ruck: der VW-Bus steht. Ich kann aber weit und breit kein Hindernis erkennen und blicke Mani, der neben mir sitzt, fragend an. Er lacht und deutet auf die Straße, direkt vor den Bus. Dort robbt ein etwa vierzig Zentimeter langes Tier über die Straße. Im ersten Moment sieht es wie ein Fisch aus. Ich blicke genauer hin: es ist tatsächlich ein Fisch!!

«Fische wechseln bei Regen oft ihr Revier. Der hier kommt von dem rechten Reisfeld und möchte in den Fluß», erklärt Mani, und alle blicken wir auf die Straße und verfolgen den Fisch, der geschickt verschiedene Pfützen zum Vorwärtskommen ausnützt. Ich lobe die Tierliebe des Fahrers, und Mani sagt, daß das erste Gebot der Buddhisten «Du sollst nicht töten» heißt und sich auch auf Tiere bezieht. Das ist der Grund dafür, daß Buddhisten niemals das Handwerk eines Metzgers ausüben. Man hält sich an die Gebote, überläßt das Töten der Tiere den Mohammedanern – und genießt trotzdem die fleischhaltigen Speisen.

Thailand ist eines der wenigen Länder, in denen sich der Ur-



Maha Mani
im Tempel
Wat Poh.

Buddhismus erhalten hat. Am besten wäre es, meint Mani, wenn wir für ein paar Tage zu ihm in den Tempel ziehen würden, um selbst zu erleben, wie dort der Alltag abläuft.

So tauschen wir gleich am nächsten Tag unsere komfortablen Hotelzimmer gegen karge Mönchszellen und unsere weichen Betten gegen den Fußboden, auf den uns die Mönche aber Decken gelegt haben. Wir sind nun mitten unter ihnen und können das erstaunlich vitale Leben in dem großen Tempelbereich bis spät in die Nacht auf uns wirken lassen.

Da sind nicht nur die vielen Schulklassen, die im Hof unter den Vordächern unterrichtet werden; ständig kommen Leute, auch ganze Familien, die bei den Mönchen um Rat und Lebenshilfe bitten.

Andere feiern ihre Feste im Tempel: Geburtstag, Hochzeit oder ein Jubiläum. Auch Totenfeiern, die hier eher einen hellen, fast heiteren Eindruck machen, weil die Angehörigen alle davon überzeugt sind, daß der Dahingegangene wieder eine Stufe höher steigen darf auf dem Pfad der Erlösung.

Sogar gewisse Volksfeste dürfen in den Tempeln veranstaltet werden. Wir erleben gerade den Aufbau eines Theaters, und abends verfolgen wir mit vielen hundert Zuschauern die Dramatisierung alter Legenden.

Mich beeindruckt vor allem die Morgen- und Abendgebete der Bikkhus. Sie versammeln sich dazu im Haupttempel und beten in einem eigenartigen rhythmischen Chor. Bei längerem Zuhören gerate ich in eine Art «schwebende Trance», ein melodiöses Entrücktsein, das ich als außerordentlich angenehmen Zustand empfinde.

Am zweiten Tag kommt Mani in unsere Klause und fordert uns auf, ihn mit unserer Filmkamera zu begleiten. Ein zerstrittenes Ehepaar hat angerufen und um den Besuch einer Tempeldelegation gebeten. Mani erklärt uns, daß bei einer Streit-Schlichtung immer drei Mönche anwesend sein müssen:

«Wenn nur zwei von uns gehen, besteht die Gefahr, daß jeder eine andere Partei ergreift. Dann können sie nicht schlichten! Deshalb muß ein dritter mitgehen, gewissermaßen als Zünglein an der Waage.»

Wir quetschen uns alle in das wartende Taxi und fahren in einen Vorort.

Der Hausherr hat sich mit unserer Anwesenheit einverstanden erklärt. Nun, wir verstehen ja sowieso kein Wort. Die drei Mönche haben sich auf den Boden gesetzt, das Ehepaar ihnen

gegenüber. Es ist stark zu spüren, daß sich die beiden nicht vertragen, obwohl während des folgenden Gesprächs kein lautes Wort fällt. Die freundliche Ruhe der Mönche zwingt das Ehepaar offensichtlich zur Beherrschung, und die zornige Spannung läßt allmählich nach. Etwa eine Stunde dauert die Beratung, die offensichtlich zu einer Lösung für das Ehepaar führt: ihr Lächeln zum Schluß, ihre freudigen Dankesworte wirken echt. Sie geben den Mönchen ein Paket mit Lebensmitteln, Zigaretten und Geld für das Taxi mit auf den Weg. (In Bangkok gibt es keine Straßenbahnen und keine Omnibusse.)

Hinter dem Domizil des Abtes steht ein gepflegter Mercedes, er wird ständig benützt. Der alte Herr spielt eine bedeutende Rolle im Erziehungswesen des Landes und ist dauernd unterwegs. Im thailändischen Erziehungs-System gehen religiöse und bürgerliche Schulausbildung Hand in Hand. Der Buddhismus bildet die Grundlage zu einer guten staatsbürgerlichen Gesinnung. Dank der ungebrochenen Tradition des Staats- und Kulturbewußtseins kann das thailändische Erziehungswesen durchaus als «Normalfall» des buddhistischen Ausbildungssystems angesehen werden.

Wat Poh, der große Tempelbau, ist rechteckig angelegt und ganz von einer hohen Mauer umgeben, in die insgesamt sechzehn Tore führen. Auch die einzelnen Klosterhöfe im Innern sind durch Mauern abgeteilt. Vor ihren Toren stehen riesige Tempelwächter aus Stein, mit furchterregenden Gesichtern, die an chinesische Dämonenfiguren erinnern.

Am berühmtesten, das heißt am meisten besucht, ist eine schmale, hohe und sehr lange Tempelhalle. Sie ist über einen liegenden vergoldeten Buddha gebaut. Die gewaltige Figur ist sechzehn Meter hoch und achtundvierzig Meter lang. Allein die Fußsohlen sind fünf Meter hoch und ganz mit Perlmuttersteinchen besetzt. Die Figur stellt Buddha kurz vor seinem Übergang ins Nirwana dar.

Wir finden kaum Zeit, solche Kostbarkeiten in Ruhe zu betrachten: Maha Mani hat ein dichtes Programm ausgearbeitet. – Nach Einbruch der Dunkelheit sitzen wir täglich in seinem Domizil und besprechen den kommenden Tag.

Meist ist sein Freund Bikkhu Camol dabei, der zwar kein Wort Englisch versteht, aber eine derartige Begeisterung ausstrahlt, daß man sich immer freut, ihn in der Nähe zu haben. Camol ist etwa vierzig Jahre alt und für den Schulbau und den Einsatz der Bikkhus als Lehrer verantwortlich.

Tagsüber begegne ich ihm öfter, und sein mächtiges «Hello, Mr. Ott!» werde ich nie vergessen. In diesen Gruß versteht Camol so viele Nuancen zu legen, daß ich sofort weiß, was er damit ausdrücken möchte. Er spielt sogar mit den zwei einzig möglichen Pausen zwischen den Worten, so daß ich mich jedesmal ganz besonders freue, wenn ich ihn von weitem erkenne und gespannt bin, mit welchen Zwischentönen er seinen Gruß diesmal verfeinert.

Seine Schüler verehren ihn als einen Freund, der aber seine Autorität dadurch nicht verliert – im Gegenteil. Er braucht sie nicht unter Beweis zu stellen. Ich habe nie erlebt, daß Camol aus der Fassung geriet.

Die Versammlungshalle ist für die Mönche das eigentliche Zentrum ihres Tempels; wir würden sie Kirche nennen. Der Raum wird von einer großen Buddha-Statue beherrscht, deren harmonisch-gesammelter Gesichtsausdruck die Meditation der Mönche zu fördern und zu behüten scheint.

Das Gebäude ist ringsherum von einem Klosterhof umgeben, dessen überdachte Mauern eine Art Galerie bilden. Dreihundertvierundneunzig vergoldete Buddhafiguren sind dort ausgestellt. Durch Mani erfahren wir, daß jede dieser Statuen ihren eigenen Mäzen hat, der dafür sorgt, daß «seine» Figur immer im besten Zustand ist; er kümmert sich auch um nötige Nachvergoldungen.

«Wenn Sie genau hinsehen, dann werden Sie bemerken, dass jede der Statuen eine andere Handhaltung hat. Das soll die verschiedenen Meditations-Stadien zum Ausdruck bringen. In ein paar Worten kann ich Ihnen das aber nicht erklären», sagt Mani, während er uns in einen anderen Tempelhof führt.

Dort befindet sich in der Mitte ein großes ausgemauertes Becken. Es ist etwa knöchelhoch mit Wasser gefüllt, in dem einige Schildkröten träge herumpaddeln. Auf einer breiten Stufe, die zum Becken führt, liegen ein paar typische Straßenhunde, die man überall in Thailand trifft. Erstaunlicherweise sind auch Katzen dabei, ohne daß es zu Raufereien kommt. Alle Tiere sehen krank oder ausgehungert aus.

«Das ist unser Tierasyl», erklärt Mani. «Die Leute bringen immer wieder kranke, verletzte oder herrenlose Tiere zu uns, damit wir sie pflegen. Wir haben einen eigenen Novizen, der sich um diese Tiere kümmert und sie mit Futter versorgt. – Aber jetzt müssen wir zurück: es ist schon halb zwölf.»

In der Versammlungshalle, zu Füßen des lächelnden Buddha, sitzen bereits mehrere Mönche beim Essen. Es gibt Reis, Huhn und Gemüse; gar nicht so asketisch, wie wir es erwartet haben. Jeder hat sein Eßgeschirr, kleine Schalen aus Aluminium. Für uns hat man Emaille-Teller besorgt, die aus großen dampfenden Töpfen gefüllt werden. Wir setzen uns ebenfalls auf Bastmatten, die in den Arkaden auf den Boden gelegt wurden. Es schmeckt! «Hello, Mr. Ott!» Bikkhu Camol setzt sich neben mich. Sein breites malaysisches Bauerngesicht mit den großen dunklen Mandelaugen ist ein einziges Strahlen. In seiner Gegenwart schmeckt es noch besser.

Ich blicke in die Runde und bemühe mich um eine Zwischenbilanz. Wir sind noch keine acht Tage in Thailand und sitzen schon ganz selbstverständlich unter den führenden Bewahrern des Hinayana-Buddhismus im ältesten Tempel von Bangkok. Wir essen mit den Mönchen, wohnen bei ihnen, dürfen alles filmen ... Viel zu leicht neigen wir dazu, alles Schöne und Gelungene als selbstverständlich hinzunehmen. Nur selten machen wir uns Gedanken darüber, daß es auch anders hätte kommen können.

Im Licht der aufgehenden Sonne des nächsten Morgens filmen wir den Bittgang der Mönche. Vor den Villen wohlhabender Bürger sind Tische aufgebaut, die geradezu überborden: Dutzende von herrlich reifen Ananas, Bananen und anderen bunten Früchten, mit Reis gefüllte Silberschalen, Fischfilets, Geflügelteile und andere Köstlichkeiten, Gemüseschüsseln in reicher Auswahl ... Mag sein, daß für die Filmaufnahmen das Angebot besonders reichlich ist, daß die Geldkuverts für die alltäglichen Notwendigkeiten der Mönche heute besonders großzügig gefüllt wurden, und vielleicht ist auch die Blumendekoration nicht immer so aufwendig. Trotzdem scheint mir, daß die wohlhabenden Gönner den Bikkhus ein Leben nach der Grundregel «Einfach leben und hoch denken» nicht immer ganz leicht machen.

Die Zeremonie des Bittgangs ist stets dieselbe. Die Bürger – meist Ehepaare – legen zum Gruß vor der Brust die Hände aneinander und verneigen sich. Die Bikkhus erwidern diesen Gruß, bevor sie sich an dem Gabentisch bedienen. Dabei herrscht Schweigen. Der Bikkhu ist «einer, der schweigend und mit Anstand bittet». Zum Abschied wird der Gruß von beiden

Seiten wiederholt. Ein Ritual, das sich überall in den buddhistischen Ländern bei Sonnenaufgang vor vielen tausend Häusern abspielt. (Im Gegensatz zu Indien oder Pakistan ist Thailand ein Land, in dem es keinen Hunger und keine Bettler gibt.)

Thailand wird mit «Land der Freien» übersetzt. Und in der Tat hat dieses Land nie unter fremder Herrschaft gestanden. Mit bewundernswertem Geschick haben es seine Könige verstanden, einer, besonders im letzten Jahrhundert, drohenden Kolonialisierung zu entgehen. Auch heute noch wird die Politik des Sich-zwischen-den-Machtblöcken-Haltens erfolgreich weitergeführt. Der Thai ist seinem Wesen entsprechend immer höflich, immer gastfreundlich, aber nie unterwürfig. Wir sind ebenbürtige Partner für ihn.

Rund vierhundert Tempel sind über Bangkok verstreut. Die meisten von ihnen stehen in irgendeiner Beziehung zum Wat Poh, dem Zentrum. Heute werden wir ein kleines Wat am Rande der Stadt besuchen, in dem ein wundertätiger Heiler wirken soll. Wir haben bereits am Tag unserer Ankunft von ihm gehört, eine recht wundersame Geschichte, die der Frau des deutschen Botschafters widerfahren ist: Sie sollte Königin Sirikit bei einer Reise durch die Bundesrepublik begeiten und hatte sich sehr darauf gefreut. Die Koffer waren bereits gepackt, als sie sich wenige Tage vor der Abreise den kleinen Zeh brach. Ein sehr schmerzhafter Bruch, bei dem längeres Gehen – besonders in modischen Schuhen – für die nächsten Wochen ausgeschlossen schien.

Nachdem ihr mehrere Ärzte in Bangkok dazu rieten, die Reise aufzugeben und sie ihren Flug gerade absagen wollte, empfahl ihr eine Hausangestellte, den «heilenden Mönch» aufzusuchen. Drei Tage hintereinander mußte sie zu ihm gehen, dann waren die Knochen zusammengewachsen, und der Zeh tat nicht mehr weh.

Als wir ungläubig über diese Geschichte lachten, ging die Frau des Botschafters in ihr Zimmer und zeigte uns datierte Röntgenbilder: der eindeutige Beweis für die Heilung eines Knochenbruchs innerhalb dreier Tage. «Wie er es zustande gebracht hat, kann ich Ihnen nicht sagen», sagte die Botschafterin, «er hat meinen Zeh nur ganz sanft mit einem Öl eingerieben und jeweils etwa zehn Minuten darüber meditiert. – Jedenfalls verdanke ich ihm, daß ich die Reise doch noch mitmachen konnte!»

Der wundertätige Mönch

Am frühen Nachmittag erreichen wir den kleinen Tempel des Heilers. Von außen ist er kaum als Tempel zu erkennen. Eine schmale Treppe führt hinauf zur Behandlungsstätte. Etwa fünfzig Menschen stehen Schlange und warten geduldig. Während unsere Mönche dem Kamerateam helfen, die Filmgeräte ins Tempelinnere zu schaffen, bleibt Mani und mir Zeit, den Heiler bei der Arbeit zu beobachten.

Etwa siebzig oder fünfundsiebzig Jahre wird er alt sein. Im Buddhasitz thront er auf einem kleinen Podest. Ein gütiges, in sich gekehrtes Gesicht. Ob er seine Patienten überhaupt bewußt aufnimmt? Oder gehört das zu den Aufgaben seiner beiden Helfer? Jeder ist mit einem anderen Ritual beschäftigt. Der eine hat eine große brennende Kerze vor sich stehen und klopft mit einem Pistill-ähnlichen hölzernen Stab auf ein massives Stück Holz. Ein monotones Klopfen, das entspannend, ja geradezu ermüdend wirkt.

Vor ihm sitzt eine ältere Frau mit gebeugtem Kopf. Sie hat ein kleines Kind auf dem Schoß, das anscheinend schläft.

Der andere Mönch behandelt mit einer Art Weihwasser. Er nimmt einen Schluck davon aus einer großen Karaffe, meditiert dann einige Zeit und sprüht das Wasser in einer Technik aus seinem Mund, daß es sich wie ein Sprühnebel auf die Körperstellen verteilt.

«Knochenbrüche oder Verrenkungen sind seine Spezialität», flüstert Mani, «er behandelt aber auch Rheuma und Gicht.» Eine weihevollere Stille liegt über dem kleinen Heilstempel, die nur von dem eintönigen Klopfen des einen und dem gelegentlichen Wassersprühen des anderen Mönches unterbrochen wird. Obwohl die beiden Helfer die Handelnden sind, ist die Hauptperson in diesem Raum ganz eindeutig der meditierende Alte. Kein Laut ist von ihm zu hören, keinerlei Bewegung zu sehen, und doch zieht er durch seine unglaublich starke Ausstrahlung die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich.

Wenn man davon ausgeht, daß Stimmungen, bzw. Einstimmungen, den Heilungsprozeß beeinflussen können, dann ist hier die beste Voraussetzung für ein großes Vertrauen, ein starkes Geborgenheitsgefühl gegeben, das sich, soweit möglich, auch auf den Körper überträgt. Der Kranke wird entspannt und empfänglich, so daß der Heiler imstande ist, psycho-biologische Kräfte in Gang zu setzen bzw. zu aktivieren, die zum Beispiel

die Heilung eines Knochenbruchs von Wochen auf Tage verringern können.

Ich glaube, daß die beiden Helfer durch das eigentliche Medium, den alten Mönch, die Heilkräfte erhalten und mit ihren Ritualen lediglich auf den Patienten übertragen.

Der alte Mönch ist in ganz Thailand bekannt. Immer wieder kommt es vor, daß ihn Hilfesuchende aus sehr großen Entfernungen anrufen. Dann setzt er sich mit dem Gesicht in die Richtung, aus welcher der Anruf kommt und konzentriert sich auf den Kranken. Dadurch entstehen viele Fernheilungen, für die es keine logische Erklärung gibt.

– Abends führt uns Maha Mani in eines jener ländlichen Lokale, in denen man sich ganz ungezwungen durch die vielseitig gewürzten Leckerbissen des Landes hindurchschlemmen kann. Unser Gespräch kreist noch immer um den alten ehrwürdigen Heilmönch, der auch von vielen Angehörigen des Königshauses besucht wird.

«Ihn berührt das alles nicht», sagt Mani. «Er behandelt arme und reiche Leute, ernährt sich von dem, was ihm gebracht wird und führt ein zurückgezogenes Dasein in dem kleinen Tempel.» Ob dieser Heiler auch Arzneien verordnet? Mani erklärt, der Mönch wisse über alle Heilmittel Bescheid, die in der Volksmedizin vorkommen. Und das seien sehr viele. «Er hat sie von seinem Vorgänger, seinem Meister, gelernt und gibt dieses Wissen an seine Schüler weiter – wie das eben in der Volksmedizin Brauch ist. Die Vielfalt unserer Naturheilmittel können Sie bei uns im Wat Poh kennenlernen, dort haben wir eine Sammlung, in einem kleinen Seitentempel. Es ist keine tote Sammlung; sie wird noch immer als Apotheke benützt.»

Ayurveda – die Wissenschaft vom gesunden Leben

Am nächsten Morgen zeigt uns Mani seinen Tempel aus einer völlig neuen Perspektive, die wir ohne ihn wohl niemals entdeckt hätten. Er führt uns zu großen Marmortafeln, die in die Wandgänge eingelassen sind. Die wichtigsten Ayurveda-Rezepte (für uns leider nicht lesbar) sind dort eingemeißelt. Etwa zweihundert sollen es sein.

Ayurveda ist eine altindische Ganzheitsmedizin. Wörtlich übersetzt heißt sie «die Wissenschaft vom gesunden Leben». Es handelt sich um eine mystisch-philosophische Medizin. In Indien hatte sie ihren Höhepunkt etwa 600 vor Christus. Hier in Thailand wird sie mehr als Volksmedizin ausgeübt. Das Haupt-

anliegen des Ayurveda-Arztes zielt dahin, ein gestörtes Gleichgewicht beim Patienten, sei es nun das innere Gleichgewicht – also zum Mikrokosmos – oder das äußere, zum Makrokosmos, wiederherzustellen.

Maha Mani erklärt das so: «Für uns ist der Mensch ein Teil dieser Welt. Er muß mit seiner Umwelt – nicht nur mit seiner Familie, auch mit der Natur – in ständiger Harmonie leben. Einer der Hauptunterschiede zur westlichen Medizin liegt darin, daß die Patienten ihren Ayurveda-Arzt auch um Rat fragen, wenn sie gesund sind. Ein klassischer Ayurveda-Doktor ist also mehr als nur Arzt: er ist Familienberater, Lebensberater, Seher und Philosoph. In Thailand gibt es etwa dreissigtausend Ayurveda-Heiler, die meisten leben auf dem Land.»

Die klassische, philosophisch untermauerte Ayurveda-Wissenschaft wird in Indien auch an den Universitäten gelehrt. An der berühmten Varanasi-Universität in Benares können sich auch europäische oder amerikanische Mediziner in Ayurveda-Spezialkursen ausbilden lassen. Das dürfte aber nicht einfach für sie sein, weil vieles ihrer medizinischen Grundausbildung widerspricht, das heißt, sie müssen lernen umzudenken.

So werden zum Beispiel auch astrologische Konstellationen bei der Ayurveda-Therapie berücksichtigt. Auch Massagen spielen eine wichtige Rolle. Andere Massagen freilich, als sie in Thailand in den sogenannten Massagesalons angeboten werden.

Obwohl wir im Tempel schon mehrmals daran vorbeigegangen sind, hat es keiner von uns bisher beachtet: Mani führt uns zu einem kleinen Gärtchen, in dessen Zentrum ein übermannshoher Felsen steht. An seinen Ausbuchtungen sind etwa handgroße Darstellungen von Masseuren und Patienten aufgestellt. Eine kleine anschauliche Schule für solche, die die medizinisch wirksamsten Massagehandgriffe des Ayurveda erlernen wollen. Ein paar Schritte weiter stehen wir vor einem kleinen Holztempel, dessen Türen weit geöffnet sind. Drinnen stehen zahllose Regale voller Flaschen mit getrockneten Pflanzenteilen. Auf einer Anrichte entdecken wir zylinderförmige Glasbehälter mit präparierten Schlangen, Fröschen und anderen kleinen Reptilien. Davor ist das Skelett eines Elefantenschädels aufgebaut. Eine bunte Sammlung von Pflanzen, Tieren und Mineralien, wie sie in der Ayurveda-Medizin verwendet werden.

An einem rotlackierten Tisch hantiert der Ayurveda-Apotheker. Im Augenblick flößt er einem kleinen Kind Hustensirup ein,

ganz vorsichtig, kein Tröpfchen geht daneben. Wir beobachten ihn eine Weile. Da werden Pülverchen, Salben und Tinkturen verteilt, und alles ist blitzsauber in der kleinen Tempel-Apotheke.

Maha Mani stellt uns vor. Der etwa vierzigjährige Apotheker holt ein altes Arzneibuch und zeigt es uns voller Stolz. Ein Buch, das man nicht umblättert, sondern wie eine Ziehharmonika auseinanderfaltet. Neben den Pflanzenbildern sind entweder unheimliche Dämonen abgebildet oder anmutige tanzende Gestalten. Sie sollen die heilsamen oder giftigen Pflanzenwirkstoffe symbolisieren.

«Im klassischen Ayurveda werden nur frische Heilpflanzen verwendet», erklärt uns der Apotheker. (Mani übersetzt). «Sie dürfen nicht mit Konservierungsmitteln versetzt werden, damit die natürlichen Rhythmen der Natur nicht gestört werden. Diese Rhythmen tragen viel zur Wirkung eines Arzneimittels bei, weil sie an der Verteilung der Wirkstoffe und ihrer Resorption im erkrankten Organismus wesentlichen Anteil haben. Der Nachteil solcher natürlicher Zubereitungen besteht darin, daß sie höchstens vier Wochen haltbar sind, also auch nicht exportiert werden können. An der Universität in Benares wird daran gearbeitet, natürliche Konservierungsmöglichkeiten zu finden.»

Unter Arkaden zwischen schönen hölzernen Buddhastatuen zeigt uns Mani, wie eine Gruppe von jungen Mönchen unterrichtet wird.

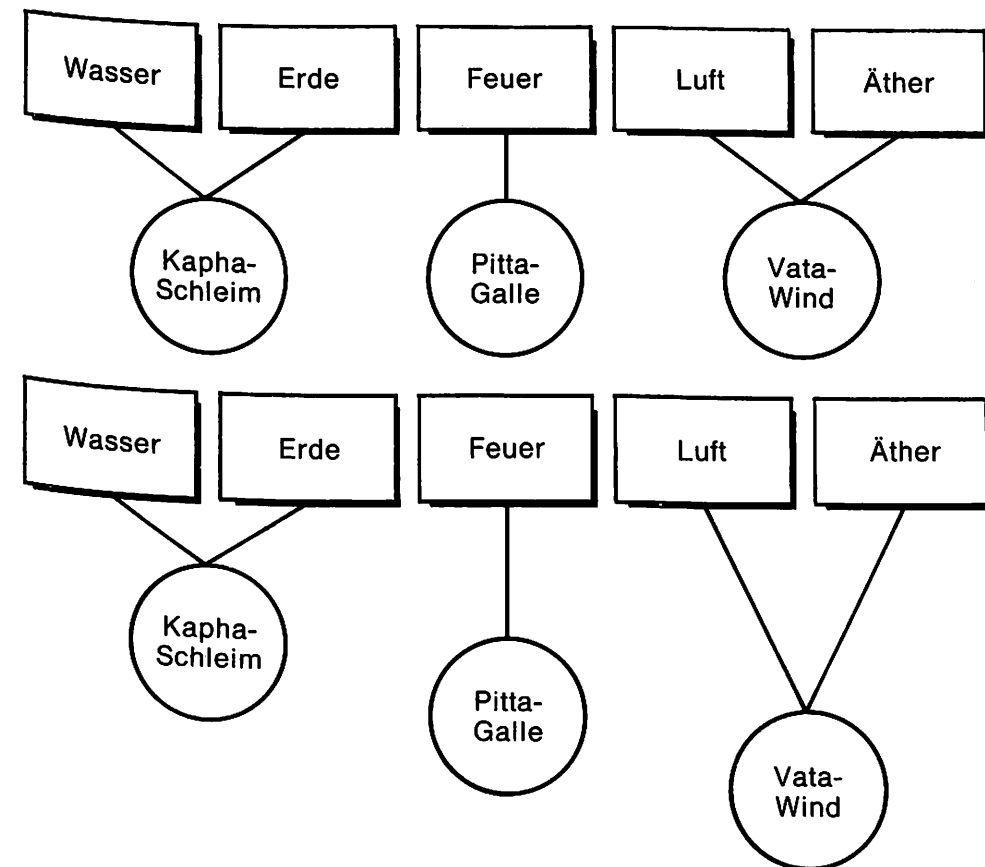
«Das ist unser Ayurveda-College. Sie können hier gern ein paar Szenen drehen. – Ich muß Sie nun für eine Stunde allein lassen, weil ich jetzt auch eine Klasse über die Geschichte des Erleuchteten zu unterrichten habe.»

Damit läßt uns Mani allein.

Der Ayurveda-Unterricht wird in der Sprache der Thais gehalten, und so verstehen wir kein Wort. Der Lehrer ist entweder filmerfahren oder wieder von einer bewundernswerten Intuition: er stellt sich immer richtig zur Kamera, blickt nie hinein und spricht ganz normal weiter. Auf einer Tafel hat er sie sogenannten drei Doshas aufgezeichnet. Das sind biologische Symbole, die sich aus den Elementen Erde, Wasser, Feuer, Luft und Äther ableiten. Die Lehre der Doshas bildet das Kernstück des Ayurveda. Ihre Interpretation und die der ganzen Ayurveda-Philosophie ist für uns westliche Menschen so überaus schwierig, weil sie als ein religiös-philosophisches Mysterium verstanden sein will.

Ayurveda geht davon aus, daß alles seinen Ursprung im Universum hat. Jede Form von Existenz, also nicht nur der Mensch, steht im unmittelbaren Zusammenhang mit dem Kosmos. Eine Folge davon ist, daß der Asiate eine andere Vorstellung vom menschlichen Körper und seinem Verhältnis zur Umwelt hat: im Gegensatz zum westlichen Individuum mit seiner beständigen und autonomen Natur entspricht das indische Konzept der Persönlichkeit eher einem sich wandelnden, durch die Wechselwirkungen mit der Umwelt sich ständig neu formenden Wesen. So kann jeder Versuch das Ayurveda zu verstehen, ganz gleich, von welcher Seite wir das auch anfangen wollen, immer nur ein Kreisen um mögliche Deutungen bleiben. Zuguterletzt wird es für den einzelnen zum persönlichen Erlebnis, welches Stichwort oder geistige Bild ihm den Einstieg, die Brücke zum Begreifen des ayurvedischen Mysteriums ermöglicht.

Zurück zu den drei Doshas. Der erste heißt Vata, der Wind. Der zweite heißt Pitta, die Galle. Und der dritte Kapha, der Schleim.



Hauptanliegen des klassischen Ayurveda-Arztes ist es, die sog. drei Doshas im Gleichgewicht zu erhalten. Doshas sind biologische Symbole, die aus den Elementen abgeleitet werden.

Stehen die Doshas im Gleichgewicht, dann ist der Mensch gesund. Ist dieses Gleichgewicht dagegen gestört, das heißt überwiegt einer der Doshas, dann ist der Betroffene krank. Die Aufgabe des Ayurveda-Arztes besteht also darin, dieses Gleichgewicht so lange wie möglich zu erhalten oder wiederherzustellen. «Sind Vata, Pitta und Kapha normal, dann führen sie zu Rundlichkeit», heißt es in den alten Schriften. Wobei man hier unter Rundlichkeit nicht allein körperliches Wohlergehen versteht, sondern auch seelische Ausgewogenheit. (Interessant, daß wir bei der Bezeichnung «seelische Ausgewogenheit» ebenfalls das geistige Bild der Waage, des Gleichgewichts also, benutzen!) Erheblich schwerer fällt es uns, die Grundbedeutung der einzelnen Doshas unter einen Hut zu bringen. Fürs erste wirkt es wie eine willkürliche Aneinanderreihung von Adjektiven. So ist der Wind «trocken, kalt, leicht, fein, beweglich, klar und rauh». Die Galle hat die Eigenschaften «fettig, heiß, scharf, flüssig», und der Schleim ist «schwer, kalt, mild, ölig, süß, fest und schleimig».

Durch Lebensmittel oder Arzneien mit entgegengesetzten Eigenschaften versucht man, die Eigenarten der Doshas entsprechend zu beeinflussen.

Wie schon erwähnt, sind wir nach indischer Auffassung Lebewesen, die durch ihre Stellung zur Natur einem ständigen Wandel unterworfen sind. So herrscht zum Beispiel im späteren Lebensalter Vata, der Wind, vor. Im mittleren Pitta, die Galle, und in der Kindheit Kapha, der Schleim. Diese Reihenfolge gilt auch schon für den Tagesablauf. Am Vormittag dominiert Kapha, mittags Pitta und abends Vata.

Die Doshas durchdringen und erfüllen aber nicht nur den ganzen Körper, sondern haben Einfluß auf alle Lebensbereiche. Pitta zum Beispiel wirkt auf die Entstehung geistiger und körperlicher Vorgänge wie Phantasie, Denk- und Unterscheidungsvermögen, Frohsinn und Intelligenz. Pitta beeinflusst aber auch Hunger und Durst, die Verdauung, die Wärmeerzeugung und den Stoffwechsel.

Dies sind nur ein paar von den vielfältigen «Einsatzmöglichkeiten» und Deutungen der Tri-Doshas. Sie sollen lediglich zeigen, wie unendlich schwierig es ist, sie mit rationalem Denken zu erfassen.

Der Sage nach wurde Ayurveda zuerst von Brahman erkannt und von ihm an die Urväter weitergegeben. Diese wiederum übergaben «das Wissen vom langen Leben» (= Ayurveda) dem

mythischen Wundarzt der Götter, Dhanvantari, der die Angst und Qualen der leidenden Menschheit kannte. Deshalb offenbarte er sein Wissen dem weisen Susruta (um 600 v.Chr.), der als Hippokrates in der klassischen indischen Heilkunde gilt. Das ursprüngliche Werk des Weltenschöpfers Brahman soll aus tausend Kapiteln bestanden haben, die sich wiederum aus hunderttausend Versen zusammensetzten. Dieses umfangreiche Werk wurde mit Rücksicht auf das menschliche Fassungsvermögen auf acht Teile reduziert. Der älteste noch vorhandene Text stammt aus dem 1. Jahrhundert n.Chr. und bietet hervorragende Beispiele für die feinen Unterscheidungsformen im Ayurveda. So benennt er unter anderem sieben verschiedene Arten von Schlaf. Er beschreibt die Rolle des Schlafes bei Übergewicht, den guten und den schlechten Schlaf, nennt Verfahren und Maßnahmen, um guten Schlaf einzuleiten und beschäftigt sich auch mit den Vor- und Nachteilen vom Schlafen bei Tag. «Am Tag zu schlafen, und zwar zu allen Jahreszeiten, wird all jenen verordnet, die erschöpft sind durch Singen, Studieren, Trinken, sexuelle Aktivität oder Lastentragen. Aber auch für jene, die an Schwindsucht, Durchfall, Koliken, Atemnot, Schluckauf und Wahnsinn leiden.» Im allgemeinen wird das Schlafen am Tag aber nur im Sommer empfohlen. Der ayurvedische Text erwähnt sogar all die Menschentypen, für die das Schlafen während des Tages ausdrücklich verboten ist. Ayurveda kennt keine Anatomie in unserem Sinn, sondern nur eine Physiologie: ein begriffliches System von Flüssigkeiten und Kanälen, das organische Funktionen symbolisiert. So sind zum Beispiel die «Hauptkanäle» im menschlichen Körper nach heiligen Flüssen benannt. Seit mehreren Jahren sind Bestrebungen im Gange, gewisse Gebiete der «Wissenschaft vom gesunden Leben» in unser Gesundheitssystem zu übertragen; Yoga, das aus dem Ayurveda hervorgegangen ist, steht hier an erster Stelle. Das wäre zweifellos ein Gewinn, weil dadurch das Verantwortungsbewußtsein für die eigene Gesundheit beim einzelnen gefördert wird und jenes verkehrte und übertriebene Anspruchsdenken, daß der Staat für alles, was mit Gesundheit und Krankheit zu tun hat, verantwortlich sei, schrittweise wieder abgebaut werden könnte. Wie schwierig es jedoch ist, das Ayurveda-Denken auf unser ärztliches System zu übertragen, das geht allein aus den klassischen Diagnose-Vorschriften hervor. Neben der eingehenden körperlichen Untersuchung umfaßt die Anamnese im Ayurveda

auch die soziale und emotionale Sphäre des Patienten. Der Arzt soll erkunden, aus welchen Motiven heraus sein Patient Haß, Zuneigung, Resignation oder Begeisterung äußert.

Darüberhinaus muß sich der Ayurveda-Doktor mit familiären, geographischen und kulturellen Verhältnissen seiner Patienten vertraut machen. Das reicht bis zur Lektüre der Kranken. Der Arzt muß auch genau wissen, in welchem Gebiet sein Patient geboren ist, in welchem er aufwuchs und in welchem er erkrankt ist. Dann muß sich der Doktor mit den Besonderheiten dieser Region vertraut machen: mit den Ernährungsgewohnheiten der Bevölkerung, dem Klima.

Welche Mediziner sind bei uns in der Lage, sich so ausführlich und intensiv mit einem einzigen Patienten zu beschäftigen? Für eine normale Kassenpraxis wäre ein derartiges Vorgehen praktisch undenkbar.

– Mit bewundernswerter Geduld hat sich Mani bemüht, mir einen geistigen Einstieg in die Ayurveda-Philosophie zu ermöglichen.

Jetzt sind wir ins Freie getreten. Ein leichter Wind bewegt die zahllosen Messingglöckchen, die überall an den Dächern der Tempelbauten hängen, zu einem zarten melancholisch-heiteren Ineinanderklingen. Ein großer kugelrunder Mond leuchtet über dem Hof. Wir sind die letzten im Wat Poh, die noch wach sind. Fünfhundert Schüler und Studenten und etwa zweihundert Mönche wohnen, lehren und lernen in dem gastfreundlichen Kloster, das mitten in der turbulenten Metropole Bangkok liegt. Seit einer Woche leben wir nun mit den Mönchen. Mir ist, als wären es schon mehrere Monate. Wie schnell doch alle Zwänge von uns fallen, sobald wir keine Angst mehr davor haben, unser Gesicht zu verlieren; wenn wir uns so einfach und ungezwungen benehmen, wie wir wirklich sind. Mit der Zwanglosigkeit des Auftretens verlieren sich auch innere Fixierungen, das heißt, man nimmt vieles nicht mehr so wichtig. Dafür gewinnen andere Vorgänge an Bedeutung. Man wird fein-fühlicher.

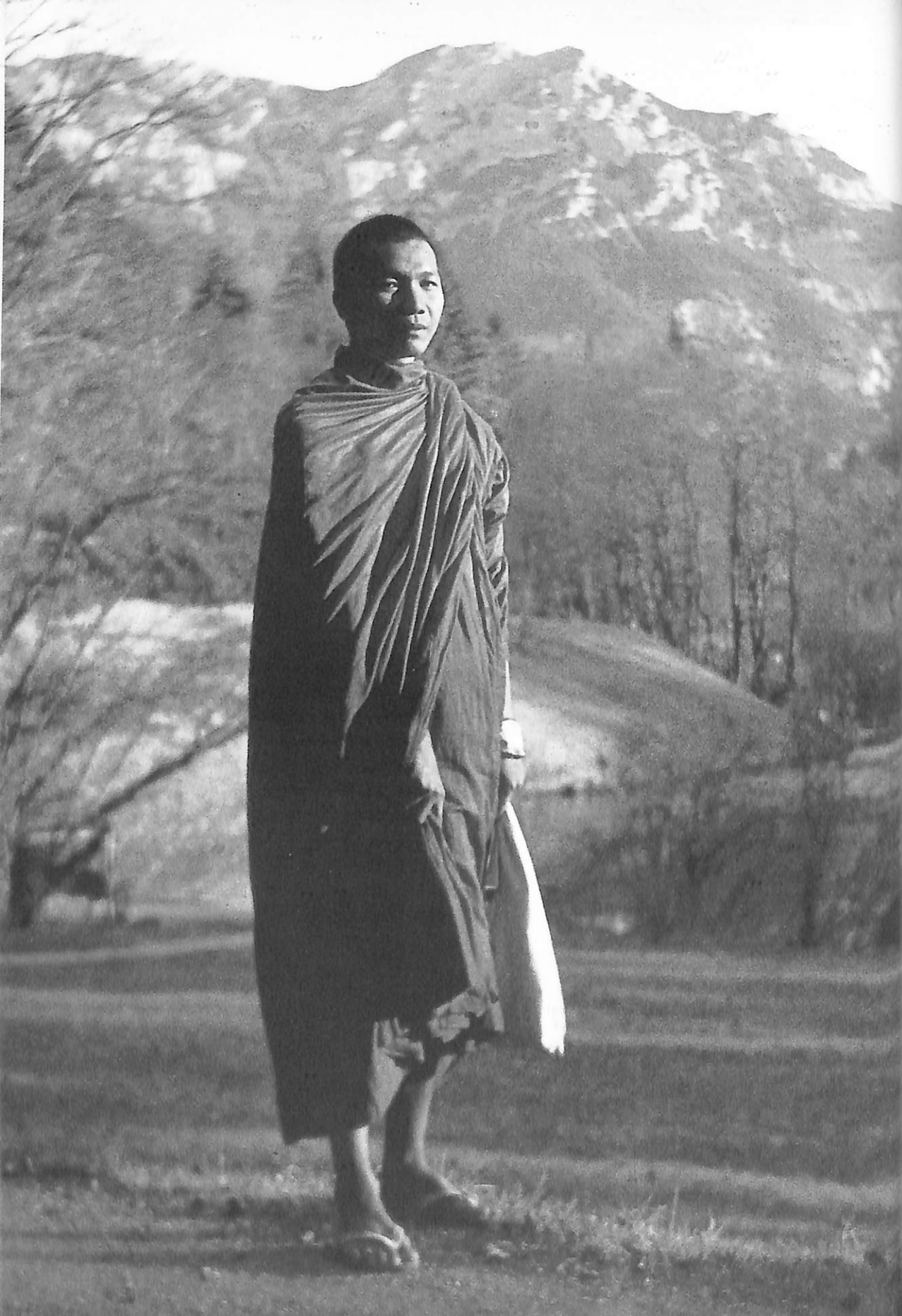
Trotzdem und vielleicht gerade deshalb geht unsere Arbeit kontinuierlich und ohne Komplikationen weiter.

Als Höhepunkt und Abschluß für unseren Film hat der Abt freundlicherweise die Aufnahme eines jungen Novizen in den Kreis der Bikkhus um ein paar Wochen vorgezogen. Ein Fest, das von dem ganzen Kloster gefeiert wird, zusammen mit der Familie des Novizen, mit seinen Freunden und Bekannten. Es dauert einen ganzen Tag.

Zugleich ist das unser Abschied: der Film ist mit den Aufnahmen des Festes beendet. Imm allgemeinen ist das ein Anlaß zur Freude und Erleichterung, aber seltsam: diesmal sehne ich den Abschluß der Dreharbeiten nicht wie sonst herbei. Es ist, als ob wir uns inmitten der Mönche auf unsere eigene Mitte zubewegt hätten. Die Angst, sich etwas zu vergeben, wenn man echte Gefühle zeigt, ist nicht mehr vorhanden. Wir sind aber dadurch nicht lauter, sondern eher stiller geworden, und diese innere Ruhe, die durch das Zusammensein mit den Bikkhus allmählich über uns gekommen ist, hat uns keineswegs phlegmatisch, sondern im Gegenteil sehr aufmerksam gemacht. Wir sind einen Schritt von der Rampe zurückgetreten und nehmen uns weniger wichtig.

Hier im Wat Poh habe ich zum ersten Mal bewußt eine Sensibilisierung der Sinne erlebt und mich dabei außerordentlich wohl gefühlt.

Durch die Freude des jungen Novizen, den Stolz und das Glück seiner Familie, der Heiterkeit seiner Freunde kann keine Abschiedsstimmung aufkommen, und unser letzter Tag wird so, wie jeder einzelne Tag von Anfang an in diesem Land verlaufen ist: scheinbar unbeschwert und doch durchdrungen von der geistigen Haltung der Mönche, die zum Wesentlichen hinführt.



Reportage eines buddhistischen Mönches

Wir sind in München. Seit drei Tagen warten wir vergeblich auf den buddhistischen Mönch. Wir stehen in Verbindung mit allen Flugbüros auf seiner Route, aber niemand kann uns Auskunft geben. Ob ihm etwas zugestoßen ist? Für den 30. Oktober ist er angekündigt, seitdem belagern wir den Flughafen.

Aus Baden-Baden ist eigens ein Kamerateam nach München gekommen, um Maha Manis Ankunft festzuhalten. Wir sind sehr gespannt: wird er in seinem dünnen gelben Seidengewand kommen, oder darf er im so viel kälteren Europa Zivilkleidung tragen?

Während ich in der Wartehalle sitze, lasse ich nochmals alle Stationen der Vorbereitung für dieses Filmprojekt an mir vorüberziehen: vor vier Monaten, gleich nachdem der Südwestfunk meinen Themenvorschlag akzeptiert hatte, schickte ich Mani ein Telegramm. Er hat sofort und freudig zugesagt. Mit einer Auflage allerdings: sein Abt sollte mich noch einmal sehen, bevor er die endgültige Erlaubnis für Manis Deutschlandreise geben könne. Nun, ein Flug nach Bangkok ist keine Kleinigkeit, aber glücklicherweise hatte ich im gleichen Sommer einen anderen Asienfilm zu drehen, bei dem Bangkok auf der Route lag. So konnte ich dem Wunsch des Abtes nachkommen und bei dieser Gelegenheit gleich ein paar Szenen aus dem Leben und der Arbeit Manis filmen: der Mönch in seinem Tempel, als Dozent an der Universität und in Bangkoks Fernsehstudio während

seiner sonntäglichen Sendung «Buddhas light-hour» (Buddhas Lichtstunde). Diese kurzen Sequenzen sollten Manis Deutschlandreportage später beleben und ergänzen.

Die Gespräche mit dem Abt sind in einer Atmosphäre gegenseitigen Vertrauens verlaufen. Ihm ging es darum, daß ich den philosophischen Hintergrund seines Bikkhus entsprechend herausstellen, geistige Brücken von einer Kultur zur anderen suchen und keinen oberflächlichen Bericht über bloße Verhaltensweisen drehen sollte. Im Verlauf mehrerer Gespräche (ich war dafür wieder ein paar Tage in den Tempel gezogen) gelang es mir, ihm ein Konzept zu unterbreiten, mit dem er einverstanden war.

Zum Abschied hat er mir ein kleines Medaillon mit einem Relief des sitzenden Buddha in die Hand gedrückt. Allen Freunden und Bekannten, denen ich dieses Amulett in schwierigen Situationen und Prüfungen geliehen habe, hat es Glück gebracht; ein sympathischer Tempelhelfer für Menschen, die daran glauben können.

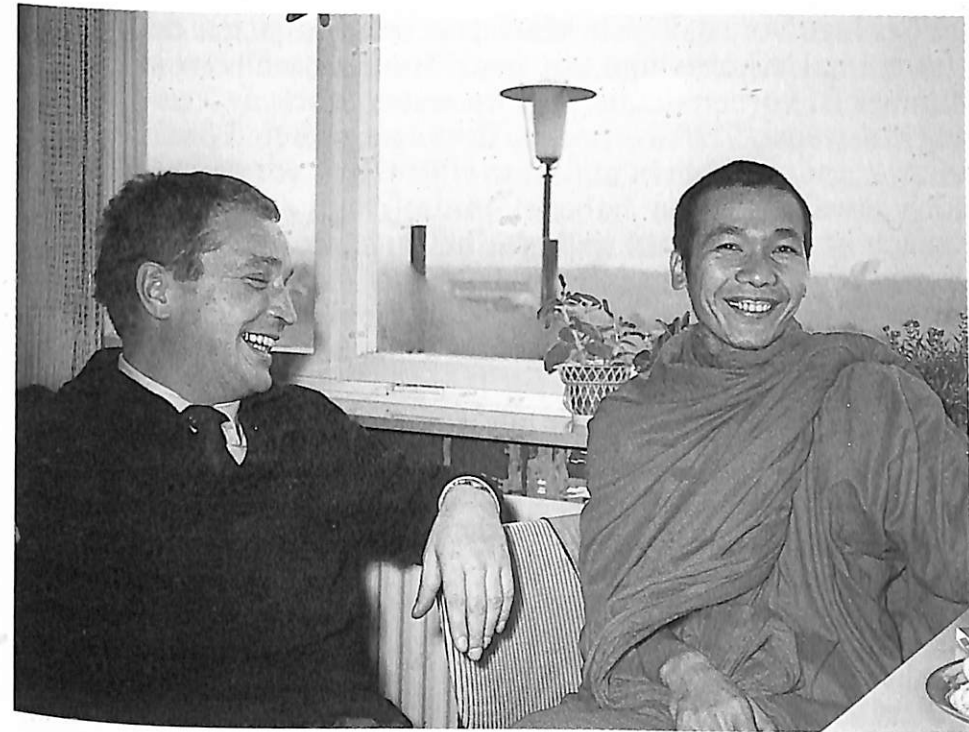
Eine Lautsprecherstimme holt mich in die Gegenwart zurück: ich soll zum Lufthansa-Schalter kommen. Dort erfahre ich, daß der Passagier Maha Mani aus Bangkok soeben in Frankfurt gelandet sei. Seine Anschlußmaschine werde in knapp einer Stunde in München ankommen. Was für eine Freude und Erleichterung!

Aus einer düsteren dicken Nebelwand ist inzwischen eine strahlende Herbstsonne durchgebrochen. Der erste Rauhreif liegt über den Wiesen und glitzert im Gegenlicht. Ein herrlicher Novembertag zum Willkomm meines Freundes!

Wir erkundigen uns nach dem genauen Standort der Frankfurter Maschine, warten auf den Jeep, der uns dorthin fährt, bauen die Kamera auf – und schon rollt das Flugzeug auf uns zu. Ich frage mich gerade, ob ich Mani in Zivil überhaupt erkennen werde, als die Tür des Flugzeuges aufgeht und in leuchtendem Gelb-Orange unser Mönch als erster die Gangway betritt. In einer Hand hält er seinen bestickten Bettelsack, in der anderen einen kleinen Koffer.

Er begrüßt mich mit einem strahlenden Lächeln, dann reicht er mir, an Ehrfurcht gewöhnt, seinen Koffer.

«Are you tired?» (Sind Sie müde?), frage ich, um dem Kameramann noch etwas Zeit zu geben, die Ankunft festzuhalten. «No, I am relaxed!» (Nein, ich fühle mich ausgeruht!) – und so wirkt er auch.



Zwei
Filmpartner:
Maha Mani
mit Autor
Theo Ott.

Wir gehen zuerst ins Flughafenrestaurant, damit Mani das Team kennenlernt, mit dem er ja später mehrere Wochen unterwegs sein wird. In seiner freundlichen und direkten Art versteht es Mani schnell, die anfängliche Unsicherheit und Zurückhaltung der beiden Kameraleute zu lockern. Beide können Gott sei Dank genug Englisch, um Mani zu verstehen. Er erzählt, daß er in Delhi seine Reise unterbrochen und dort bei einem alten Meister ein paar Tage meditiert habe. Unsere Aufregung über sein Verschwinden tut ihm leid: er konnte ja nicht wissen, daß wir seine Ankunft filmen wollten.

Dann verabschiedet sich der Kameramann, um mit seinem Assistenten nach Baden-Baden zurückzufahren. Er wird dort auf unseren Reiseplan warten.

Maha Mani akzeptiert meinen Vorschlag, mit mir nach Haus zu fahren. Daheim in Neufahrn, einem Münchner Vorort, können wir ungestört den geistigen und technischen Ablauf seiner «Deutschlandreportage eines Buddhisten», so soll die Sendung heißen, vorbereiten.

Meine Frau öffnet die Tür. Mani lächelt ihr zu, die Hand darf er ihr aber nicht geben. Die Berührung von Frauen gehört zu den zweihundert Tabus der buddhistischen Mönche.

Ich schlage vor, daß sich Mani von den Strapazen des Fluges erst einmal erholen und ein paar Stunden schlafen soll. Sein Zimmer ist vorbereitet, es liegt im ersten Stock unseres Hauses, wo ihn weder Telefon noch Türklingel stören können. Aber Mani zögert und blickt auf seine Uhr. Ob er vor dem Ausruhen noch etwas zu essen haben könnte, fragt er unsicher, denn danach ist es für ihn zu spät, das heißt, nach zwölf Uhr mittags darf er bis zum nächsten Morgen nichts mehr zu sich nehmen. Meinen Versuch, die Zeitverschiebung zwischen Bangkok und München in seine Überlegungen miteinzubeziehen, läßt er nicht gelten:

«It's always local time!» (Es gilt immer die Ortszeit!)

– Hoffentlich gelingt es uns während unserer Deutschlandreise, immer vor zwölf Uhr ein Mittagessen aufzutreiben!

Mit großem Appetit genießt unser Gast die für ihn so fremde Kost. Aber den Teller, den ihm meine Frau geben will, darf er nicht aus ihrer Hand entgegennehmen: ich muß da als Zwischenträger fungieren.

Danach zieht sich Mani auf sein Zimmer zurück, und wir richten uns auf eine ausgiebige Mittagsruhe ein. Die unentwegte Sorge, ob Mani etwas zugestoßen sei, die Angst, daß er vielleicht überhaupt nicht mehr auftauchen würde, hatte die vergangenen Tage und Nächte zu einer echten Strapaze für uns werden lassen. Wohlverdiente Entspannung also ...

Die ersten Überraschungen

– Sie dauert keine zwanzig Minuten. Dann hören wir oben die Dielen knarren, Türen werden geöffnet, und schließlich klappert jemand die Treppe herunter.

Mühsam arbeite ich mich aus Bett und Müdigkeit und bemühe mich, meinen Groll zu überwinden. (Reiß dich zusammen! Schließlich hat er zwanzig Stunden Flug hinter sich!)

Ausgeruht und voller Unternehmungslust sitzt Mani im Wohnzimmer und qualmt eine indische Zigarette.

«You could not sleep?» (Sie konnten nicht schlafen?), frage ich, noch immer recht benommen.

«No, I had a short meditation, that helps the same. Can we start working?»

«Kurz meditieren» müßte man können!

Wir beginnen beim Praktischen, bei der Reiseroute, für die ja einiges vorbereitet werden muß. Was hat sich Mani vorgestellt, was möchte er am liebsten sehen?

Ich glaube, mich verhöhrt zu haben: er will nach Zwiesel! Wie kommt ein thailändischer Mönch dazu, diesen Ort zu kennen und sich dafür zu interessieren?

Mani erklärt, daß ihm die Leselampe seines Abtes besonders gut gefalle. Sie hat die Inschrift «made in Zwiesel/Germany», und er interessiere sich für Glasbläserei.

Als zweites möchte er den Philosophen Martin Heidegger kennenlernen, weil er Ähnlichkeiten zwischen östlichen Erkenntnissen und Heideggers Denkweise entdeckt habe.

Nach Berlin möchte er unbedingt, um die Mauer zu besichtigen. Die Tragödie dieser so brutal geteilten Stadt beschäftigt ihn sehr.

Dann will er eine Stahlfirma in Solingen besuchen, führende Vertreter der christlichen Konfessionen sprechen und die Grundig-Werke besichtigen, um zu sehen, wie Fernsehgeräte gebaut werden.

«Alles andere wird sich während der Reise herausstellen!» Er strahlt.

München–Solingen–Berlin–Leverkusen–Stuttgart und Freiburg – eine beachtliche Strecke. Und wenn man in Betracht zieht, daß jetzt November ist und wir jeden Tag mit Schnee rechnen müssen ...

«Mani, was machen wir mit Ihrer Kleidung? Sie brauchen zumindest einen warmen Mantel!»

Aber er will keinen Mantel. Als Bikkhu sei er gekommen, und als solcher müsse er im Film auftreten.

«In kürzester Zeit werden Sie sich eine Lungenentzündung holen!»

Unerschütterlich meint Mani, er sei dank seiner Ayurveda-Kenntnisse in der Lage, Hitze «von innen her» zu erzeugen. Schließlich findet meine Frau den rettenden Kompromiß: «Ich werde ihm die beste und wärmste Rheuma-Unterwäsche besorgen. Und selbst damit wird er seine innere Wärme immer wieder stark regenerieren müssen!»

Nach einigem Hin und Her akzeptiert er diesen Vorschlag. Ich bin sehr erleichtert.

Wir sitzen beim Abendessen. Mani besteht darauf, dabei zu sein, sieht uns ungerührt beim Essen zu, trinkt große Tassen Tee und raucht seine Zigaretten.

Wir besprechen die genaue Reihenfolge unserer Reise. Im Grunde bin ich ein bißchen enttäuscht von seiner Auswahl. Aber ich scheue mich davor, einzugreifen und andere Vorschläge zu

machen. Schließlich repräsentiert diese Auswahl das Bild, das sich Mani von der Bundesrepublik gemacht hat. Auf unserer Fahrt wird sich erweisen, ob und inwiefern sich dieses Bild erweitert.

Also bleibt mir gar nichts anderes übrig, als irgendwo anzufangen, irgendein Programm vorzubereiten, durch das Mani ins Land und unter die Leute gebracht wird. – Weshalb also nicht in Zwiesel?

Merkwürdig: einerseits sucht er das Gespräch mit einem Philosophen, und anschließend will er in eine Fabrik. Hier Kirchenfürsten, da Produktion von Fernsehgeräten. Das paßt doch nicht zusammen, Fließband und Seins-Philosophie!

Nachdem Mani unverändert munter ist, ja, sich im Lauf der Zeit zu einer ausgesprochenen Nachtpflanze entwickelt, teile ich ihm meine Bedenken mit.

«Aber alles was ist, kommt doch vom Geistigen her!», belehrt er mich. «Beim Philosophen bleiben die Gedanken solange Theorie, bis sie ausgesprochen oder niedergeschrieben sind und sich dadurch manifestieren. Aber verachten Sie nicht die Herstellung eines Autos! Es ist ja auch das Produkt vieler Gedanken, Experimente und Erfahrungen. Jedes kleinste Detail ist durchdacht. Und vor dem Bau muß ein Plan erstellt werden. Ist das keine geistige Arbeit?»

Nachdenklich zündet sich Mani eine neue Zigarette an, bevor er fortfährt: «Unser Buddhismus wäre ohne das Modell Buddha, ohne seine Idee gar nicht denkbar. Ist das beim Christentum anders? Weshalb trennen Sie Dinge, die beide von ihrem Wesen her schöpferisch sind? Ich weiß, daß es da Einwände gibt. Aber sehen Sie's doch einmal aus einer ganz naiven Sicht!»

Ein Aspekt, der mir einleuchtet. (Was für ein herrliches Wort: ein-leuchtet!) Er wirft einen Lichtstrahl auf unsere Reise: die Dinge von einer anderen, geistigen Ebene aus betrachten! Für den Bikkhu sind technische Meisterwerke und die Gedanken großer Philosophen durchaus ebenbürtig. Vielleicht gelingt es ihm, noch ein paar andere festgefahrene Denkschemata aus den Angeln zu heben? – Plötzlich erfüllt mich große Freude. Wir müssen bald reisen!

Unglücklicherweise habe ich noch ein paar Tage in München zu tun. Nachdem unser Gast kein Bedürfnis zeigt, auszuruhen und sich allmählich zu aklimatisieren, müssen wir ihn irgendwie beschäftigen. Aber womit? Was kann ihn interessieren? Und wer wird ihn betreuen?

«Lassen Sie mich Ihre Stadt sehen. Die Menschen, ihre Gesichter, ihr Verhalten. Das kann ich ganz allein, ich brauche keinen Begleiter!»

Er stellt sich das ganz einfach vor. Nun, ein Versuch kann nicht schaden.

Im Zentrum von München setze ich ihn ab. Es ist halb neun Uhr vormittags, um zwölf Uhr wollen wir uns an der gleichen Stelle wieder treffen. Vorsichtshalber gebe ich ihm einen Zettel mit meiner Büro-Telefonnummer mit.

Etwa eine Stunde später erreicht mich sein Hilferuf. Eine resolute ältere Frau hat gleich gegen mehre Mönchsregeln verstoßen. An seiner Kutte hat sie ihn gepackt und ohne Rücksicht auf seinen Widerstand in ein Geschäft für Herrenbekleidung gezogen. Und dort ist er jetzt und fühlt sich überrumpelt und mißverstanden. Ein Verkäufer, der auch kein Wort Englisch versteht, bringe ständig warme Kleidung herbei, die er probieren solle.

«Munich», stöhnt er am Telefon, «is very complicated!» München ist arg kompliziert... Dabei handelt es sich nur um den warmherzigen Versuch einer Münchnerin, den Seidenmönch warm einzukleiden!

«It's time, you have come!» Erleichtert tritt Mani bei meinem Anblick hinter einem Mantelständer hervor, der ihm als eine Art Schild gedient hat.

Ich stelle mich einer wohlbeleibten Münchnerin und dem Geschäftsführer vor und versuche zu erklären, weshalb Mani außer seinem gelben Tuch nichts anderes tragen möchte.

«Aber da erfriert er Ihnen ja! Er kann doch einen Mantel drüberziehen! Und eine Mütze auf die Glatze setzen!», meint die Frau.

Um die Atmosphäre zu entspannen und vielleicht auch, um den gefährdeten Mantelkauf doch noch zustandekommen zu lassen, lädt uns der Geschäftsführer zu einer Tasse Kaffee ein. Dabei erzähle ich den beiden von unserem Film.

Mani kaut an einer frischen Bretzen, die ihm ungeheuer schmeckt. Die Stimmung wird zunehmend heiterer, ja familiär. Gegen elf Uhr verlassen wir das Geschäft. Mani hat neue Freunde gewonnen. Die dicke Frau steckt ihm zum Abschied einen Hundertmarkschein in seinen Beutel:

«Davon soll er sich etwas kaufen, was ihm Freude macht!» – und schon ist sie im Gewühl verschwunden.

Rasiermesser mit Augen

Mehrere tausend Kilometer Bundesrepublik hat Mani jetzt schon gesehen. Seit zehn Tagen sind wir unterwegs. Im Moment fahren wir durch den Schwarzwald Richtung Freiburg, wo wir von Professor Martin Heidegger zum Tee erwartet werden.

Maha Mani ist sehr gespannt auf diese Begegnung, bedauert aber zugleich, dass der Philosoph seine Zustimmung verweigert hat, dieses Zusammentreffen filmen zu lassen. Vielleicht gelingt es uns, ihn umzustimmen. Auf alle Fälle haben wir das Kamera-team dabei.

In Thailand, sagt Mani, sieht man in Heideggers Überlegungen und in seiner Frage nach dem Sein eine geistige Brücke zwischen östlicher und westlicher Philosophie.

Bequem im Auto sitzend, versucht Mani, uns das näher zu erklären:

«In unserer Zeit, die der westliche Mensch zum ersten Mal nach einem physikalischen Begriff, dem Atom, benannt hat, verbreitet sich ein Gefühl der Entwurzelung, der Unsicherheit. Im Bestreben nach Vervollkommnung der Technik, das heißt nach Maschinen, die die Arbeit von Menschen übernehmen, und nach immer mehr Besitz, wird die Arbeit des zivilisierten Menschen zum Tauschobjekt gegen Geld degradiert. Begriffe wie Fleiß oder Pflichtbewußtsein werden im Westen verlacht. Erwachsene Menschen versuchen nicht mehr, den jungen Menschen ein Vorbild zu sein, sondern machen genau das Gegenteil: sie verherrlichen die Jugend und versuchen, sie zu kopieren.

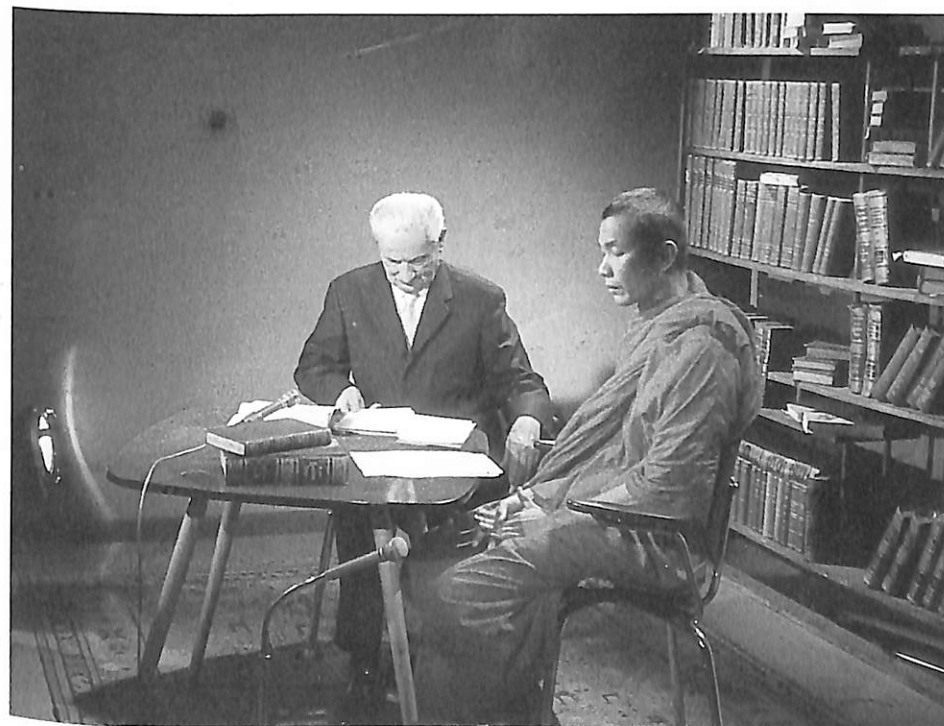
Das ist natürlich nicht durchzuhalten, es ist sehr anstrengend und macht Angst. Heidegger erkennt schon seit Jahren eine umfassende Veränderung des Menschen und betont die steigende Gefahr, in der wir im Atomzeitalter leben.»

Mani kramt in seinem Beutel, findet einen Block mit seinen Notizen für das bevorstehende Gespräch und zitiert einen Satz des Philosophen:

«Je mehr wir uns der Gefahr nähern, umso heller beginnen die Wege ins Rettende zu leuchten, umso fragender werden wir. Denn das Fragen ist die Frömmigkeit des Denkens.»

– Ich bin stark betroffen über die Tatsache, daß ein junger Mönch aus Thailand kommen muß, um mir von den Gedanken eines deutschen Philosophen zu erzählen, mit dem ich mich vorher nie befaßt habe.

«Aber worin sehen Sie eine Brücke zum östlichen Denken, von der Sie vorhin gesprochen haben?»



Mani im Gespräch mit dem Philosophen, Prof. Dr. M. Heidegger.

Mani lächelt: «Heidegger spricht von der 'Gelassenheit zu den Dingen'. Das entspricht unserer östlichen Mentalität. Außerdem stellt er das Denken auf eine neue Weise in den Mittelpunkt unseres Daseins. Er beschränkt es nicht nur auf Verstand und Vernunft, auf Rechnen, Planen und Kalkulieren. Er hebt das Denken auf eine wesentlich höhere, unendlich freie Ebene. Auch darin begegnet sich seine Denkweise mit der unsrigen.»

Mani blickt aus dem Fenster. Vom Schwarzwaldgebiet zeigt er sich ganz begeistert:

«Ich hatte keine Ahnung, daß ein Drittel der Bundesrepublik aus Wald besteht! Eigentlich habe ich mir nur Städte und Industriegebiete vorgestellt.» Er lacht und erklärt, daß er sein Deutschlandbild schon in vielen Punkten revidieren mußte.

Aber auch wir haben auf dieser Fahrt viel Neues und Originelles kennengelernt. So hat Mani unbeirrbar darauf bestanden, eine kleine Fabrik für Rasiermesser zu besuchen, die in der Nähe von Solingen liegt. Dem Pressevertreter für die Solinger Stahlindustrie war diese Fabrik nicht bekannt. Er wollte uns ein anderes renommiertes Werk vorführen. Aber Mani drängte zu seiner Firma. Im Telefonbuch schließlich haben wir sie gefunden.

Es handelt sich um eine Macheten- und Klingenschmiede, die

zum größten Teil noch in Heim- und Handarbeit tätig ist. Über neunzig Prozent der Produkte gehen nach Thailand. Ich wundere mich:

«Weshalb ausgerechnet nach Thailand?»

«Theo, Sie wissen doch, bei uns gibt es ungefähr zweihunderttausend Bikkhus, die ihren Kopf immer kahlscheren müssen.» Mani lacht. «Wir alle benützen Rasierklingen, die hier hergestellt werden!»

Der Gründer der kleinen Fabrik kam auf die gute Idee, die Klingen seiner Rasiermesser mit einem Kennzeichen zu versehen: einem eingravierten Auge. Dieses Symbol stieß in Thailand auf großes Wohlgefallen. So trägt die Standardausführung (Chromstahl) ein «Glücksauge». Die Luxusausführung (Chromstahl mit vergoldetem Rücken) ist mit zwei Augen gekennzeichnet, und die goldene Sonderausstattung strahlt mit drei Augen. Der Betriebsleiter seufzt: «Ein Mißverständnis macht uns immer wieder zu schaffen. In Thailand glaubt man nämlich fest daran, daß die Qualität von Feinstahl an seiner magnetischen Anziehungskraft gemessen werden kann. Das heißt, je stärker die Magnetkraft, umso besser der Stahl. Dabei ist es genau umgekehrt, und wir stehen immer wieder vor dem Problem, hochwertigen Stahl für den Thai-Export zu magnetisieren.»

Ein auf der ganzen Welt, in allen Ländern verbreiteter Glaube kommt hier zum Ausdruck: das Besondere muß von weither kommen, aus einem dem Empfänger möglichst unbekanntem Gebiet, in das seine Phantasie alles Wunderbare hineinprojizieren kann.

Wir sind da um kein Haar anders. Wir kaufen uns zum Beispiel ein «Stärkungs- und Verjüngungsmittel», in dem die mystische Ginsengwurzel enthalten ist. Dabei greifen wir am liebsten zu dem Präparat, welches «wildgewachsenen Ginseng aus den Tälern des unberührten Himalaya» enthält, wie das die Verpackung verspricht. Und nach der Einnahme fühlen wir uns tatsächlich energiegeladener. Und sind es wahrscheinlich auch.

Schon nach den ersten zwei Tagen unserer Reise ist die Scheu der Kameramänner vor dem fremden Mönch einer freundschaftlichen Neugierde gewichen. Meist sitzen wir abends nach den Dreharbeiten noch lange zusammen. Es wird gefragt, erzählt und viel gelacht.

Seit ein paar Tagen fällt mir auf, daß Mani stets aufmerksam zuhört, wenn wir uns in Deutsch unterhalten und sich plötzlich – in Englisch – ins Gespräch einschaltet. Ich glaube nicht, daß

er unsere Sprache wörtlich versteht, aber durch seine stark ausgeprägte Sensibilität und die Fähigkeit, Zwischentöne und vereinzelte Stichworte zu kombinieren, weiß er sehr wohl, über welches Thema und mit welcher Einstellung dazu wir uns gerade unterhalten.

Von geradezu verblüffender Treffsicherheit ist sein Urteil über Personen, auch wenn er sie nur ganz kurz beobachtet.

«Ich lasse den Menschen auf mich wirken. Klang und Vibration der Stimme, Körperhaltung, Gestik und natürlich besonders der Ausdruck seiner Augen – das sind Merkmale, aus denen man sehr vieles erkennen kann. Aber das ist kein Geheimnis. Wir müssen nur lernen, uns unserer Sinne zu bedienen und uns von Vordergründigem nicht ablenken zu lassen. Man sollte nicht nur den Menschen, sondern auch die Situation und die ganze Stimmung auf sich einwirken lassen. Manchmal geht das mit geschlossenen Augen sogar noch besser als mit offenen. Das ist ja mit ein Sinn der Meditation, daß wir uns vom Ich freimachen und das «Es» wirken lassen.»

Ob das der Schlüssel zu Manis heiterer Ruhe ist, um die ich ihn so oft beneide? Besonders augenfällig wird das immer dann, wenn irgendein Drehtermin oder eine Verabredung nicht so zum Klappen kommt, wie wir es geplant haben, und wir deshalb «aus der Fassung geraten».

Mani betrachtet uns dann schweigend. Als wären wir ungezogene Kinder, die sich trotzig gegen Ereignisse wehren, die nicht in unser Machbarkeits-Denken hineinpassen wollen.

Die Mauer

Angeht die Berliner Mauer, an der Mani tiefenst entlanggegangen ist, macht er einen Vorschlag, der uns undurchführbar erscheint: er möchte bei Tagesanbruch, wenn noch keine Besucher da sind, vor oder am liebsten auf der Mauer ein paar Sätze aus den historischen Pali-Texten sprechen, die besagen, daß die meisten «Ismen», wie zum Beispiel Fanatismus, Kapitalismus, Kommunismus, Heroismus etc., Unheil für die Menschheit bringen. Daß es häufig aufeinanderprallende «Ismen» sind, welche Zerstörung und Kriege auslösen:

«Es ist das Ausbrechen aus der Harmonie, aus dem Frieden, aus der Mitte. Die Berliner Mauer ist ein klassisches Beispiel dafür.»

Wir bemühen uns, den Bikkhu von dieser Idee abzubringen:

«Mani, wir können nicht so dicht an der Mauer filmen. Das kann sehr leicht zu einem Grenzzwischenfall führen.»

Der Fernsehmonch: «Dann nehmen Sie eben ein Teleobjektiv!»
«Wir haben aber kein Telemikrofon!»

«Den Text kann ich doch leicht im Studio nachsprechen.»

«Mani, Sie sagen, alle Ismen seien schädlich. Aber der Buddhismus ist doch auch ein Ismus!»

«Ich sagte nicht 'alle', sondern 'die meisten'. Viele Ismen beschränken unser Denken und führen zu Intoleranz. Sie haben etwas Radikales, etwas Endgültiges an sich und sind dadurch lebensfremd, erstarrt und despotisch zugleich. Aber Leben heißt ständige Bewegung, körperlich und vor allem auch geistig.»

«Und was passiert, wenn ein irritierter Grenzposten auf der anderen Seite zu schießen anfängt?»

«Das ist mein Risiko. Kein großes. Ich glaube ja an eine Wiedergeburt.»

– Ich bin am Ende mit meinem Latein. Mir fällt kein einziges Gegenargument mehr ein. Inzwischen sitzen wir in einem Café am Kurfürstendamm. Mani hat sein drittes oder viertes Kännchen Tee vor sich stehen und strahlt uns an.

Ich denke darüber nach, ob ich ihm vielleicht heimlich ein Schlafmittel in den Tee geben – oder besser, einen Kameraschaden vortäuschen soll.

Mitten in diese Überlegungen hinein sagt Mani:

«Wir sollten jetzt schlafen gehen, morgen müssen wir ja sehr früh aufstehen.» Und mit einem leicht amüsierten Blick auf mich: «Ich bin sicher, daß die Kamera morgen gut funktioniert.»

- Schrecklich, dieser Mensch! Ich bin bestimmt rot geworden. Sehr früh am nächsten Morgen fahren wir in Richtung Mauer. Ich habe ein schlechtes Gefühl. Das ganze Vorhaben erscheint mir viel zu gefährlich.

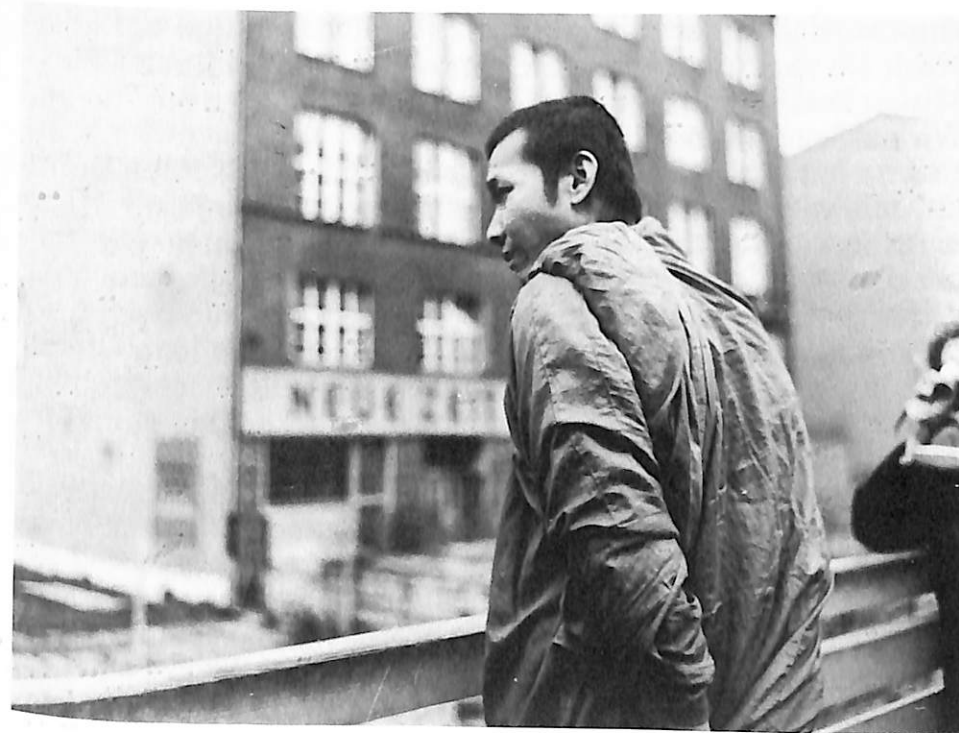
Während die Kameraleute ihr Gerät aufstellen, sucht Mani nach der besten Stelle für seinen Monolog. Dabei gerät er in die Ferngläser eines Grenzschutzbeamten.

Kurz darauf erscheint ein Auto, und wir werden gestellt. Ich erkläre unser Vorhaben.

«Aber das ist doch heller Wahnsinn!», ereifert sich der Beamte: «Die schießen scharf auf der anderen Seite, darauf können Sie sich verlassen!»

Meine Bemühungen, ihn zu beruhigen, sind aussichtslos. Als ich ihm dann noch erkläre, daß Mani das Risiko kenne und auf sich nehme, weil er als Buddhist an eine Wiedergeburt glaube, reißt dem Beamten die Geduld:

«Es interessiert mich nicht, was der Verrückte glaubt! Wir kön-



*Maha Mani
blickt über
die Berliner
Mauer 'gen
Osten.*

nen uns hier keine angeschossenen oder toten Mönche erlauben. Das gibt einen Heidenskandal! Also schlagen Sie sich die Sache aus dem Kopf. Ich befehle es Ihnen!»

Im Grunde sehr erleichtert, winke ich Mani. Mit dem hart entschlossenen Beamten an meiner Seite gelingt es mir schließlich, Mani von seinem selbstmörderischen Plan abzubringen.

Wir fahren zu einem der hölzernen Aussichtstürme für Touristen, Mani steigt hinauf und blickt lange sehr betroffen in den Osten.

So tiefernt und deprimiert spricht er auch später in seinem Film «Deutschlandreportage eines Buddhisten» über die Brutalität dieser Mauer, die den lebendigen Organismus Berlins zutiefst verletzt.

Ein Philosoph, ein Priester und ein Arzt

In Freiburg empfängt uns Professor Heidegger in seinem behaglichen Arbeitszimmer. Mani macht es sich in einem breiten Sessel bequem: er zieht die Füße auf den Stuhl, verschränkt sie unter seinem Gewand und thront.

In höflichen und wohlgedachten Worten begründet der Philosoph seine Abneigung gegen Fernsehaufnahmen. Er ist der

Ansicht, daß die bewegten Bilder jedes Denken und vor allem Nach-Denken unmöglich machen, weil ihnen die Ruhe fehle. – Mit großem Interesse erkundigt er sich dann nach dem Tun und Wirken seines fernöstlichen Gastes.

Es wird mir immer unvergeßlich bleiben, mit welcher Souveränität, mit wieviel Takt und Feingefühl und mit welcher Überzeugungskraft zugleich es Maha Mani gelingt, dem großen Philosophen von seiner Lehr- und Fernsehtätigkeit zu berichten. Wie er es trotz aller Bescheidenheit immer wieder versteht, im rechten Augenblick entscheidende Argumente für eine Öffentlichkeitsarbeit, wie sie das Fernsehen darstellt, einzuflechten. Wie es ihm ganz allmählich gelingt, die starke Ablehnung des Professors abzubauen und zu entkräften.

Nie kommt es dabei zu missionarischen Tönen oder irgendwelchen Appellen. Wahrscheinlich wirkt es gerade deshalb so überzeugend:

«Wir, die Bewahrer buddhistischen Geistlebens, verehrter Professor, stehen vor dem gleichen Problem wie Sie. Wenn es uns nicht gelingen sollte, die Menschen zum Nachdenken anzuregen, ihnen Wege zu zeigen, daß ihnen 'ein Licht aufgeht' – wenn uns das nicht gelingt, ja, dann stehen wir sehr bald allein mit unserer Philosophie. Wenn wir aber das Bestreben haben, den Menschen mit unseren Gedanken in irgendeiner Weise zu helfen, dann müssen wir sie auch zu erreichen versuchen. Und das ist heute nur über die modernen Medien wie Radio und Fernsehen möglich. Wir haben uns anfangs auch dagegen gesträubt und wollten uns auf die Tempel, als würdige Orte für die geistige Auseinandersetzung, beschränken. Aber es gibt viele Menschen, die nicht zu uns kommen können, die stundenlang fahren müßten, um zu uns zu gelangen, denen es an Zeit, Geld oder an Gesundheit fehlt. Deshalb gehen wir vor die Fernsehkameras.» Damit ist das entscheidende Stichwort gefallen für ein – man darf es wohl so nennen – historisches und einmaliges Geschehen. Der weltweit bekannte Seins-Philosoph Martin Heidegger vor der Fernsehkamera!

– Er bittet allerdings noch um ein paar Tage Zeit für Vorbereitungen und um eine Liste der Fragen, die unser Mönch ihm zu stellen beabsichtigt. Aber das nehmen wir natürlich gern in Kauf und verlassen das Haus in gehobener Stimmung. Was bisher keinem Fernsehreporter geglückt ist – Maha Mani hat die geeigneten Worte gefunden. (Und es gibt viele, die ihm heute dafür dankbar sind, denn es ist die einzige Gelegenheit gewesen,

den Philosophen einmal zu Gesicht zu bekommen. Danach ist Heidegger nie mehr im Fernsehen aufgetreten, so daß Ausschnitte aus dem Gespräch mit Maha Mani auch 1976 als Nachruf-Dokumentation zu Heideggers Tod gesendet wurden.)

Voller Freude rase ich zur nächsten Telefonzelle, um dem Sender in Baden-Baden die große Neuigkeit zu berichten. Aber dort will mir das keiner glauben. Selbst meine Bitte, für den vereinbarten Tag ein Studio zur Verfügung zu stellen, wird mit größter Skepsis aufgenommen. Aber ich bekomme dann schließlich doch die Zusage, «für alle Fälle» ein Aufnahmestudio bereitzuhalten.

Maha Mani und ich fahren nach München zurück. Schneetreiben behindert die Sicht; zu Manis Entzücken, der noch nie eine Schneeflocke gesehen hat. Während ich mich angestrengt auf die Straße konzentriere, skizziert Mani bereits seine Fragen an Heidegger.

Eine knappe Woche später sind wir in Baden-Baden. In der Hotelhalle halten wir eine abendliche Besprechung mit dem Kamerateam ab. Mani erklärt ziemlich früh, daß er ins Bett gehen möchte, um für das Interview frisch und ausgeruht zu sein. Er spricht nie darüber, aber es ist ihm anzusehen, daß unser winterliches Wetter allmählich an seinen Kräften zehrt. Es wird Zeit, daß er in seine warme Heimat fliegt.

Über sechstausend Kilometer sind wir kreuz und quer durch die Bundesrepublik gefahren – Maha Mani hat mehr davon gesehen als die meisten Bundesbürger!

Um acht Uhr am nächsten Morgen soll ich ihn wecken. Nach mehrmaligem Klopfen meldet sich seine verschlafene Stimme. Ich gehe in den Frühstücksraum, lese Zeitung und warte. Nachdem er um halb neun Uhr immer noch nicht aufgetaucht ist, gehe ich wieder hinauf und klopfe. Kein Laut. Ich hämmere mit der Faust gegen die Tür. Dann endlich höre ich sein Brummen: «Ich sehe keine Sonne!» – Thai-Mentalität, die sich an den Gestirnen orientiert...

Im Licht der großen Studio-Scheinwerfer wirkt Maha Mani in den Falten seines orange-gelben Gewandes wie ein Verkündigungengel.

Professor Heidegger ist überhaupt nicht nervös. Er unterhält sich lebhaft mit dem inzwischen auch recht munteren Mani, bis die Technik meldet:

«Kamera läuft!»

Souverän und sympathisch beginnt Mani mit seinem Interview. Der Charakter einer Reportage wird von Anfang an nicht eingehalten. Was wir hier miterleben, ist ein stilles kluges Gespräch; eine echte Begegnung zweier im wahrsten Sinn des Wortes geistvoller Persönlichkeiten.

«Wie haben Sie das nur zustandegebracht?», flüstert mir einer der leitenden Redakteure ins Ohr. «Seit Jahren versuchen wir Heidegger vor die Kamera zu bekommen!»

Nur unserem Mani ist es mit seinem Spürsinn, seiner Fühligkeit gelungen, die undurchdringlich scheinende Sperrmauer zu durchbrechen!

Gegen Ende des Studiogesprächs bezieht sich Heidegger auf eine Zwischenbemerkung Manis, daß Thailand zu den unterentwickelten Ländern gehöre:

«Wenn man von 'unterentwickelt' spricht, dann muß man immer fragen: welches Ziel ist gedacht für die Entwicklung? Nach der heutigen Auffassung, der europäischen und der amerikanischen, bedeutet Entwicklung zunächst 'eine moderne technische Welt'. Von meinem Gesichtspunkt aus aber würde ich sagen, daß Ihr Land auf Grund seiner alten und ständigen Überlieferung hochentwickelt ist, demgegenüber die Amerikaner mit ihrer Technik und ihren Atombomben eher unterentwickelt sind. Ich möchte zum Abschluß noch eine Frage an Sie stellen: In welchem Verhältnis steht der Buddhismus zur modernen Technik? Nimmt er sie lediglich in ihrer praktischen Verwertbarkeit, oder sieht er sie auch in ihrer philosophischen Bedeutung?»

«Im Mittelpunkt unserer buddhistischen Lehre steht der Mensch», erwidert der Mönch. «Alle unsere Bemühungen gelten der Weiterentwicklung, der ständigen Verbesserung des Menschen. Deshalb ist für uns alles Materielle, also auch die Technik, zweitrangig. Was jedoch nicht bedeutet, daß wir sie verachten oder gar unterschätzen. Wir betrachten alle wissenschaftlichen Erfindungen als Schöpfungen des Menschen. Er hat die Macht, etwas zu schaffen, etwas zu erfinden. An ihm ist es auch, wie er das Geschaffene verwendet. Wenn die moderne Technik in einer falschen, unheilbringenden Weise gebraucht wird, wie zum Beispiel die Atombombe, dann sollte man nicht die Bombe dafür verantwortlich machen, sondern den Menschen. Eine Sache, die kein eigenes Leben hat, benützt sich nicht selbst, sondern wird benützt. Das ist etwas sehr Grundsätzliches in der buddhistischen Auffassung.

Darf ich zum Schluß noch ein paar Worte dazu sagen, worauf Buddha letztendlich hinauswollte?»

«Aber selbstverständlich, gerne!» Professor Heidegger, der Mani sehr konzentriert zugehört hat, bedeutet ihm fortzufahren. Ich gebe dem Kameramann neben mir ein Zeichen, den Schluß in Großaufnahme zu drehen.

«Es geht dabei um die letzten Augenblicke in unserem Leben.»

Mani spricht sehr sicher und eindringlich. «Im Grunde können wir alles vergessen, eines aber sollten wir immer im Auge behalten, nämlich unseren Tod, der ja das unvermeidbare Ende unseres Lebens bedeutet. Er trifft jeden von uns, und jeder muß ihn bedingungslos annehmen. Angesichts dieser Tatsache muß man sich doch fragen, weshalb wir uns das Leben gegenseitig schwer machen, eifersüchtig aufeinander sind, Rache aneinander nehmen, oder gar jemanden umbringen. Wir sollten vielmehr Kompromisse suchen, damit wir ein heiteres Gesicht tragen, damit wir freundlicher, brüderlicher leben. In einem Satz ausgedrückt, ist es das große Ziel des Buddhismus, schon unsere heutige Welt zu einem Paradies zu gestalten.»

Wenn ich mir jetzt – nach Jahren – Manis Film ansehe, so sehe ich zum Schluß in seinem bildfüllenden Gesicht das beste Beispiel für die Freundlichkeit und die Brüderlichkeit, von der er spricht.

Bei einem anschließenden Mittagessen, das in geradezu übermütiger Stimmung stattfindet, muß Mani leider mit einem Glas Tee vorliebnehmen: zwölf Uhr ist längst vorbei. Aber das stört ihn nicht, das erfolgreich abgelaufene Studiogespräch hat ihn angeregt.

Wir diskutieren über den Schluß-Satz des Interviews: das Ziel des Buddhismus, unsere Welt zu einem Paradies zu gestalten.

Ich frage Mani, ob er glaube, daß der Satz in unserem Vaterunser «Dein Reich komme» etwas anderes bedeute.

«Aber nein!», entgegnet Mani, «Es heißt ja auch weiter: 'Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden'. Im Grunde ist es genau dasselbe wie bei uns. Ein Aufruf an alle Christen, die Erde zu einem Paradies zu gestalten - weil es ein Aufruf zur Liebe ist.»

«Aber», meint unser Kameramann, «dann sind unsere Religionen ja gar nicht so verschieden!»

Mani blickt ihn lächelnd an und sagt, er solle sich Gott oder das Nirwana einmal als hohen Berg vorstellen: «Sehr viele Wege führen bis zur Spitze. Manche kerzengerade, steil und schwer

begehbar - andere in vielen Umwegen rings um den Berg herum. Ich glaube, es spielt keine sehr große Rolle, welchen Weg man wählt. Hauptsache, man hat überhaupt einen Weg nach oben gefunden. Das einzig Wichtige ist das Ziel.»

Mani wendet sich zu mir:

«Trotzdem möchte ich gern eine Frage, die mich seit langem beschäftigt, einem maßgeblichen Vertreter des Christentums stellen, nämlich: was veranlaßt die christlichen Kirchen, in andere Kulturkreise vorzudringen und dort zu missionieren? Glauben sie, daß das Christentum besser ist als zum Beispiel der Buddhismus?»

In Berlin fanden wir den bekannten, auch als Fernsehpfarrer wirkenden Monsignore Klausener, der sich bereit erklärte, Manis provokative Frage zu beantworten:

«Es ist einfach die Erfüllung des Missionsauftrags Christi, der vor seiner Himmelfahrt die Jünger anwies, hinauszugehen in alle Welt und alle Völker zu lehren und sie zu taufen.

Sie werden vielleicht in unseren Klöstern manches gesehen haben, das Sie an das Leben in Ihrem Tempel erinnert. Ich denke da zum Beispiel an die Meditationen, das kontemplative Beten, das doch auch das Christentum den Menschen anrät, um Gott näherzukommen. Dann das Fasten und noch manches andere, das bei Ihnen und uns ähnlich ist.

Jede Religion ist ein Schritt hin zu Gott. Wir glauben aber, daß der letzte Schritt eben nur in Christus getan werden kann, weil er der Sohn Gottes ist.»

Mani, der unsere Bevölkerung kurz vor Weihnachten bei ihren Einkäufen und Vorbereitungen für unser Freudenfest beobachtet, sieht «nur nervöse und freudlose Gesichter. Alle wirken gehetzt, viele benehmen sich rücksichtslos.»

Er will darüber mit einem Arzt und Psychologen sprechen und findet in Dr. Joachim Bodamer, dem bekannten Nervenarzt und Psychotherapeuten, einen kompetenten, sowohl geistig als auch menschlich sehr hochstehenden Gesprächspartner. (Mit seinen Büchern weist Bodamer als Kritiker der technischen Zivilisation auf die körperlichen und seelischen Schäden hin, denen heute jeder ausgesetzt ist, der in dieser Zivilisation nur den Fortschritt zu sehen vermag.)

«Etwa vierzig Prozent aller Kranken», erklärt Dr. Bodamer, «die wegen irgendwelcher körperlicher Beschwerden zum Arzt kommen, sind eigentlich seelisch krank. Sie sind deshalb seelisch

krank, weil sie, um es bildlich auszudrücken, dem Druck der Umwelt, ihrer besonderen Berufssituation oder überhaupt der Struktur des modernen industriellen Lebens nicht mehr gewachsen sind. Denn wenn sie in ärztliche Behandlung kommen, muß man sie zunächst einmal dazu erziehen, ihr eigentliches Lebensproblem zu sehen, und dann muß man sie dazu erziehen, mit diesem Lebensproblem fertigzuwerden. Man muß also gleichsam nicht bloß Psychotherapie, sondern auch Psychagogik betreiben. Und für diese Psychagogik müßte man eine moderne Lebenslehre haben, ein Kanon von Verhaltensvorschriften, die einem heutigen Menschen sagen können, wie er gewisse, immer wieder typische Belastungssituationen bewältigen kann.»

Mani: «Sie meinen, dann würden auch seine körperlichen Beschwerden verschwinden?»

Dr. Bodamer: «In den meisten Fällen. Ich erlebe das sowohl in meiner Praxis als auch in der Klinik.» (Dr. Bodamer ist Leiter des psychiatrischen Landeskrankenhauses in Winnenden bei Stuttgart.)

Mani: «Sie sprechen von einer fehlenden modernen Lebenslehre. Halten Sie den christlichen Glauben für veraltet?»

Dr. Bodamer: «Nein, im Gegenteil. Ich halte ihn für außerordentlich wichtig und notwendig. Aber Weltbild, Größe und Konsequenz der abendländischen Naturwissenschaft beruhen darauf, daß die geistige Herkunft der Natur und Gott als Schöpfer geleugnet werden. Der moderne Mensch ist durch seine technischen Erfolge viel zu selbstsicher geworden, um vor einer Macht, die er nicht sehen, greifen und berechnen kann, sein Haupt zu senken.»

Mani: «Können Sie aus dieser Situation der christlichen Kirche einen Ausweg erkennen?»

Dr. Bodamer: «Die Naturerkenntnisse des Menschen werden immer nur Aussagen des forschenden menschlichen Intellekts über seine spezielle Art, die Natur zu sehen, enthalten. Also nicht über die Natur selbst. Mit dieser Einsicht, die heute gerade in der exakten Wissenschaft, der Physik, durchbricht, beginnt meines Erachtens ein neues Kapitel zwischen Gott und dem Menschen. Vielleicht ist der Gang der Wissenschaft nur ein riesenhafter Umweg der Menschheit, damit sie die Wahrheit des Schöpfungsberichtes auf einer höheren Stufe begreifen kann: damit der Mensch jetzt nicht mehr bloß glauben muß, sondern Gott wirklich erfahren kann.»

Bei diesem Interview, das im Sprechzimmer von Dr. Bodamer in der Klinik gefilmt wird, ist das Einvernehmen der beiden Gesprächspartner und die gegenseitige Achtung außerordentlich stark spürbar.

In einem anschließenden Gespräch mit Dr. Bodamer hat mich ganz besonders beeindruckt, daß er in seinen Patienten, die an Zivilisationsneurosen leiden, eine Art «Fühlige» sieht, die auf den unnatürlich starken Druck der Umwelt im Grunde ganz gesund reagieren, indem sie Angst bekommen und in die Krankheit flüchten. Daß viele dieser seelisch Kranken also eigentlich die Noch-Intakten sind.

Ich kenne eine ganze Menge von Leuten, die an den Schaltstellen unserer Wirtschaft tätig sind. Beinahe alle haben etwas gemeinsam, nämlich eine ungeheuerliche Angst vor dem Alleinsein. Wenn sie einmal abends nicht eingeladen oder zu Geschäftstreffen verabredet sind, dann geben sie selbst eine Party oder sitzen den ganzen Abend vor dem Fernseher. Auch wenn sie das Programm eigentlich nicht interessiert. Aber es füllt die Zeit, es verhindert ein Nach-denken, das Stille und Alleinsein erfordert. Dieser gefürchtete Moment wird Tag für Tag hinausgeschoben. Die Menschen fliehen in Geschäftigkeit und über-treiben. Das Ganze heißt dann Tüchtigkeit – und wer von uns ist nicht gerne tüchtig? Womit die Übertreibung ihre Rechtfertigung erhält. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch: vom Nichtstun kommt auch nichts. Deshalb ist es sehr vernünftig, wenn wir etwas tun. Die gleiche Bedeutung kommt aber auch den Mußestunden zu, in denen wir unsere Mitte finden wollen. Wer sich dem entzieht, der hat zwar tüchtig, aber doch nur halb gelebt.

Ich glaube, daß die meisten Menschen der Ansicht sind, daß ein Mönch wie Maha Mani nur halb lebt. Denn immer wieder werde ich gefragt, ob denn ein Mensch, dessen Leben durch zweihundert Mönchsregeln eingeengt wird, überhaupt noch in der Lage ist, sich daran zu erfreuen? Ob eine derart strenge Askese nicht dazu führe, daß der Gläubige sich gefangen fühlt und verbittert wird?

Dazu kann ich nur sagen, daß Mani während der ganzen Zeit unseres Zusammenseins der freieste und glücklichste unter uns war und derjenige, der am meisten gelacht hat.

Mein damals dreijähriger Sohn mit seinen sicheren Kinderinstinkten fühlte sich von Anfang an zu ihm hingezogen und in Augenblicken, in denen Mani sich unbeobachtet fühlte, hat er sehr liebevoll mit dem Kleinen auf dem Fußboden gespielt.

Mein Oliver brachte ihm eine ganz selbstverständliche Freundschaft entgegen, so, als wären die beiden miteinander aufgewachsen. Obwohl sie kein Wort miteinander sprechen konnten. Maha Mani hat nichts Sektiererisches an sich. Es sieht eher so aus, als seien ihm durch den Verzicht auf gewisse Dinge des Lebens andere, neue und vielleicht schönere geschenkt worden.

Ein möglicher Weg

In den Büchern des blinden Jacques Lusseyran, vor allem in seiner Biographie «Das wiedergefundene Licht», findet man Manis Erkenntnisse über die Art, einen Menschen gleichsam erfüllend in sich aufzunehmen, als erschütterndes und zugleich geradezu strahlend positives Vermächtnis bestätigt.

Lusseyran erblindete mit siebeneinhalb Jahren durch einen Unfall auf beiden Augen.

«Die grundlegende Entdeckung habe ich kaum zehn Tage nach dem Unfall gemacht: ich hatte mein Augenlicht gänzlich verloren, ich konnte das Licht der Welt nicht mehr sehen, aber das Licht war weiterhin da.»

«Die zweite große Entdeckung kam fast unmittelbar danach. Um das innere Licht betrachten zu können, gab es nämlich nur ein Mittel, nämlich zu lieben... Nach und nach lernte ich verstehen, daß lieben sehen bedeutet und daß hassen Blindheit, Nacht war... Ein halbes Jahr nach meinem Unfall war ich fähig, in einer Allee auf jeden der Bäume entlang der Straße zu zeigen, selbst wenn diese nicht in regelmäßigen Abständen gepflanzt waren. Ich wußte, ob die Bäume gerade und hoch waren, ob sie ihre Äste trugen wie ein Körper seinen Kopf oder ob sie, zu Dickicht verfilzt, den Boden ringsumher bedeckten.»

«Das Experiment mit den Bäumen konnte ich mit jedem beliebigen Gegenstand wiederholen, der eine gewisse – mindestens meine – Höhe hatte: mit den Telegraphenstangen, Hecken, Brückenbogen, den Häuserwänden entlang der Straße, ihren Türen, Fenstern, Vertiefungen und Schutthaufen. Was die Gegenstände mir mitteilten, war, wie bei der Berührung, ein Druck, doch ein so neuartiger Druck, daß ich zunächst nicht daran dachte, ihn so zu benennen. Wenn ich mich ganz in die Aufmerksamkeit vertiefte und meiner Umgebung keinen eigenen Druck entgegensetzte, dann legten sich Bäume und Felsen auf mich und drückten mir ihre Form ein, wie es Finger tun, die ihren Abdruck in Wachs hinterlassen. Diese Neigung der Gegenstände, aus ihren natürlichen Grenzen herauszutreten, verur-

sachte Eindrücke, die ebenso deutlich waren wie Sehen oder Hören.»

Jacques konnte auch, wenn er auf einer Parkbank saß, eine fremde Person, die sich schweigend etwa fünf Minuten hinzusetzte, viel deutlicher in sich aufnehmen, als es ein Sehender je könnte. Jacques entwickelte eine Fühligkeit, die ihn nicht nur befähigte, die charakterlichen Eigenschaften, sondern auch die Stimmung, in der sich diese Person befand, in kürzester Zeit zu erkennen.

Noch als Gymnasiast leitete Jacques während des zweiten Weltkrieges eine Widerstandsgruppe im besetzten Frankreich. Als Blinder besaß er die untrügliche Fähigkeit, Verräter, die sich der Untergrundbewegung anschließen wollten, sofort zu erspüren. Er wurde verhaftet und kam ins Konzentrationslager Buchenwald. Trotzdem war er ein Mensch ohne Angst und überzeugt, «daß eine Ordnung regiert und daß es, um zu sehen, wie sie sich auf unser ganzes Wesen, auf alle Begebenheiten unserer Existenz erstreckt, genügt, sich ihr nicht zu widersetzen».

Seine Blindheit eröffnete ihm eine neue Erkenntnisbasis. Weil er den erweiterten Bewußtseinsbereich mit mathematischer Genauigkeit, absoluter Sachlichkeit und doch poetischer Wortgewalt zu charakterisieren vermochte, ist sein Werk ein Geschenk für alle Suchenden, die sich darüber beklagen, daß es keine Leitbilder mehr gibt.

Maha Manis heitere Gelassenheit, sein «einfach leben und hoch denken» und die damit verbundene Harmonie nach innen und nach aussen, zu seiner Umwelt und zum Kosmos, haben mich immer wieder beschäftigt. Und damit auch die Frage, ob wir in unserer so anders orientierten Welt überhaupt noch in der Lage sind, eine ähnliche Gelassenheit, wenn auch nur vorübergehend, zu erlangen.

Um es vorwegzunehmen: es geht. Ein wenig mühsam zwar, aber gerade diese Mühen werden hundertfach belohnt.

Den Weg verdanke ich meinem langjährigen und treuen Freund, dem Homöopathen Dr. Artur Braun, der mich zu dem Schweizerischen Bildungshaus Bad Schönbrunn bei Zug gewiesen hat. Das von Jesuiten geleitete Haus veranstaltet einmal jährlich einen zweiwöchigen Kurs «Heilfasten und Meditation». Die ärztliche Betreuung dabei übernimmt das Münchner Krankenhaus für Naturheilwesen, indem es einen Arzt mit der entsprechenden Erfahrung für diese Zeit freistellt.

Als Heil und Heilung noch aus der gleichen Wurzel kamen, als der Arzt zugleich als Seelsorger und der Priester auch als Mediziner wirkte, da war es ganz selbstverständlich, daß der Mensch in seiner Gesamtheit immer wieder einmal gereinigt, geläutert, regeneriert wurde. Das Heilfasten hat sich dabei in allen Kulturen und zu allen Zeiten als der optimale Weg erwiesen.

Als sich jedoch Arzt und Seelsorger in ihren Arbeitsgebieten trennten, gerieten auch die körperlich-seelischen Zusammenhänge mehr und mehr in Vergessenheit.

Insofern ist das Therapiemodell «Heilfasten und Meditation», wie es seit über zehn Jahren in Bad Schönbrunn praktiziert wird, ein vielversprechendes Unternehmen, für dessen Erfolg allein schon die Tatsache spricht, daß die Kurse stets ein halbes Jahr im voraus ausgebucht sind.

Zum Heilfasten und Meditieren kommt noch das absolute Schweigen. Es ist sicher gut, daß ich davon erst an Ort und Stelle erfahren habe; als mitteilbarer Mensch wäre ich sonst wahrscheinlich gar nicht hingefahren.

Trotzdem eröffnet die Kombination dieser drei Bedingungen jedem, der sie annimmt, ganz neue Perspektiven, die er bei einer normalen Fastenkur niemals erleben könnte.

Im Verlauf dieses stark nach Askese und Unzumutbarkeit klingenden Kurses habe ich mir spontan aus dem Erleben heraus ein paar Notizen gemacht. Vielleicht gelingt es mir, Sie, liebe Leser, davon zu überzeugen, daß ein solcher Weg durchaus zumutbar, ja geradezu erheben sein kann. Daß er als möglicher Einstieg zu dem führen könnte, was ich unter «Fühligkeit» verstehe: zur Wiedererweckung der tiefen Empfindsamkeit, die in jedem von uns vorhanden ist, meistens aber eingemauert, gewaltsam unterdrückt und verleugnet wird, größtenteils wohl aus unbewußter Angst vor Verletzbarkeit.

Erster Tag

Bad Schönbrunn, das modern ausgestattete Bildungszentrum, liegt mitten in einer unberührten Waldlandschaft.

Freitagabend, halb sieben. Pater Brantschen gibt nach ein paar Begrüßungsworten die Spielregeln bekannt, an die wir uns in den kommenden zwei Wochen zu halten haben.

Seine Einführung schließt er mit den Worten:

«Diät ist modern; Fasten im ursprünglichen, umfassenden Sinn ist es nicht. Es könnte aber für unsere Zeit zu einer entscheiden-

den Hilfe werden – vorausgesetzt, daß sich die neuen medizinischen Erkenntnisse und die alten und neuen religiösen Einsichten verbinden.»

Anstelle eines Abendessens erhält jeder der fünfundvierzig Teilnehmer einen Apfel. Ich hasse Äpfel.

Ein junger Arzt aus München, der die medizinische Betreuung übernommen hat, verteilt kleine Dosen mit Glaubersalz, einem natürlichen Abführmittel, das wir in Wasser auflösen und im Laufe des Abends trinken sollen.

Ab acht Uhr beginnt das Schweigen. Es soll erst einen Tag vor Beendigung der Kur wieder gebrochen werden. Ein paar Neulinge sehen sich betroffen an. Aber es bleibt ihnen nicht viel Zeit: um acht Uhr schlägt der Gong für die erste Meditationsübung. Eine Einstimmung gibt es nicht. Für mich hat gerade dieses Unkonventionelle etwas Bestechendes. Vor zwei Stunden bin ich noch in Zürich bei einer würzigen Cervelat gesessen – und jetzt bemühe ich mich im Buddhasitz um eine aufrechte Körperhaltung, die vor allem in den Kniegelenken allmählich Schmerzen bereitet.

Dritter Tag

Eine körperliche Reinigung ist mit Glaubersalz schnell zu erreichen. Viel schwieriger gestaltet sich der Weg zu einer Art geistiger Reinigung, das heißt die Bemühung um eine geistige Leere, die wiederum die Voraussetzung ist zu einem Sich-Öffnen für eine neue, möglichst bindungsfreie «innere Schau».

Die beste Beschreibung von Meditation fand ich in dem neuesten Buch von Lama Govinda «Buddhistische Reflexionen»: «Was ist Meditation, und noch mehr Kontemplation, anderes als jener Zustand der Aufnahmebereitschaft, in dem wir unseren Geist offen und unsere Sensitivität wachhalten, indem wir alles, was uns behindert oder einengt, beseitigen und indem wir uns selbst in eine intuitive Verfassung versetzen: in eine innere Haltung, in der wir eher bereit sind zu hören, als zu argumentieren, eher bewegt werden, als uns zu bewegen.»

Unglücklicherweise läßt sich dieser Zustand nicht erzwingen. So bleibt nichts anderes übrig, als geduldig die täglichen fünf Meditationsstunden «abzusitzen». Wobei ich mich jetzt darangemacht habe, eine Art gedankliche Aufräumarbeit der verschiedensten Probleme zu erledigen. Ich hoffe, damit eine Voraussetzung für etwas Neues, Gehobenes zu erreichen.

Fünfter Tag

Heute ist ein Krisentag. Das haben die Erfahrungen gezeigt: schlechte Laune, erhöhte Bereitschaft auszusteigen, depressive Gemütsverfassung und Streitlust.

Bisher verlaufen die Tage im gleichen Rhythmus. Um halb sieben ist Wecken. Kurz vor sieben Uhr trifft man sich im Meditationsraum. Dort verneigt sich jeder mit gefalteten Händen vor einer Ikone und begibt sich danach an seinen Platz. Punkt sieben Uhr wird ein Gong geschlagen: das Zeichen für den Beginn der Meditation.

Ein neuer Gongschlag: wir erheben uns und gehen mit gefalteten Händen im Kreis, zur Belebung der Blutzirkulation. Ein weiterer Gongschlag schickt uns auf unsere Plätze zurück, um bis acht Uhr zu meditieren.

Im Speisesaal gibt es jetzt eine Tasse Kräutertee. Bis neun Uhr ist Zeit fürs Aufräumen der Zimmer.

Pünktlich um neun Uhr beginnen die Entspannungsübungen. Die Schuhe müssen ordentlich abgestellt werden. Überhaupt spielt Ordnung eine bedeutende Rolle.

Die Entspannungsübungen sind dem Yoga sehr ähnlich. Frau Urban, die Leiterin dieser Stunden, hat die Körperhaltungen mit großer Sorgfalt zusammengestellt, um die Muskeln und Körperpartien wieder zu aktivieren, die im zivilisatorischen Alltag vernachlässigt werden.

Von zehn bis halb elf Uhr sitzen wir wieder im Meditationsraum und üben uns in Besinnung. Täglich findet bis elf Uhr ein Vortrag statt, der sich mit Heilfasten beschäftigt. Von elf bis zwölf Uhr wird wieder meditiert.

Eine salzlose Brühe aus Gemüsesaft beendet den Vormittag. Die Mittagspause dauert bis viertel vor drei Uhr. Damit der Glukosespiegel im Blut erhalten bleibt, gibt es ab halb drei Uhr heißen Tee mit etwas Honig.

Um drei Uhr wieder eine Stunde Entspannungsübungen auf der Matte. Anschließend eine Meditationsstunde.

Die Teilnahme an der Heiligen Messe von viertel vor sechs bis halb sieben Uhr ist freiwillig.

Anschließend gibt es ein Glas Fruchtsaft. Bis zwanzig Uhr haben wir «frei», bis der Gong zur letzten Meditationsrunde schlägt. Es bleibt wenig Zeit für private Dinge. Aber das ist beabsichtigt: Regeneration in der Stille, ohne Ablenkung, ohne Kontakt zum Leben außerhalb dieser Mauern.

Neben mir im Meditationsraum sitzt ein Pfarrer aus Irland. Er arbeitet mit Drogensüchtigen in London. Heute, am Krisentag, bricht es aus ihm heraus:

«Nichts reden, nichts denken, nichts essen und die Glieder verrenken – was soll das?! Mir tut es leid, daß ich bei diesem Kurs zugesagt habe!»

Er streikt bei den Entspannungsübungen, liegt einfach am Boden – und schläft schließlich ein. Zwei junge Mädchen sind ebenfalls «auf der Matte geblieben», mit Kreislaufbeschwerden, die der Arzt schnell beheben kann.

Während ich ihm behilflich bin und wir ein paar Worte wechseln, belehrt mich eine Kursteilnehmerin mit demonstrativem Zeigefinger auf dem Mund, daß ich zu schweigen hätte. Nachdem ich sie eine bigottische Kuh genannt habe, bricht auch sie ihr Schweigen.

Der fünfte Tag ist eben ein Krisentag!

Siebter Tag

«Der Begriff Fasten kommt aus dem Altdeutschen und hieß ursprünglich: fest, befestigen, im Sinne von festhalten. Damit ist klar, daß es sich beim Fasten um ein wahrhaft menschenwürdiges Unternehmen handelt, um ein körperlich-geistiges und auch krankheitsvorbeugendes Geschehen. Um des psycho-physischen Gewinnes willen enthält sich der Fastende, in einem aus einer höheren Freiwilligkeit geborenen Entschluß, temporär jeglicher festen Nahrung. Dem medizinischen Sprachgebrauch nach können wir das Heilfasten als die Krone der Psychosomatik bezeichnen. Die Heilung von Körper und Geist gleicherweise sind und bleiben durch alle Menschenzeitalter das Ideal. Der übergeordnete Begriff also heißt Heilfasten.»

So hat es Otto Buchinger, der Wiederentdecker des Heilfastens, in den dreißiger Jahren definiert.

Die Hälfte der Kurszeit ist geschafft! Nach einer Woche fasten ist das nagende Hungergefühl weg. Dafür hat diese Körperleere einer Art geistiger Euphorie hervorgerufen. Dabei herrscht draußen eine schwüle Gewitterstimmung. Wetterfühligkeit, Migräne oder Tiefdruckdepression, unter denen ich sehr zu leiden habe, sind verschwunden. Die Gliederschmerzen der ersten Tage sind jetzt ebenfalls überwunden.

Neunter Tag

Alle drei Tage finden Einzelgespräche mit dem Kursleiter Pater Brantschen statt. Er möchte jedem Teilnehmer bei seinen Meditationsbemühungen behilflich sein. Brantschen ist ein begeisterter Meditationsanhänger und weiß auch sehr viel darüber: lange Zeit ist er bei dem bekannten Jesuiten Hugo M. Enomiya Lasalle in Tokio in die Lehre gegangen. Lasalle hat mehr als die Hälfte seines Lebens in Japan verbracht und leitet dort ein christliches Zen-Zentrum. In Lasalles Institut ist es keine Seltenheit, daß die Schüler mehre Tage und Nächte in Meditationshaltung sitzen müssen, um ihrem Heilsweg näherzukommen.

Glücklicherweise läßt sich das in zwei Wochen nicht auf uns übertragen. Mir reichen die täglichen fünf Stunden, die mir allerdings jetzt nicht mehr so endlos vorkommen. Im Gegenteil: manchmal vergeht eine Stunde sehr schnell; ein Anzeichen dafür, daß ich mich der «ersten Stufe» nähere.

Die Druckfreiheit in meinem Kopf hält an. Heute ist sogar eine große Arbeitslust hinzugekommen, und ich habe im Laufe einer Stunde eine Schreibe erledigen können, für die ich normalerweise drei bis vier Tage brauche.

Zehnter Tag

Heilfasten soll auch zur Sensibilisierung der Sinne führen und einen der Natur näherbringen. In der Tat: seit ein paar Tagen höre ich plötzlich Vogelstimmen, rieche den Wald und die Blumen und gehe gar nicht mehr so ungern spazieren.

Und meine anfangs fast aggressive Abwehrhaltung einer überpenibel scheinenden Ordnungsliebe und Pünktlichkeit ist einer milden Duldsamkeit gewichen...

Im Grunde gilt auch heute noch, was Johannes Chrysostomus, der berühmte Patriarch von Konstantinopel, schon vor 1600 Jahren über das Fasten zu berichten wußte:

«Fasten ist die Nahrung der Seele, es zügelt die Unmäßigkeit der Sprache und schließt die Lippen, es zähmt die Wollust und besänftigt das cholerische Temperament, es weckt das Urteil, macht den Körper geschmeidig, verjagt nächtliche Träumereien, heilt Kopfschmerzen und stärkt die Augen.»

Bald soll das Schweigen gebrochen werden. Ein spannendes Ereignis!

Bei aller Askese und Selbstversenkung sind wir ja doch Menschen geblieben und haben die anderen Kursteilnehmer zur

Kenntnis genommen und uns aus ihrem Auftreten, ihrer Haltung, Reaktion und Ausstrahlung ein eigenes Bild gemacht. Ohne einander zu kennen, sind wir zu einer Art Gemeinschaft zusammengewachsen und zwar auf der Basis einer anderen Kommunikation, als es die Sprache ist. Vielleicht kann man es als ein viel sensibleres, jedoch schwer zu beschreibendes «Einander-Näherkommen durch Feinfühligkeit» charakterisieren.

Zwölfter Tag

Schon bei der ersten Frühmeditation liegt Spannung im Raum: in fünf Stunden werden wir miteinander reden!

Heute gibt es auch zum ersten Mal zu essen! «Aufbaunahrung» – auch das ist ein sehr behutsamer Vorgang beim Heilfasten nach Buchinger. Drei Radieschen, eine halbe Tomate, ein Löffel Quark und eine Scheibe Vollkornbrot. Gar nicht schlecht, diese erste Mahlzeit!

Was ist in diesen zwei Wochen in unserem Körper passiert? Zuallererst wird er stark entwässert, der Darm völlig entleert. Dann schaltet der Organismus auf «Selbstversorgung» um und baut die Schlacken des sogenannten Bindegewebes ab, die sich in allen Organen unseres Körpers befinden. Häufig ist diese Verschlackung die Ursache von chronischen Krankheiten. Im Fasten verwendet der Körper die sonst für die Verdauung tätigen Energien zur Abheilung der jeweils erkrankten Bezirke. «Heilfasten» ist also eine durchaus berechtigte Bezeichnung.

Es ist soweit: Der Gong ertönt, und es darf gesprochen werden! Man stellt sich einander vor, tauscht Meinungen aus – der ganze Raum ist plötzlich von Stimmen erfüllt. In gezielter Reihenfolge geselle ich mich zu den von mir Beobachteten und muß feststellen, daß meine Beurteilungen nicht einmal zur Hälfte richtig sind. «Die stille Nymphe» zum Beispiel entpuppt sich als eine lebhafteste, äußerst gesprächige Dame, und der «biedere Schalterbeamte» ist ein berühmter Internist!

Vierzehnter Tag

Alle Teilnehmer fühlen sich ausnahmslos «wie neugeboren». Sogar der irische Pater gibt zu, daß die Quälerei auch bei ihm Wunder gewirkt hat.

Nachtrag:

Mein ganz persönliches Wunder ist, daß ich bis zum ersten Fastentag täglich vierzig Einheiten Insulin spritzen mußte und daß dies ein Jahr lang nicht mehr erforderlich war.

Eine Kanne Diabetiker-Tee mit täglich einer Tablette waren viel angenehmer als die lästigen Injektionen.

Heilfasten hat eine lange Tradition. Wie kaum eine andere Disziplin hat das Fasten seine Anhänger positiv zu stimulieren vermocht, hat ihnen neue Hoffnung gegeben.

Basilius der Große hat sogar im Fasten einen Weg zum Weltfrieden gesehen. Seine Vision stammt aus dem 4. Jahrhundert – ein Dokument dafür, wie tief der Wunsch nach Frieden und Harmonie im Menschen seit jeher verwurzelt ist:

«Wenn alle Völker den Rat des Fastens annähmen, um ihre Fragen zu regeln, würde nichts mehr verhindern, daß tiefster Friede in der Welt herrscht: die Völker würden nicht mehr gegeneinander aufstehen, und die Heere würden einander nicht mehr in Stücke hauen. . . Das Fasten würde alle lehren, die Liebe zum Geld, zu überflüssigen Dingen und, im allgemeinen, die Neigung zu Feindseligkeiten aufzugeben.»



*Das Schwierige bei der Natur ist,
das Gesetz auch da zu sehen,
wo es sich uns verbirgt,
und sich nicht durch Erscheinungen
irre machen zu lassen,
die unseren Sinnen widersprechen.
Denn es widerspricht in der Natur
manches den Sinnen
und ist doch wahr. Goethe*

Ist das Humbug?

Unter Radiästhesie versteht man die Lehre von Pendel und Wünschelrute. Diese beiden Begriffe lösen meist eine Flut von Vorurteilen aus. Das Bild einer hexenartigen Wahrsagerin mit Pendel wird beschworen oder das eines knorrigen alten Wassersuchers mit gegabelter Rute. Pendel und Wünschelrute sind von einer Aura des Okkulten und Zwielfichtigen umgeben. Viele machen sich über die Radiästhesie lustig und verachten jeden, der sich damit beschäftigt.

Dabei ist das Auffinden von Wasser mit einer Haselrute eine Jahrtausende alte, durchaus bewährte Methode. Spuren und Hinweise findet man überall dort, wo menschliche Kulturen entdeckt wurden. Allerdings scheint der Einsatz radiästhetischer Fähigkeiten unterschiedlich gewesen zu sein. So gibt es Hinweise darauf, daß in Afrika bereits vor ca. 15 000 Jahren neben den Brunnenanlagen auch Zinngruben durch Rutenfühlige gesucht und erschlossen worden sind.

In der nördlichen Sahara sollen auf den Felsbildern von Tassili (6000 vor Christus) Rutengänger eingezeichnet sein.

Einen gegabelten Stock, eine Wünschelrute also, findet man an den Säulen des Babylonischen Tempels, 2000 vor Christus.

Von Flavius Josephus wissen wir, daß Moses 1550 vor Christus eine Haselrute angefertigt hat, und der chinesische Kaiser Kuang Fü soll etwa 150 nach Christus die «Erdwahrsager» eingesetzt haben, um die Häuser richtig nach Reizstreifen hin aufzustellen.

Im Mittelalter sind neben den Wassersuchern auch die Bergleute mit der Wünschelrute gegangen, zum Aufsuchen von Erz.

– Der Bogen reicht bis in unsere Tage. So werden Rutengänger heute in der Sowjetunion als «biophysikalische Indikatoren» bezeichnet und spielen in der Erschließung Sibiriens, bei der Suche nach Mineralien und Erdöl, eine wichtige Rolle, und das trotz aller Wissenschaftsgläubigkeit und Überbewertung des technischen Fortschritts, die ja im Osten genauso bestehen wie bei uns.

In beiden Weltkriegen sind Wünschelruten von den Streitkräften im Fronteinsatz zur Minensuche benützt worden.

Auch bei der Blindgängersuche werden heute noch, nach dem Einsatz von feinstmagnetischen Meßgeräten, Wünschelruten zur letzten Kontrolle eingesetzt. Das Suchziel sind feinmagnetische Anomalien.

In ständig zunehmendem Maß werden auch wieder Baustellen vor Erstellung der Pläne auf Störzonen hin untersucht. Das Rosenheimer Institut für Baubiologie wird mit derartigen Aufträgen geradezu überhäuft. Nicht nur von privaten Bauherren; auch Städtische Krankenhäuser und andere Kommunalbauten werden immer häufiger nach baubiologischen Gesichtspunkten konzipiert.

Trotzdem kann die Radiästhesie wissenschaftlich nicht erklärt werden. Es ist bis heute noch nicht einmal erwiesen, ob es sich bei dem Phänomen wirklich um Erdstrahlen handelt, man hat sich lediglich auf diese Bezeichnung geeinigt, weil keine bessere zur Auswahl stand.

Im Prinzip kann jeder Mensch mit Rute und Pendel umgehen, wenn er seine Feinfühligkeit nicht verdrängt und sich ernsthaft zum Beispiel auf eine unterirdische Quelle einstellt. Die starke geistige Konzentration auf das Suchobjekt ist die Voraussetzung für den Erfolg. Rute und Pendel sind also nur Hilfsmittel, um die eigene Strahlenfähigkeit sichtbar umzusetzen. Mit der Zeit, das heißt durch jahrelanges ernsthaftes Bemühen, kann man sich auf das Ergebnis nahezu verlassen.

Aber es haben sich auf dem Gebiet der Radiästhesie natürlich auch Scharlatane breitgemacht, die ihre Pendel- oder Rutenfähigkeit schamlos mißbrauchen und überschätzen. Große Vorsicht ist also geboten sowohl bei der Annahme, man sei ein guter Rutengänger, nur weil die Rute einmal auf ein Suchobjekt reagiert, als auch bei den Behauptungen mancher Radiästhesisten, sie könnten alle schädlichen Strahlen auffinden und durch irgendwelche Gegenmaßnahmen (Kästchen, Spiralen, Decken etc.) aufheben, das heißt unschädlich machen. So eine Hausun-

tersuchung ist dann meistens sehr teuer, auch die verschiedenen Wunderkästchen kosten sehr viel Geld und helfen meistens überhaupt nicht.

Mir ist nur ein einziger positiver und seriöser Fall dieser Art bekannt: Der Direktor der Bircher Benner-Klinik in Zürich erzählte mir von mehreren Betten in seinem Haus, die sich als «Unruhe-Stätten» erwiesen hätten. Die Patienten in diesen Zimmern konnten nur schlecht schlafen, und die Erholung ließ zu wünschen übrig.

Ein Schweizer Erdstrahlenforscher bot nach genauer Ortsuntersuchung Abhilfe durch ein kleines Gerät an. Er betonte gleich zu Anfang, daß er es erst nach mehreren Monaten der Bewährung in Rechnung stellen würde: er mache das immer so, und noch keines seiner Geräte sei ihm wegen Erfolglosigkeit zurückgegeben worden.

Als ich mit dem Klinikdirektor sprach, war die «Unruhe» aus seinen Problembetten schon seit über zwei Jahren verschwunden.

Rute und Pendel sind bisher die einzigen Geräte auf der Welt, die einen sichtbaren Beweis dafür liefern, daß wir Menschen in der Lage sind, auf Energien, Strahlen, oder wie immer man das nennen soll, die außerhalb unserer normalen Wahrnehmungsfähigkeit liegen, zu reagieren.

Hier ist der Mensch sogar das einzige umfassende «Meßinstrument», das sich, wie der Elektrophysiker Prof. Dr. Herbert L. König von der Technischen Universität in München sagt: «zwar durch einen Lastwagen voller Meßinstrumente teilweise ersetzen ließe, was sich aber in der Praxis natürlich nicht durchführen läßt.»

Am unerklärlichsten erweist sich dieses Phänomen beim sogenannten Fernmuten, bei dem selbst über Kontinente hinweg Wasserquellen, verlorene Gegenstände, auch verschollene Menschen gesucht und gefunden werden. Am häufigsten geschieht das über einer Landkarte mit dem Pendel.

Das Fernmuten scheint auch die Schwelle zu sein, an der das Vorstellungsvermögen vieler aufgeschlossener Menschen abrupt aufhört. Immer wieder habe ich es erlebt, wie sich Skeptiker behutsam und schrittweise über die Theorie der Radiästhesie aufklären und teilweise sogar überzeugen ließen. Bei der Erwähnung von Fernmutungen aber stiegen die meisten von ihnen aus: «Nein, das geht ins Märchenhafte, das kann ich einfach nicht glauben!», heißt es dann.

Auch ich stand diesem Phänomen sehr zurückhaltend gegenüber, bis mich vor fünf Jahren folgendes Erlebnis überzeugte hat:

Die Weisung aus Innsbruck

Im Keller meines Hauses befindet sich ein Gästezimmer, eine Toilette und ein Schwimmbecken mit Duschkabine. Der gesamte Fußboden dieser Räumlichkeiten besteht aus italienischen Fliesen. Darunter ist eine Fußbodenheizung installiert. Wir besitzen keine Reservekacheln, und die Fliesenkollektion, die für den Boden verwendet wurde, ist nicht mehr lieferbar.

So können Sie sich vielleicht unseren Schrecken vorstellen, als wir feststellen mußten, daß sich irgendwo in unserem Keller eine undichte Stelle im Wassersystem befand. Die Nässe stieg an den Wänden hoch, der Verputz fing an abzubröckeln, und es begann, modrig zu riechen. An der Wasseruhr stellten wir fest, daß täglich fünfzig Liter ausliefen. Aber wo? Der Heizungsfachmann, der Installateur und schließlich auch der Architekt waren ratlos. Keiner wollte die Verantwortung übernehmen und bestimmen, an welcher Stelle die kostbaren Fliesen aufgehackt werden sollten.

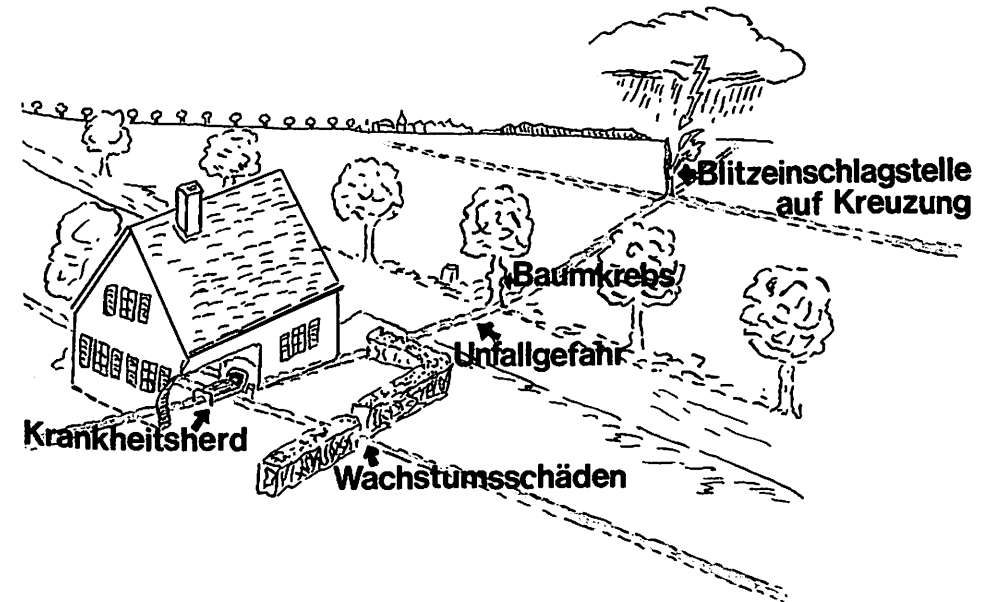
Schließlich telefonierte ich mit Innsbruck und war sehr erleichtert, als mir Jörg Purner versprach, am folgenden Wochenende zu kommen. Purner ist am Institut für Baukunst und Denkmalpflege der Universität Innsbruck tätig. Außerdem ist er ein hervorragender Rutengänger.

Unser Architekt, dem ich davon erzählte, zweifelte allerdings an meinem Verstand.

Purner wollte in unserem Keller allein gelassen werden. Nach einiger Zeit kam er ganz entmutigt nach oben und erklärte, daß er durch die vielen Wasserrohre irritiert sei: er könne nicht so unbeeinflußt an die Wassersuche herangehen, wie er das gerne möchte.

Dann kam ihm die rettende Idee: er bat mich, die Installationspläne unseres Hauses mit nach Innsbruck nehmen zu dürfen. Dort wolle er sich in aller Ruhe darauf konzentrieren und die Pläne später auch von Kollegen, die ebenfalls gute Rutengänger seien, unabhängig voneinander prüfen lassen.

Nach etwa einer Woche rief er an: Er habe eine Stelle entdeckt, die ihm «suspekt» erscheine. Er habe sie seinen Kollegen aber nicht genannt. Nachdem sich gewisse Übereinstimmungen ergeben hätten, rate er mir, in der Toilette zwischen WC und Waschbecken den Boden aufhacken zu lassen.



Auswirkungen von Rezzonen.

AUSWIRKUNGEN DER REZZONEN

Ich verständigte den Architekten, der mit einem Installateur zwar neugierig, aber äußerst skeptisch an der bewußten Stelle eine Kachel aufhakte. Der Boden darunter war pitschnaß. Nach Abheben der zweiten Fliese sprühte uns ein feiner Wasserstrahl entgegen: das darunterliegende Rohr der Warmwasserleitung hatte ein Rostloch.

– Das Gesicht des Architekten werde ich nie vergessen!

Orte des Unheils: Wo Erdstrahlen zu Unfällen führen

Der Irschenberg am Chiemsee und die Autobahnstrecke zwischen Allershausen und dem Neufahrner Kreuz nördlich von München sind über den Verkehrssender Bayern III weit über die Grenzen der Bundesrepublik hinaus bekanntgeworden. Nicht etwa, weil es sich dabei um besonders sehenswerte Orte handelt, sondern weil sich dort tagtäglich Autounfälle ereignen, die trotz Streckenausbau und Geschwindigkeitsbeschränkungen nicht vermindert werden konnten.

Erdstrahlenforscher behaupten, daß starke terrestrische Strahlungen dafür verantwortlich seien. Das wollten Jörg Purner und ich überprüfen, und zwar am Irschenberg, am berühmten Kilometerstein 43,5 – eine der gefährlichsten Stellen.

Vorher mußten allerdings einige Formalitäten erledigt werden. An erster Stelle ein Besuch beim Polizeipräsidenten in München. Nach einigen Bedenken hat er mir schließlich die Mitarbeit seiner Beamten zugesichert.

Ein heftiger Schneesturm erschwert unsere Arbeit. Die Polizisten haben die Autobahn abgeriegelt; wir müssen schnell vorgehen, damit der Stau nicht zu lang wird. Purners Wünschelrute schlägt an den neuralgischen Stellen tatsächlich sehr stark aus. Mit uns ist ein Techniker, der ein sogenanntes Dosisleistungsmeßgerät bei sich hat: ein hochsensibles elektronisches Gerät, das feinste Gamma- und Röntgenstrahlungen mißt. An den von Purner markierten Stellen zeigt es ebenfalls beachtliche Ausschläge.

Die irritierenden Strahlungen am Irschenberg, erklärt mir Purner, sind eine Folge von Verwerfungen. So bezeichnet man Erdbrüche und Verschiebungen, auch Bruchschollengebirge. Nicht selten kommt es zu Spannungen zwischen den einzelnen Schichten. Derartige Spannungsfelder sind imstande, unser Nervensystem zu irritieren. Bei besonders sensiblen Autofahrern kann es beim Überqueren solcher Stellen sogar zu einem kurzen «Blackout» kommen.

An der Fachhochschule in Biberach arbeitet seit vielen Jahren ein Forschungsteam an der Aufklärung von Unfallhäufungen an bestimmten Plätzen. Über zweieinhalbtausend unerklärliche Unfälle haben sie auf terrestrische Einflüsse hin überprüft und sind unter anderem darauf gekommen, daß Starkstromleitungen, die über fließendem Grundwasser verlaufen, die Strahlung des Wassers beachtlich verstärken.

Ganz in der Nähe von Biberach existiert eine derartige Stelle. Ohne jeden ersichtlichen Grund brechen hier plötzlich Fahrzeuge aus, von der rechten Fahrbahn über die linke in den Straßengraben. Und das immer wieder an der gleichen Stelle: etwa dreißig Meter nach Durchfahren der Hochspannungsleitung.

Das Team in Biberach ist mit modernsten technischen Geräten ausgestattet. Bei allen erreichbaren Unfällen, für die es keine logische Erklärung gibt, werden hier die Daten und Messungen gesammelt. Eine Sisyphusarbeit, die aber eines Tages dazu beitragen könnte, Licht in das Dunkel um die Auswirkung von Erdstrahlen auf den Straßenverkehr zu bringen.

In den letzten zwanzig Jahren beginnt vor allem die Naturheilkunde, sich wieder auf das Wissen unserer Urväter zu besinnen.

Die Radiästhesie hat in manche Arzt- und Heilpraktikerpraxis Einzug gehalten. Nicht nur zur Untersuchung des Schlafplatzes eines Patienten, sondern auch als zusätzliche Kontrolle und zur Feststellung der geeigneten Therapie.

Für Wolfgang Schmitz-Petri zum Beispiel ist die Wünschelrute ein tägliches Arbeitsgerät. Er ist ein sehr bekannter Münchner Heilpraktiker und benützt die Rute als zusätzliches Hilfsmittel für eine exakte Diagnose und bei der Zusammenstellung von geeigneten Heilmitteln. Bei seinen Diagnosen spielen auch die Sinneswahrnehmungen eine entscheidende Rolle. Schmitz-Petri schildert das in dem Buch «Mensch-Wünschelrute-Krankheit» folgendermaßen:

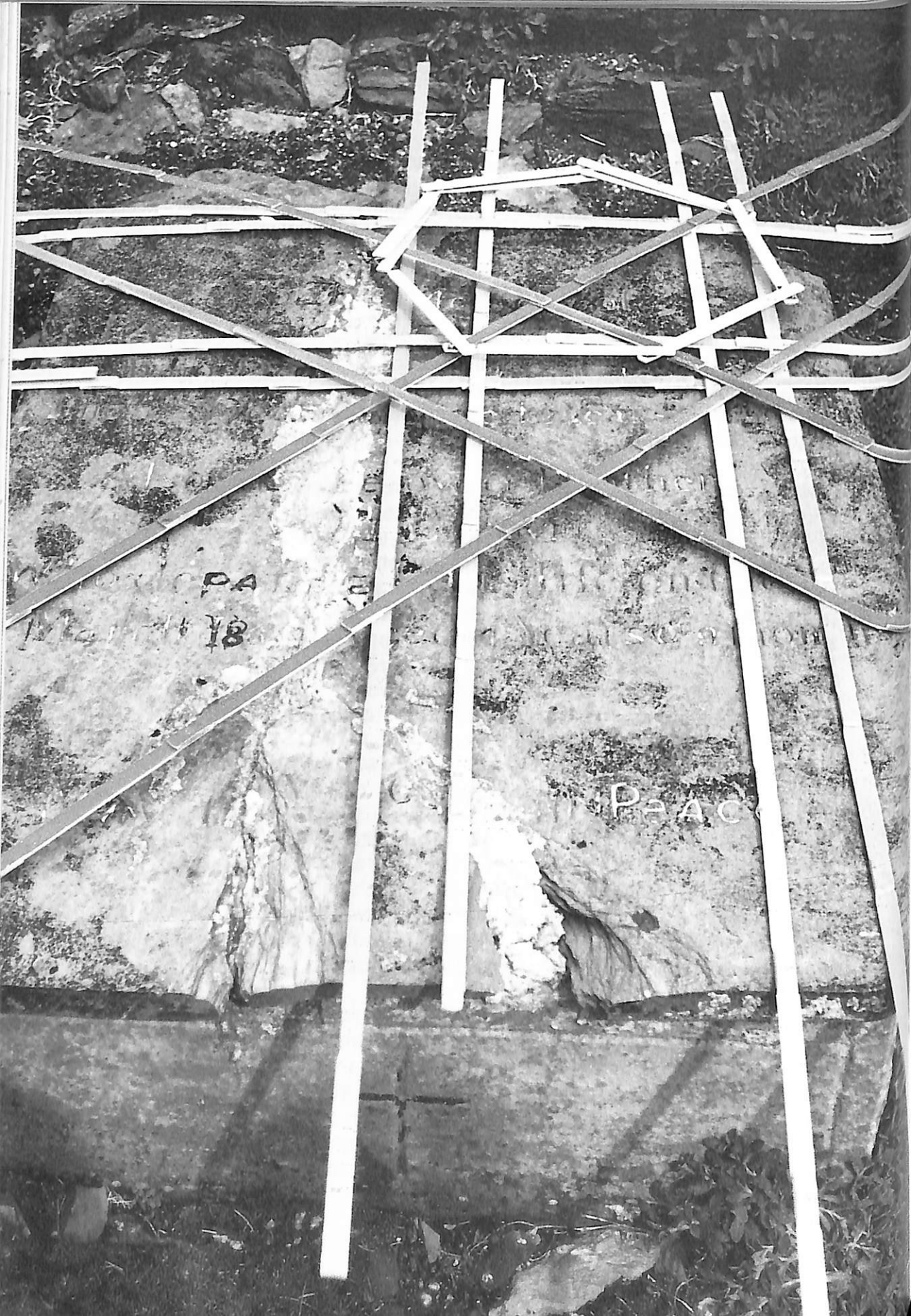
«Betritt ein für mich neuer Patient das Sprechzimmer, beobachte und registriere ich seinen Habitus, seine Bewegung, seine Gesichtsfarbe und die markantesten physiognomischen Merkmale. Diese Antlitz-Diagnose beim ersten Kontakt mit dem Patienten erfolgt nur zum Teil bewußt. Bewußt registriert man natürlich, was nicht der Norm entspricht, was auffällig oder ungewöhnlich am Gesamtbild ist.

Daneben nehme ich den Patienten auch über den Geruchssinn auf. Wir kennen ja alle den umgangssprachlichen Ausdruck 'den kann ich nicht riechen', ziehen jedoch heute die Wendung 'der ist mir unsympathisch' vor. Entsprechend dieser sprachlichen Veränderung ist unser Geruchssinn heute weitgehend verkümmert durch all die künstlichen Gerüche, die wir an und um uns versprühen.

Die Verkümmerng des Geruchsinns liegt aber auch in der menschlichen Natur selbst begründet. So sieht der Mensch als Säugling schlecht, sein Geruchssinn dagegen ist sehr stark ausgeprägt, dieser Sinn nimmt mit zunehmendem Alter mehr und mehr ab. Obwohl wir am Körper zahlreiche Duftdrüsen haben, sind wir uns nicht mehr bewußt, daß wir unser Gegenüber im eigentlichen Wortsinn 'erriechen'.

Meine erste Fühlungsnahme mit dem fremden Patienten vollzieht sich nicht nur über sein äußeres Erscheinungsbild, sein Verhalten und seinen Geruch, sondern auch über das, was man seine Ausstrahlung nennt. Letzteres spielt vor allem bei der Arbeit mit der Rute eine Rolle.

Ich möchte zusammenfassend festhalten: ich versuche, den Erstpazienten als Einzelpersönlichkeit in mich aufzunehmen und nicht abstrakt als 'Fall X' zu betrachten.»



*Die irrationale Fülle des Lebens
hat mich gelehrt,
nie etwas zu verwerfen,
auch wenn es gegen alle unsere Theorien verstößt.
Man ist dadurch zwar beunruhigt:
man ist nicht ganz sicher,
ob der Kompaß richtig zeigt.
Aber in Sicherheit, Gewißheit und Ruhe
macht man keine Entdeckungen. C.G. Jung*

Auf der Suche nach Orten der Kraft

Wolfgang Schmitz-Petri begleitete mich bei zwei Fernseh-Expeditionen nach Peru und Nepal. Er fand sowohl in Inka-Heiligtümern als auch in altbuddhistischen Tempeln ganz außerordentlich starke Strahlungsphänomene, die seine Wünschelrute rotieren ließen.

Als ich zwei Jahre später mit dem Erdstrahlen-Experten Jörg Purner zusammentraf, der mir dasselbe von frühchristlichen heiligen Stätten berichtete, entschloß ich mich, in einem weiteren Fernsehfilm einige dieser «Orte der Kraft» zu zeigen und von den erstaunlichen radiästhetischen Entdeckungen zu berichten. Jörg Purner widmet seit Jahren seine Sommerferien dem radiästhetischen Studium eines recht ungewöhnlichen Gebietes: Ursprünglich wollte er die These eines englischen Architekten widerlegen, der behauptete, daß alte Kirchen und Kultstätten stets auf Kreuzungen von Wasseradern erbaut seien. Die Strahlung des unterirdischen Wassers sollte die «heilige» Atmosphäre des Kirchenraumes verstärken. Ausgerüstet mit seiner Wünschelrute wollte Purner den Gegenbeweis antreten.

Über hundertdreißig historische Kirchen, Kathedralen und andere Kultstätten in England, Irland, Frankreich, Österreich, Deutschland und Skandinavien hat Purner inzwischen im Verlauf von sechs Jahren auf ihre Standortqualitäten hin untersucht und kam zu dem Resultat, daß sie alle auf Plätzen stehen, die eine besonders intensive terrestrische Ausstrahlung aufzuweisen haben. Ja, er fand nicht eine einzige alte heilige Stätte, bei der dies nicht der Fall gewesen wäre!

Seine Messungen und Forschungen hat Purner genau registriert und später als Ausgangsmaterial für eine Dissertationsarbeit benutzt. Im Sommer 1982 hat er dafür mit Auszeichnung den Doktorhut bekommen. Das Außergewöhnliche daran ist, daß es sich bei dieser Doktorarbeit um die erste handelt, in deren Titel das Wort «Radiästhesie» auftaucht: ein Markstein in der Geschichte der Erdstrahlenforschung. Dr. Purner gilt heute in Fachkreisen als eine Art Pionier und als der Mann, der zur Rehabilitierung von Wünschelrute und Pendel entscheidend beitragen kann.

Solange sich aber eine unüberschaubare Menge von halbseriösen Rutengängern herumtreibt und gute Geschäfte macht, dürfte Purners Aufgabe keine leichte sein. Denn durch die dunklen Elemente wird dem Ansehen einer echten Feinfühligkeit und einer Gabe, die nur ganz wenigen ernsthaften Menschen vorbehalten ist, sehr geschadet.

Ich habe zwei Jahre gebraucht, um diese wenigen, meist sehr zurückgezogen lebenden Personen aufzufinden.

Purner hat mit seinen radiästhetischen Forschungen eine unbezahlbare Vorarbeit für meinen Fernsehfilm geleistet, in dem «Die Strahlungen der Erde und ihre Wirkung auf den Menschen» von den verschiedensten Seiten her betrachtet werden sollten.

Am Anfang gab es für mich gravierende Probleme: wie sollten «die Strahlungen der Erde» ins Bild gesetzt werden? Es handelt sich ja um keine Lichtstrahlen. Wie konnte ich also den Zuschauern klarmachen, wo, in welcher Intensität und was für eine Art von Strahlung aus der Erde spürbar ist?

Sicher: Durch Trickaufnahmen kann vieles verdeutlicht werden, auf der anderen Seite würde das aber die Glaubwürdigkeit einer Dokumentation in Frage stellen. – Wie also lassen sich Strahlungen ohne Trick sichtbar machen?

Lange haben Purner und ich darüber gebrütet, korrespondiert und telefoniert. Es schien ein unlösbares Problem zu sein. Erst sozusagen in letzter Minute, wenige Tage vor unserem Abflug, hatte Purner die zündende Idee: einfache zusammenklappbare Meterstäbe sollten in verschiedenen Farben gestrichen werden und damit sichtbar machen, welche Art von Strahlung an den gefilmten Stellen wirksam ist. Ein guter Einfall, bestens dafür geeignet, einem unvorbereiteten Publikum zu zeigen, wie vielschichtig und differenziert das noch nahezu unerforschte Gebiet der Strahlungswelt ist.

Die blau gestrichenen Meterstäbe sollten Wasseradern kennzeichnen, die roten waren für die sogenannten Diagonalstreifen vorgesehen, grüne würden Wachstum markieren, gelbe das sogenannte Globalgitternetz, und die weißen waren für die medialen und die Beredsamkeitslinien gedacht. Für Uneingeweihte ein unverständlicher Fachjargon, der aber ahnen läßt, wie vielfältig zusammengesetzt das Gesamtbild lokaler Strahlungsfelder ist. Auf meine Frage, was für eine Wünschelrute Purner im Film verwenden werde, hat er mir sehr fachmännisch die Unterschiede und Mechanismen einzelner Ruten erklärt.

Obwohl viele Rutengänger glauben, die einzig richtige Rute zu haben, spielen die Form und die Bestandteile der Rute nur eine untergeordnete Rolle. Die beste Rute nützt nichts, wenn die Veranlagung zur radiästhetischen Reaktion im Rutengänger nicht vorhanden bzw. nicht entsprechend ausgebildet ist.

Die Brauchbarkeit einer Rute richtet sich vor allem danach, ob sie in den Händen des Rutengängers ein labiles Gleichgewicht ermöglicht, in das der Impuls der isomotorischen Nerven-Muskel-Reaktion eingreifen und den Rutenausschlag ermöglichen kann.

Für seine eigenen Arbeiten hat Purner Kunststoffruten verschiedener Längen und Durchmesser verwendet, die entsprechend unterschiedliche Elastizitätsgrade aufweisen, welche beim Arbeiten mit verschiedenen Griffängen von Bedeutung sind. Außerdem kam eine magnetisierte Stahlrute zur Anwendung, die im Zusammenhang mit der Feststellung der Polarität bzw. der Polarisierung der Reaktionszonen als spezielles Hilfsmittel eingesetzt werden kann.

Die meisten Untersuchungen hat Purner mit der sogenannten Lecher-Rute durchgeführt, die nach dem Prinzip einer Lecher-Leitung gebaut ist (s.*) und mittels eines Schiebers eine sehr exakte antennenmäßige Abstimmung ermöglicht. Außerdem ist durch einen austauschbaren magnetisierten Stahldraht im Griff dieser Rute eine Hilfe für die Polaritätsbestimmung gegeben.

«Wesentlich ist», sagt Purner, «daß diese Instrumente lediglich Hilfsmittel darstellen, um dem Rutengänger eine Art Eichung auf das zu untersuchende Objekt zu erleichtern und zu einem eindeutigen Rutenausschlag zu gelangen.»

* Lecherleitung = Leitungssystem der Hochfrequenztechnik. Zwei Metalldrähte gleicher Länge sind auf verlustarmen Isolatoren parallel geführt. Auf ihnen bilden sich stehende elektromagnetische Wellen aus. Die Lecherleitung kann zur Messung von Wellenlängen verwendet werden.

Aufbruch zu den magischen Stätten

Frühmorgens am Münchner Flugplatz. Es ist Sonntag, der 13. April. Noch ist alles mit Rauheif bedeckt, in dessen winzigen Kristallen die ersten Sonnenstrahlen glitzern. Stille herrscht über dem ganzen Areal; den Roll- und Startbahnen und den Abstellflächen, auf denen die großen Boeings, Douglas- und Airbus-Flugzeuge gleich schlafenden Riesen stehen. Die kleinen Privatmaschinen, in Reih und Glied auf der Wiese dahinter abgestellt, wirken daneben wie zerbrechliches Spielzeug. Zu ihnen führt unser Weg.

Wir sprechen nur wenig und ganz leise miteinander, als scheuten wir uns davor, den Bann der Morgenstille zu durchbrechen. Es ist jene Ruhe, die mit der Dämmerung geht, wie ein langes Einatmen, bevor dann der Tag im Schein des direkten Sonnenlichtes aufbricht und alles urplötzlich ins Reale umschlägt; gerade an Flugplätzen wird das besonders deutlich: wie auf ein vereinbartes Zeichen dröhnen plötzlich Lautsprecher und Düsen, dazu der Geruch von Kerosin, eilige Geschäftigkeit überall – der Morgen ist «entzaubert».

Unser Pilot Helmut Henfling steigt als erster in seine sechssitzige Chessna, ihm folgt Jörg Purner, dann kommt der Kameramann Bernd Schmid mit seinem Assistenten, ich bin der letzte.

Fasziniert lauschen wir dem bayrisch-englischen Piloten-Kauderwelsch zwischen Henfling und dem Lotsen im Turm. Kurz darauf heben wir uns in die Lüfte, und die Expedition zu den «Orten der Kraft» hat begonnen.

Wir sind ein recht bunt zusammengewürfeltes Team mit sehr verschiedenen Interessen, das sich auf den Weg zu den magischen Stätten gemacht hat.

Da ist zunächst der Pilot, dem wir das Gelingen unseres Vorhabens anvertraut haben. Henfling fliegt aus Leidenschaft und gilt als einer der sichersten Piloten im Münchner Raum, obwohl er sich und sein Flugzeug nur nebenberuflich verchartert und nur dann, wenn ihm die Route und die Passagiere gefallen.

Ich konnte ihm keinen exakten Flugplan geben, weil wir als Filmquipe vom Wetter abhängig sind. Unsere Ziele sind Nordfrankreich, Irland und eventuell auch Schottland. Sollte es überall zugleich regnen, dann wäre Stonehenge eine Ausweichmöglichkeit, jenes sagenumwobene Sonnenheiligtum aus der Steinzeit, das nördlich von Salisbury in England liegt.

Purner hat es bereits auf seine Standortqualitäten hin untersucht und festgestellt, daß es ein sehr markanter Ort der Kraft ist.

Purner ist unsere Hauptperson und soll sozusagen als roter Faden die Zuschauer durch den Film führen.

Der Kameramann Bernd Schmid, der nicht nur filmt, sondern auch mitdenkt, steht unserem Filmthema eher zurückhaltend und skeptisch gegenüber. Ich glaube, er hält uns für Spinner. Trotzdem hat ihn eine gewisse Neugierde dazu bewogen, mit von der Partie zu sein.

Nach einigen Flugstunden landen wir auf der englischen Kanalinsel Jersey. Leider haben wir keine Zeit, ihre Schönheit zu bewundern; wir sind nur zum Auftanken hier. Henfling holt den letzten Wetterbericht ein. Jetzt müssen wir uns entscheiden, welches unser erstes Ziel sein soll. Die Wetterlage spricht für Irland: Sonne für heute, vielleicht auch für morgen und die darauffolgenden Tage. Nichts ist hundertprozentig sicher im April. Und schon gar nicht in Irland.

Wir entscheiden uns für «Sonne für heute» und landen in Cork, dem nächsten irischen Flughafen. Freundliche Zollbeamte versorgen uns mit guten Ratschlägen, nachdem wir ihnen unser Ziel, die Skellig-Inseln, verraten haben. Ganz in der Nähe, sagen sie, gibt es einen Privatflugplatz, der in keiner Landkarte verzeichnet ist. Sie zeigen Henfling auf der Karte, wie er ihn im Sichtflug finden kann.

Eine halbe Stunde später taucht er auf: eine kurze Betonpiste mit einer Baracke am Ende, aus der ein kleiner Mann herausrennt und unserem Flugzeug einen Platz zuweist.

Er begrüßt uns in Deutsch: Herr Müller kommt aus Solingen, leitet hier die Tochterfirma einer bekannten Fabrik und ist Ehrenvorsitzender des Flugvereins.

Wir fragen ihn bei einer Tasse Kaffee, ob er die Skelligs kennt. Und nun stellt sich heraus, daß wir ausgesprochen Glück haben. Herr Müller kennt den Boatskipper persönlich, der zu den Inseln fährt, und hat ihn erst vor einer Woche besucht. So kann er uns ganz authentisch beraten:

«Zuerst muß ich ein Taxi für Sie bestellen. Es dauert etwa eine Stunde, bis es hier eintrifft – ich erledige das am besten gleich.» Herr Müller geht in den Nebenraum, und ich bin sehr erleichtert, daß sich unsere Pläne beinahe von selbst entwickeln. «Der Taxifahrer macht sich gleich auf den Weg.» Herr Müller setzt sich wieder zu uns.

«An der Küste, in der Bucht von Valentia, wohnt der Boatskipper Mr. Lavelle», fährt er fort. «Er ist Ihre Schlüsselfigur und vereint eigentlich all das in einer Person, was Sie brauchen.

Lavelle hat sogar eine kleine Pension, wo Sie übernachten können. Ich habe Sie schon angemeldet!»

Wir bedanken uns herzlich, Müller grinst und erklärt: «Lavelle ist *der* Skellig-Spezialist. Er hat sogar ein Buch über diese Inseln geschrieben: 'Skellig – Island Outpost of Europe'. Der Titel stimmt: die Skellig-Felsen sind wirklich eine Art Vorposten unseres Kontinentes. Der westlichste. Lavelle ist der einzige, der Sie mit seinem Boot hinausfahren kann, selbst wenn der Atlantik unruhig ist. Während der letzten zwei Monate ist er allerdings nicht mehr draußen gewesen, weil es zu gefährlich war. Aber vielleicht haben Sie jetzt Glück!»

Die Skelligs sind zwei gewaltige Felsen, die neun Meilen vor der Küste aus dem Atlantik ragen. Der etwas kleinere Felsen «Small Skellig» steigt beinahe senkrecht aus dem Meer und ist zum Vogelreservat erklärt worden. Deshalb darf niemand diese Insel betreten. Bis zu fünfzigtausend Paare der verschiedensten Meeresvögel nisten dort Jahr für Jahr.

Der größere Felsen, «Skellig Michael», ist einer der bedeutendsten Plätze für frühchristliche Bauwerke in Europa. Die Kloster-ruine, hoch oben auf der Spitze, stammt aus dem 6. Jahrhundert. Aber es gibt dort auch Funde, die bis 1400 vor Christus zurückreichen.

Skellig Michael ist nach dem Erzengel Michael benannt. Für die Iren gilt er als Überwinder der Finsternis und wurde früher als «der im Wetterleuchten erahnte Himmelsbote» verehrt.

Die Insel ist bis zum 18. Jahrhundert ein vielumstrittener Ort gewesen. So wurde das Kloster bereits 812 von dänischen Wikingern gestürmt und der Abt entführt. Die zurückgebliebenen Mönche mußten elend verhungern, weil die Eroberer ihre Boote mitgenommen hatten, so daß sie sich keine Lebensmittel mehr vom Festland holen konnten. Einige Zeit wurde Skellig Michael zum vielbesuchten Wallfahrtsort und geriet dann nach dem 18. Jahrhundert allmählich in Vergessenheit.

– Das konnte uns Jörg Purner über die Insel sagen. Er ist vor zwei Jahren dort gewesen und hat mir von den hochinteressanten Ergebnissen seiner Untersuchungen mit der Wünschelrute berichtet, so daß ich zu der Überzeugung kam, daß es sich auch für unser Filmvorhaben lohnen würde, die Reise nach den Skelligs zu riskieren.

Inzwischen ist unser Taxi eingetroffen, und während wir vergeblich versuchen, unser ganzes Gepäck und die Filmgeräte in dem

kleinen Kofferraum unterzubringen, beschreibt Herr Müller dem Fahrer die Route.

Zu sechs in den Viersitzer gequetscht, mit Koffern und Kamerastativ auf den Knien, holpern wir im Licht der Abendsonne auf steinigen Feldwegen über ein dünnbesiedeltes hügeliges Land. Bäume sind keine zu sehen, dafür fahren wir durch ein Spalier von leuchtend gelben Ginsterhecken.

Nach eineinhalb Stunden überqueren wir auf einer langen Bohlenbrücke die stille Bucht von Valentia. Die enge Schaukelei endet vor der Fremdenpension von Mr. Lavelle. Er kommt schon mit seiner Frau ans Auto, um uns wie alte Bekannte willkommen zu heißen. Alle Knochen tun uns weh, und wir sind froh, bald ins Bett gehen zu können.

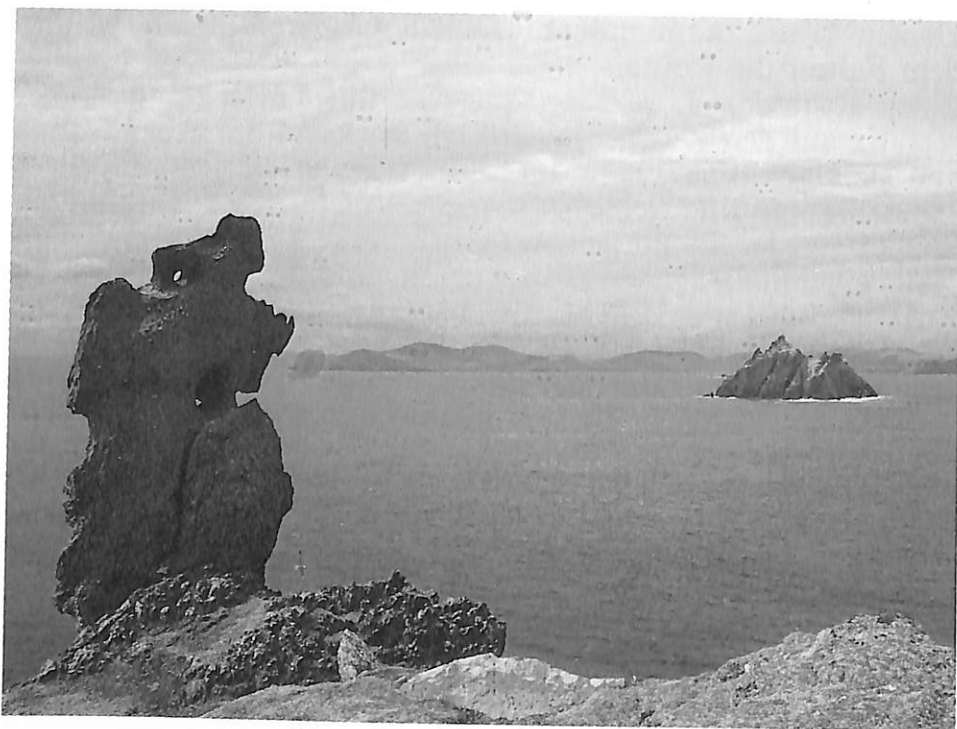
Beim Frühstück am nächsten Morgen begrüßt uns Mr. Lavelle, der wie ein alter Bilderbuch-Seemann aussieht, mit der Freudenbotschaft, daß er das Wetter für beständig genug hält, um die Fahrt zu den Skelligs zu wagen. Gegen zehn Uhr steigen wir in sein breites Boot am Steg vor dem Haus.

Der Altar über dem Meer

Unsere fröhlichen Gesichter werden allmählich bleich und verkrampft. Kaum haben wir die schützende Bucht verlassen, wird es turbulent: das Meer beutelt uns kräftig, wirft das Boot von einem Wellental ins andere, ein ständiges Steigen und Sinken und dazu, trotz strahlender Sonne, ein eiskalter Wind. Zum Glück hat Purner Tabletten gegen Seekrankheit mitgenommen! Wir fühlen uns alle so angeschlagen, daß wir den vielen schönen Kormoranen, die über unser Boot hinwegfliegen, kaum Beachtung schenken. Dabei wäre es fast eine eigene Filmreportage wert, einmal festzuhalten, wie die Vögel jede Windböe geschickt ausnützend zur Küste fliegen und von dort mit großen Gras-, Stroh- oder Moosbündeln im Schnabel zurückkehren. Mit wieviel Geschick sie diese riesigen Materialbündel halten und sie, selbst bei stärksten Windschüben, immer wieder ausbalancieren! Da wird unter dem anbrausenden Sturm hinweggeflogen, im Notfall übernimmt ein Partner ein beinahe weggeblasenes Bündel oder fängt es im Hinabfallen gerade noch auf... Das sind Luftakrobaten!

Die beiden Skelligs rücken langsam näher. Viel zu langsam. Wir sind bis auf die Knochen durchgefroren, und schlecht ist uns auch, trotz der Tabletten.

*Ein magischer
Felsblock auf
Skellig
Michael.*



Nach zwei Stunden sind wir endlich am Ziel. Aber das Aussteigen ist ein Problem für sich: Mr. Lavelle und sein Helfer haben alle Hände voll zu tun, damit das Boot nicht beschädigt wird. Vor dem steil aus dem Meer ragenden Gestein wird es von den anbrausenden Wellen hoch- und niedergeworfen. Oben am Felsen befindet sich ein Plateau, auf das wir hinüberspringen müssen. Das ist nicht ungefährlich, denn der Zeitpunkt muß genau berechnet werden, wenn sich das Boot auf der Spitze eines Wellenkamms befindet, damit es die Höhe des Plateaus erreicht. In diesem Moment muß gesprungen werden und zwar weit genug, sonst landet man im Wasser, wobei noch die Gefahr besteht, daß man sich an einem der vorstehenden Felszacken verletzt oder zwischen Bootsrand und Felsen gerät. Angesichts dieser gefährlichen Situation finden wir alle den richtigen Abprung, trotz Seekrankheit und steifen Gliedern.

Nachdem auch die Filmgeräte hinübergereicht sind, manövriert Mr. Lavelle das Boot aus der gefährlichen Bucht, um einstweilen in ruhigeren Gewässern zu kreuzen, während wir die sechshundert Stufen zu der Klosterruine in Angriff nehmen.

Lavelle hat uns nur wenig Zeit zugestanden. Punkt drei Uhr müssen wir wieder zurück sein, damit er die Küste noch vor



*Vermessungen
am Altar der
Kapelle in
Skellig
Michael.*

Einbruch der Dunkelheit erreichen kann. «Do not be later!», hat er uns noch beschwörend zugerufen, bevor er sein Boot aus der Brandung hinaussteuerte.

Inzwischen haben wir keuchend den Gipfel von Skellig Michael erreicht und befinden uns auf einem rasenbewachsenen Sattel, auf dem die hervorragend erhaltenen Mönchsklausen stehen. Iglu-ähnliche Halbkugeln aus geschickt übereinandergelegten Steinen, mit niedrigen Öffnungen. Fenster haben die Einsiedler noch keine gehabt. Aber wenn sie vor ihre Behausungen traten, dann bot sich ihnen ein unvergleichliches Panorama: direkt gegenüber der zweite Skellig-Felsen, von nistenden weißen Vögeln beinahe zugedeckt, im Osten die Konturen der irischen Küste und im Westen der endlose Ozean... Eine Aussicht, wie geschaffen für innere Einkehr und Gebet.

Inmitten der grauen Steinkuppeln befindet sich das Zentrum der Abtei, die Ruine einer Kapelle. Purner will uns am Altarstein demonstrieren, welche immensen Kräfte hier von unten her wirksam sind.

Bernd Schmid ist bereits dabei, seine Kamera aufzubauen und ein geeignetes Versteck für das Mikrophon zu finden.

In einer Umhängetasche, die er immer bei sich trägt, hat Purner

dreißig Meterstäbe fein säuberlich nach Farben gebündelt. Im Außenfach der Tasche steckt sein wichtigstes Instrument, die Rute.

Aus dem «magischen Reis in kundiger Hand», wie Goethe die Wünschelrute bezeichnet hat, ist heute eine raffiniert aussehende Lecher-Rute geworden. Wir verfolgen Purners Messungen über dem Altarstein mit großer Spannung. Selbst unser Skeptiker Schmid ist sichtlich beeindruckt, nachdem Purner dessen Hand genommen und sie in langsam kreisenden Bewegungen etwa einen Meter über dem Altarstein gehalten hat. Schmid muß zugeben, daß «irgendetwas die Hand erwärmt und zu einem deutlich spürbaren Kribbeln geführt hat.»

Wie erklärt sich eine derart eindeutige Strahlung? Wahrscheinlich sollten wir besser von einer Energie, einer Kraft sprechen. Purner hat bereits bei seinem ersten Besuch herausgefunden, daß unter dem Altarstein ein sogenannter «blind spring» endet, eine sehr lebendige Quelle, die mit aller Kraft gegen diesen Stein stößt und dann abzweigt wird.

Das ist eine stark vereinfachte Erklärung, die aber vielleicht doch wenigstens ungefähr das Geschehen verständlich machen kann. Es ist aber nicht allein die senkrechte Quelle, aus der hier Kräfte strömen: andere Strahlungskonstellationen kommen noch hinzu. Purner hat sie nach seiner ersten Untersuchung folgendermaßen beschrieben:

«Die Kapelle weist einen 'blind spring' auf, der mit einer Kreuzung von je zwei Wachstums- und Globalzonen zusammenfällt. Neben dem Gebäude zeigt sich ein weiteres, senkrecht aufsteigendes Wasser, das als heilige Quelle austritt und dann unter der Kapelle abfließt.»

Fasziniert beobachten wir jetzt, wie er die verschiedenen Zonen erneut ermittelt und mit den Meterstäben markiert. Die Szenerie erinnert allmählich an den ersten Wurf bei einem Mikadospiele. Purner ist ein äußerst präziser und gründlicher Forscher. So testet er die Richtigkeit seiner Mutungen mit einer ganz einfachen Plastikrute alle noch einmal nach, ehe er sie in die mitgebrachte Grundrißzeichnung überträgt. Das Ganze dauert etwa eineinhalb Stunden. Die wichtigsten Phasen hält unser Kamerteam fest.

Unsere Zeit ist fast abgelaufen! In knapp zehn Minuten will Mr. Lavelle von der Insel abstoßen. Wenn er sich genau an die vereinbarte Zeit hält – «don't be later!», hat er uns nachgeru-

fen –, dann sind wir gezwungen, auf Skellig Michael zu übernachten...

In Windeseile wird die Kamera abgebaut und verpackt. Jeder nimmt ein Stück Ausrüstung auf die Schulter, und schon stolpern wir die steilen, teilweise abgebröckelten Stufen zum Meer hinunter. – Ob das Boot noch in der Bucht ist? Man kann das erst erkennen, wenn man ganz unten das Plateau erreicht hat. Gott sei Dank! Dort tanzt es auf den Wellen. Finster fixiert Mr. Lavelle die keuchende Gruppe, während er und sein Helfer das Boot mit den Rudern von der Felswand abstoßen. Das Meer ist noch viel unruhiger geworden, die Gefahr, daß sein Boot am Felsen zerschellt, erheblich gewachsen. Punkt drei Uhr, auf die Minute genau, ändern die Wellen vor Skellig Michael ihre Richtung und schlagen dann direkt mit brutaler Wucht in die Bucht hinein. Wir sind beschämt und verstehen durchaus, daß uns Mr. Lavelle während der ganzen langen Rückfahrt keines Blickes würdigt.

Die Wünschelrute: «Mittler zwischen Geist und Materie»

Mrs. Lavelle hat heißen Grog für uns vorbereitet. Während wir uns am großen offenen Kamin von innen und außen erwärmen, erzählt Jörg Purner, wie er dazu gekommen ist, sich für Erdstrahlungsforschung zu interessieren:

«Vor meiner jetzigen Tätigkeit an der Universität Innsbruck war ich Assistent an der Technischen Hochschule in Graz. Und zwar am Institut für Landwirtschaftsbau und ländliches Siedlungswesen. Der Professor dort hatte im Rahmen einer Dissertation 'Den Einfluß des Stalles auf die Schweinemast' feststellen können, daß bei gleicher Fütterung in Stallungen verschiedener Bauart, bzw. Baustoff-Zusammensetzung, unterschiedliche Gesundheit der Tiere auftritt. Daß also zwischen Baumaterial und Lebensqualität ein Zusammenhang bestehen dürfte. In dieser Dissertation wurde auch erwähnt, daß die Bauern vielfach gewußt haben, daß es in ihren Stallungen Bereiche gab, wo sie mit den Tieren immer wieder besondere gesundheitliche Probleme hatten. An gewissen Stellen gab es laufend Krankheiten, oder das Vieh ging dort ein. Die Bauern sprachen von 'Problemboxen' oder 'Problembuchten'. Also war bekannt, daß innerhalb der Tierwelt eine starke Empfindlichkeit gegenüber gewissen lokalen Strahlungssituationen besteht, die man ganz allgemein als 'Erdstrahlungsprobleme' zusammengefaßt hat.

Auch in Dissertationen über Pferde- und Hühnerstallungen fand ich den gleichen Problemkreis erwähnt. Unser Institutsleiter war ein aufgeschlossener Mann und darum bemüht, so weit wie möglich auch radiästhetische Erkenntnisse und Überlegungen für die Wahl von Bauplätzen zu berücksichtigen. Dadurch bin ich 1972 überhaupt mit dem Problem der Radiästhesie in Berührung gekommen. Damals erschien mir dieses Gebiet allerdings außerordentlich suspekt.»

«So geht es mir heute mit Ihren Orten der Kraft!», unterbricht Helmut Henfling, unser Pilot, der bisher alles schweigend beobachtet hat. «Aber wie Sie von Schweinemastställen zu Kathedralen gekommen sind, das würde mich schon interessieren. Da bestehen ja doch gewisse Unterschiede.»

Purner lacht: «Da spielen verschiedene Zufälle mit hinein. Allerdings sehe ich Zufall inzwischen nicht mehr als Willkür, sondern als etwas, das mir wirklich zu-gefallen ist. So hat mir etwa ein Jahr später der Regierungsbaumeister Robert Endrös, ein Pionier auf dem Gebiet der Radiästhesie, seine Arbeit 'Gitterstruktur im Strahlungsfeld der Erdoberfläche' zur Verfügung gestellt. Dort beschäftigt er sich eingehend mit Feldschwankungsphänomenen im lokalen Strahlungsfeld, die sowohl mit der Wünschelrute als auch, bei entsprechendem Instrumentenaufwand, meßtechnisch erfaßt werden können. Endrös erwähnt dort unter anderem, daß sich Kirchen und Kultstätten auf Plätzen befinden, welche strahlungsmäßig besonders beeinflußt werden. Diese Arbeit wurde für mich zu einem wesentlichen Anstoß, um mich noch eingehender mit der Radiästhesie zu befassen.»

«Was verstehen Sie eigentlich genau unter Radiästhesie?», möchte Bernd Schmid wissen.

«Der Begriff Radiästhesie», erklärt Purner, «wird von dem lateinischen Wort Radius = Strahl und dem griechischen Aisthanomai = Empfinden abgeleitet. Wörtlich heißt es also Strahlen-Empfindlichkeit. Die Radiästhesie wird auch als Mittler zwischen Geist und Materie bezeichnet und umfaßt vor allem geologisch-hydrologische, botanische, biologisch-medizinische, meteorologisch-kosmische und archäologische Anwendungsgebiete, die ...»

Hier unterbricht wieder Henfling: «Sie haben uns noch nicht zu Ende erzählt, wie Sie Ihren Sprung von den Schweineställen zu den Kirchen gemacht haben!»

«Richtig!» Purner überlegt kurz. «Ich hatte Ihnen über die Forschungen von Robert Endrös erzählt. Er hat sie übrigens

kurz vor seinem Tod in dem Buch 'Die Strahlung der Erde und ihre Wirkung auf das Leben' alle aufgezeichnet. – Das entscheidende Erlebnis für mich, Kultstätten und Kirchen systematisch zu untersuchen, war ein Englandbesuch im Jahre 1976. Damals hatte mich ein junger Architekt in London darauf aufmerksam gemacht, daß in England sämtliche Kultstätten auf Zonen mit spezifischen energetischen Bodenausstrahlungen stehen bzw. danach ausgerichtet seien. Ich hatte dann in England auch Gelegenheit, diese Hinweise selbst zu prüfen. Natürlich habe ich mir dann auch Literatur über diese Phänomene beschafft – es gibt eine Unmenge Bücher darüber – und fing im Sommer 1976 systematisch damit an, Kirchen und Kultstätten nach Reaktionszonen bzw. Reizstreifen zu untersuchen.»

Leise ist Mrs. Lavelle zum Kamin getreten. Sie nützt Purners Atempause und bittet zu Tisch, zum ersehnten warmen Abendessen nach dem langen anstrengenden Tag.

Dabei bietet sich dann auch eine gute Gelegenheit, Mr. Lavelle von unserer Filmarbeit auf Skellig Michael zu erzählen und uns für die Verspätung gebührend zu entschuldigen. Er ist besänftigt, stellt einige Fragen zu unserer Arbeit und empfiehlt uns nach dem Essen ein Pub. «Ich gehe mit den Herren am besten mit», erklärt er seiner Frau und blinzelt uns zu, «um ihnen den Weg zu zeigen!»

Gemeinsam treten wir in eine verrauchte Holzbude, wie man sie eigentlich nur in alten Westernfilmen zu sehen bekommt. Hier treffen sich die Bauern und Fischer aus der Umgebung. Es macht uns Spaß, an der düsteren Bartheke mehr über Wünschelrute und geheimisvolle Plätze zu hören; der Raum hier paßt ganz gut zum Thema Magie.

Aber unser Lehrmeister ist alles andere als das, was man sich unter einem Rutengänger im allgemeinen vorstellt. Purner ist ein gutaussehender junger Mann, sportlich gekleidet, eine Lecherute in der Umhängetasche, die wie das technische Gerät eines Architekten aussieht, und der so gar nichts Geheimnisvolles an sich hat. Genauso sachlich und um eine leicht verständliche Diktion bemüht beantwortet Purner Henflings Frage, ob man sich so eine Rute einfach anschaffen und gleich damit arbeiten könne oder ob man einen Lehrer brauche, der einen einweisen kann.

«Der Umgang mit einer Wünschelrute ist etwas außerordentlich Differenziertes und Individuelles. Ich habe mich immer wieder von neuem mit allen möglichen Fehlerquellen und Störfaktoren

Lecherrute
mit
eingebautem
Mess-System.



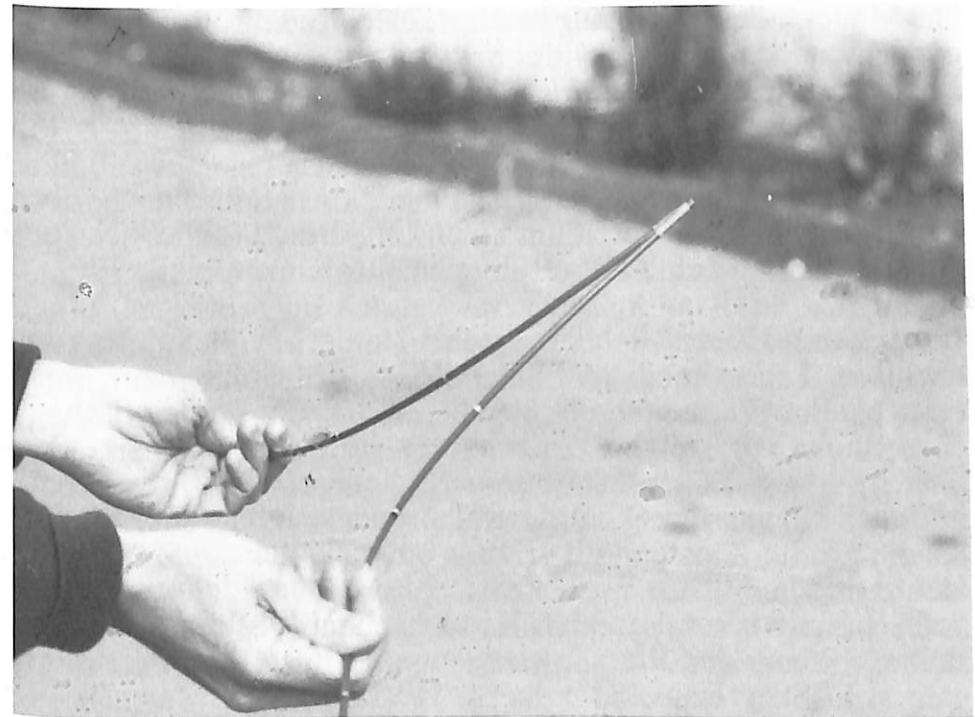
beschäftigt, habe Selbstkontrollen durchgeführt und Eichungsversuche gemacht.»

«Eichungsversuche, was ist das?», möchte unser Kameramann jetzt wissen.

«Nun, Sie müssen sich ja geistig auf das einstellen, was Sie suchen und finden wollen. Wenn Sie zum Beispiel auf Wassersuche gehen, dann dürfen Sie an gar nichts anderes denken als einzig und allein an Wasser. Das bedeutet eine sehr strenge innere Schulung mit ständigen Gegenkontrollen.

Irgendwann wurde mir auch klar, daß für eine ernsthafte Strahlensuche eine gewisse moralische Grundhaltung notwendig ist. Man darf sich selber nichts vormachen. Auch darf man sich in keiner Weise aufputzen, zum Beispiel mit Alkohol, Nikotin oder starkem Kaffee – das alles kann die Fähigkeit bereits beeinflussen. Es gibt auch Leute, die durch ein herannahendes Gewitter, Wetterumschlag oder Föhn anders als sonst reagieren. Ein kritischer Rutengänger weiß das, er kennt seine Schwächen und richtet sich danach.»

«Und was beabsichtigen Sie mit den Ergebnissen Ihrer Untersuchungen anzufangen?» Henfling ist ein praktisch denkender Mann, der sich nur schwer vorstellen kann, daß jemand aus



Wünschelrute
nach Josef
Angerer.

reiner Neugierde heraus jahrelang Kirchen mit einer Wünschelrute abschreitet.

«Wenn sich meine Vermutungen bestätigen», erklärt Purner, «nämlich daß unsere Vorfahren bis zurück in die Steinzeit um die Auswirkung von Erdstrahlen auf ihre heiligen Stätten gewußt haben, dann werde ich eine Dissertation darüber schreiben. Es gibt ja innerhalb dieses Themenbereichs eine ganze Fülle von hochinteressanten Aspekten, denen bisher nie jemand systematisch nachgegangen ist.»

So konnte Purner bei den meisten alten Kirchen feststellen, daß sich der Altar, aber auch die Kanzeln, über einer positiv strahlenden Wasserkreuzung befinden. Damit sollte offensichtlich erreicht werden, daß die Priester für ihre Predigten angeregt wurden und sozusagen über sich hinauswachsen konnten.

Wie konsequent die Erbauer französischer Kathedralen den unterirdischen Gegebenheiten gefolgt sind, dafür ist die Kathedrale von Vézelay ein gutes Beispiel. Seit vielen Jahren wundern sich Kunsthistoriker und Bauwissenschaftler darüber, daß dieses Gebäude im vorderen Kirchenschiff asymmetrisch wird und sich die Spitze hinter dem Altar nicht im Zentrum, sondern seitlich davon befindet. Nach Purners Messungen stehen sämtli-

che Mauern dieser Kathedrale über einer streifenförmigen Zone, die er als «positiv strahlendes Wasser» bezeichnet. So war den Erbauern dieser Kathedrale die durch die Reizstreifen verursachte anregende Atmosphäre offensichtlich wichtiger als die Beibehaltung baulicher Symmetrie.

Wir sind alle ganz fasziniert von Purners Ausführungen – aber es ist schon spät geworden, und Henfling drängt schließlich zum Aufbruch. Er möchte ausgeruht sein für den morgigen Flug.

Unser zweites Ziel ist lieblich wie sein Name: am Nachmittag des nächsten Tages haben wir «die Wiese der Söhne von Nos» erreicht. Ein Wiesenabhang, der sich sanft zum großen fischreichen Binnensee Lough Corrib hinabneigt.

Hier stand einst Clonmacnoise, «die heilige Stadt», die bereits im Jahre 548 gegründet wurde und aus der sich bis zum Mittelalter die größte Klosterstadt Irlands entwickelte.

Heute finden wir nur noch Reste: guterhaltene und eindrucksvoll schöne Ruinen von acht Kirchen. Und fünfhundert Grabsteine, die aus der Blumenwiese ragen. Darunter sind riesige, ganz mit Reliefs bedeckte steinerne Hochkreuze, wie man sie nur in Irland findet.

Wir sind die einzigen Besucher. Langsam werden wir von einer wunderbaren Stimmung ergriffen. Ob sie mit der Theorie der positiven Bestrahlung zu tun hat? Auf jeden Fall sind wir froh, daß hier keine Wachleute, Fremdenführer, Touristen und Andenkenbuden die Atmosphäre stören. Wir können in aller Ruhe arbeiten. Das klare Nachmittagslicht ist für die Filmaufnahmen geradezu ideal.

Purner mutet (wie man in der Fachsprache die Arbeit mit der Wünschelrute nennt) die Altarsteine, legt Stäbe aus und zeichnet die Ergebnisse in seine Pläne ein. Wieder bestätigt sich die These, daß alle Altäre aus dieser Zeit über konzentrierten positiven Strahlenfeldern stehen.–

Die irische Frühlingssonne hat uns auch während der nächsten zwei Tage nicht im Stich gelassen, als wir noch andere Kirchen und Klöster an der Westküste besuchten. Bei allen diesen alten heiligen Stätten konnte Purner ausnahmslos feststellen, daß sie über stark positiven Erdstrahlen stehen.

Selbst Schmid und Henfling glauben jetzt nicht mehr an so viele Zufälle, sondern sind allmählich davon überzeugt, daß die Mönche und Priester früher um ihre «Orte der Kraft» gewußt haben.

Steinriesen und die Kathedrale von Chartres

Wir befinden uns dreitausend Meter über Irland, kreisen über Limerick und warten den Wetterbericht ab, den Henfling gerade angefordert hat. Danach soll entschieden werden, ob wir nach Iona fliegen, jener geheimnisvollen schottischen Insel, die zu den inneren Hebriden gehört und als ein besonderer «Ort der Kraft» angesehen wird. Schon 563 hat der Heilige Columban dort ein Kloster gegründet, das bis Ende des 7. Jahrhunderts Mittelpunkt der keltischen Kirche war. Seitdem hat Iona seinen Ruf als geheiligte Insel nie mehr verloren und wird von Pilgern, Touristen und Archäologen aus aller Welt besucht.

Als Alternative stehen die Megalithen, die berühmten prähistorischen Steinalleen in der Bretagne zur Diskussion.

Und die Kathedrale von Chartres, von der behauptet wird, daß sie zu den «drei am stärksten bestrahlten Orten in ganz Europa» gehört.

Die Wettermeldung läßt auf sich warten. Inzwischen erklärt uns Henfling seine Instrumententafel. Dabei erfahren wir, daß auch in der Luftfahrt Kraftfelder bekannt sind, welche die Navigation beeinflussen können. Henfling zeigt uns eine Flugkarte von Deutschland, in der diese Orte eingetragen sind: gelb markierte Felder in der Gegend von Fulda, Kaiserslautern und Freiburg. «Diese Kraftfelder wirken nicht mehr in der Höhe eines Düsenjets von acht- bis zehntausend Metern. Aber wir Privatflieger bekommen sie noch zu spüren. Sie beeinflussen die Instrumentenadeln, so daß starke Ortsmißweisungen auftreten.»

Jetzt kommt der Wetterbericht: Regen in Schottland, Stürme über den Hebriden. Aber über der Bretagne hält sich das Hoch. Wir drehen nach Süden ab.

Das keltische Wort für Steinreihen lautet «Carns». Daher stammt der Name des kleinen französischen Küstenortes Carnac. Und nun stehen wir vor ihnen, den weltberühmten Menhiren. Fünfhundertvierzig Steinriesen. Unbegreiflich, wie sie einmal transportiert worden sind. Ursprünglich sollen es zwei- bis dreitausend gewesen sein! Sie sind in dreizehn Reihen angeordnet, die bis zu einem Kilometer lang sind.

Waren sie Grabsteine, Kultstätten oder die Begrenzung von heiligen Straßen? Es gibt viele Deutungsversuche, aber keine gültige Erklärung.

Jörg Purner möchte herausfinden, ob sie nach Strahlungsfeldern hin aufgestellt worden sind und ob Beziehungen zwischen den einzelnen Menhiren zu finden sind.

Sollte sich herausstellen, daß tatsächlich Bezugfelder vorhanden sind, erklärt Purner, dann werden weitere Fragen folgen, denen man systematisch nachgehen sollte. Das wäre aber die Aufgabe eines sorgfältig zusammengestellten Forscherteams, einer Gruppe von Rutengängern, die sich wie Purner jahrelang mit Orten der Kraft beschäftigt haben. Leider fehlen für derartige Forschungsvorhaben noch viele Voraussetzungen. So sind zum Beispiel die meisten Rutengänger nicht bereit, sich gegenseitig anzuerkennen. Vor allem aber fehlt es an Mäzenen, die interessiert sind, solche Projekte zu unterstützen. Dadurch werden noch immer viele oft hochinteressante und durchaus einleuchtende Thesen als Phantasieprodukte abgetan und können nicht überprüft werden. Dazu gehört zum Beispiel die Annahme vieler Archäologen, die sich mit Radiästhesie beschäftigt haben, daß die Pyramiden, aber auch viele Tempel in Griechenland und Italien über ganz bestimmten Reizzonen stehen.

Charles Berlitz berichtet in seinem Buch «Das Bermuda-Dreieck» über China: «Bis in das erste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts hinein wurden alle Behausungen in China vor ihrer Erbauung von einem Geisterbeschwörer ausgerichtet, um aus den ungesehenen Strömen Nutzen zu ziehen, die über oder durch die Erde laufen.»

«...Ein scharfsinniger Beobachter der chinesischen Landschaftsarchitektur, Dr. Ernst Börschmann, nahm an, daß die Anordnung von Tempeln, Pagoden und Pavillons um ein Zentrum, von dem sie ausstrahlten, einem magnetischen Feld gleichen. Das Verfolgen der Kraftlinien in der Erde – möglicherweise der Restbestand einer uralten hochentwickelten Wissenschaft – wurde als Aberglaube und Überbleibsel der Feudalzeit abgetan, obwohl einer anderen Form des 'Aberglaubens', der Akupunktur, die ein weiterer wissenschaftlicher Restbestand sein könnte, vom gegenwärtigen Regime in China weitgehende Beachtung gezollt wird.

Wenn die Kraft des Magnetismus und Antimagnetismus in Urzeiten verstanden und bis zu einem Punkt weiterentwickelt wurde, wo die Schwerkraft – selbst eine Form des Magnetismus – wie andere Naturkräfte gelenkt werden konnte, so wäre das eine Erklärung für manche der technologisch unerklärlichen prähistorischen Bauten. Manche von ihnen sehen ja buchstäblich so aus, als wären sie auf die Spitze der Berge emporgeschleudert und am Rande von Abgründen niedergesetzt worden.»

Es ist natürlich sehr einfach, solche Überlegungen pauschal als Spinnerei abzulehnen. In diesem Zusammenhang finde ich es eigentlich sehr bedauerlich, daß wir heute jeden Sinn für ein Denken in großen Zeitabläufen verdrängt haben und nur mehr in ganz kurzen, meist ichbezogenen Zeitmaßstäben denken können. Wir empfinden uns nicht mehr als Glieder einer Kette, die weit in die Vergangenheit zurückreicht und ihre Fortsetzung in kommenden Generationen findet. Dabei sind sowohl das Bewußtsein des Getragenwerdens durch die Fundamente des Vergangenen als auch ein hohes Verantwortungsgefühl für eine sinnvolle Vorbereitung der näheren und fernerer Zukunft sehr bedeutende Voraussetzungen für ein Fortbestehen der Menschheit.

Wir leben in einer Epoche des reinen Fortschrittdenkens, in der jedes Gestern bereits etwas Überholtes darstellt, wobei dem Begriff «überholt» eine Art Wegwerf-Stigma anhaftet. In einer Zeit, in der man unruhig auf das Morgen hinarbeitet und am Heute vorbeilebt; wie kann da noch das Bedürfnis aufkommen, sich einmal zu fragen, was unsere Vorfahren gedacht, empfunden oder gewußt haben?

– Zurück zu den Menhiren bei Carnac. Jörg Purner sind seine Stäbe ausgegangen, die Abstände zwischen den Steinen sind groß.

Er hat eindeutige Bezugfelder zwischen den einzelnen Felsbrocken längs und quer festgestellt und bezeichnet sie als «Gitterstrukturen des Globalnetzes».

Zu ähnlichen Ergebnissen ist auch die Schweizer Forscherin Blanche Merz gelangt, die am «Institut de Recherches en Géobiologie» in Chardonne arbeitet. In ihrem kürzlich erschienenen Buch «Orte der Kraft» schreibt sie:

«Der Menhir entspricht dem Yang, energisch ausstrahlend. Als scheinbarer Widerspruch gibt es solche, die sich, ähnlich wie radioaktive Strahler, wie eine Art Vampire verhalten: Personen, die sie länger als eine Woche aus nächster Nähe untersuchten, wurden weitgehend entkräftet; sie benötigten einige Wochen, um sich wieder zu erholen. Hierzu ein konkretes Beispiel aus dem Pas-de-Calais in der Nähe des Dorfes Ecoivres in Frankreich. Dort stehen zwei große Menhire. Die lokale historische Gesellschaft glaubt, daß es die ältesten keltischen Megalithe sind. Diese Steinnadeln erheben sich 2,55 bzw. 3,10 m über den Boden, etwa ein Drittel der ganzen Steine befindet sich unter dem Boden. Landläufig werden sie 'die Steine von Acq' genannt

oder mit der Bezeichnung 'die Steine des Teufels' charakterisiert. Sicherlich nicht ohne Grund ...

Macht man sich die Mühe, die Lage der Menhire in eine genaue Landkarte einzuzeichnen, so kann man feststellen, daß sie nicht wahllos angeordnet sind. In der Regel führen unter jedem Menhir je drei eng nebeneinanderliegende Reizstreifen in Nordsüd- und Ostwest-Richtung, so daß er über neun Kreuzungspunkten steht. So sammeln diese Steine also terrestrische oder kosmische Energie, um sie wieder in ihre Umgebung auszustrahlen – wie eine das ganze Jahr wirkende Antenne.»

Die Dreharbeiten in Carnac sind beendet, und da wir uns in der Nähe befinden, besuchen wir auch noch die Kathedrale von Chartres. Die von Wällen, Mauern und Toren umgürtete Altstadt wird überragt von einem derart herrlichen Kirchenbau, daß wir froh sind, Purners dringenden Wunsch erfüllt zu haben. Die Kathedrale, bedeutsam vor allem wegen der fast vollständig erhaltenen wundervollen Glasgemälde und der mit zahlreichen großartigen Figuren und Reliefs geschmückten Portale, ist im 12. Jahrhundert auf einer ehemaligen Keltenfestung erbaut worden. Die Kultstätten und Festungen der Kelten wiederum stehen fast ausnahmslos auf Plätzen, die meist sogar allseitig von unterirdischen Wasserläufen umzogen sind.

Die kräftigen Ausschläge von Purners Rute bestätigen das für unseren Film auch optisch sehr eindrucksvoll.

Stark gewundene unterirdische Wasserläufe – sogenannte Mäanderschleifen – schaffen ein ganz bestimmtes Stimmungsmilieu. Ende des 17. Jahrhunderts etwa ist das Wissen um die Zusammenhänge solcher Ausstrahlungen verlorengegangen.

– Wenige Tage nach unserer Heimkehr fahren wir noch zu dem berühmtesten Wallfahrtsort Bayerns, der Marienkapelle in Altötting. Über siebenhunderttausend Menschen kommen jährlich hierher, und Hunderte von Motivtafeln und zurückgelassene Krücken erzählen von all den Heilungen durch die Fürbitte der kleinen schwarzen Madonna. Ihr gehören sogar die Herzen der bayrischen Landesfürsten: in einer Silberurne werden sie in Altötting aufbewahrt.

Inwiefern stehen die zweifellos starken Heilkräfte dieses Ortes in Zusammenhang mit den positiven Erdstrahlen, die Purner hier mutet?

Er zeigt mir einen Passus aus den Aufzeichnungen von Robert Endrös:

«An diesen Wallfahrtsplätzen ist die gleiche außergewöhnliche

euphorische Gefühlslage mit im Spiel, die offensichtlich mit der Wahl solcher Plätze für die Kultstätten durch die keltischen Priester, die Druiden, angestrebt worden war.»

In Altötting haben wir als zweiten Rutengänger den Heilpraktiker Wolfgang Schmitz-Petri dabei. Er benützt eine Methode, die mehr auf die Gesamtwirkung der Strahlungsqualitäten ausgerichtet ist. Selbstverständlich muß auch er sich «eichen» und registriert, genau wie Purner, starke positive Strahlungen im Altarbereich.

Unser nächster Drehort ist eine Höhle in der Nähe von Zürich, aus deren Gestein eine Art Heilerde gewonnen wird. Die positiven Kräfte in dieser Höhle hat die bekannte Heilerin, Künstlerin und Forscherin Emma Kunz entdeckt, die auch für Wolfgang Schmitz-Petri ein Begriff ist. Deshalb ist er bei den Untersuchungen in dieser Grotte auch mit dabei.

Die Grotte der Emma Kunz

In einem Vortrag vor der «Vereinigung Zürcher Kunstfreunde» erzählte der Zürcher Kunstexperte Anton C. Meier, wie die Heilerin und Seherin Emma Kunz auf die Kräfte dieser Höhle aufmerksam wurde:

«1942 hatten wir in der Schweiz eine sehr gefährliche, weitverbreitete Kinderlähmungsepidemie. Als sechsjähriger gehörte ich damals zu den ganz schweren Fällen, mein Zimmergefährte im Krankenhaus starb nach kurzer Zeit. Ich selbst blieb an beiden Beinen gelähmt, an den Rollstuhl gefesselt.

Mein Vater ließ nichts unversucht, mich von den schrecklichen Folgen zu erlösen. Er brachte mich zu Kapazitäten im In- und Ausland und mußte immer wieder enttäuscht vernehmen, daß eine Heilung praktisch unmöglich wäre und daß er nicht das einzige gelähmte Kind hätte und versuchen sollte, mit der Tatsache zu leben.

Eines Tages forderte ein Bekannter meinen Vater auf, doch einmal mit mir nach Brittnau zu fahren und dort ein gewisses Fräulein Emma Kunz aufzusuchen, eine eigentümliche Person, die Menschen heilen könne. Mein verzweifelter Vater wollte keine Möglichkeit auslassen, das Unmögliche möglich zu machen. Er meldete uns bei Fräulein Kunz an, brachte mich nach Brittnau und trug mich dort in das kleine bescheidene Haus.

Emma Kunz, eine freundliche, sehr bestimmte Frau, betrat im weißen Ärztemantel das Zimmer. Nach einem kurzen Gespräch zog sie aus ihrer Manteltasche eine Kette, deren Enden mit zwei

kugelförmigen Gewichten versehen waren, eines aus Jade, eines aus Blei. Sie ließ das eine Ende mit Jade über meinem Kopf pendeln. Weder ich noch mein Vater wußten damals, was dieser Vorgang zu bedeuten hatte. Nach wenigen Augenblicken erklärte Emma Kunz: 'Herr Meier, ich werde Ihren Buben heilen. Dazu brauche ich ein spezielles Pulver, das ich im unmittelbaren Lebensbereich Ihres Sohnes finden werde. Ich muß Sie an Ihrem Wohnort aufsuchen!'

Mein Vater lud Emma Kunz sofort ein. Sie fuhr mit uns nach Würenlos, wo meine Familie Steinbrüche besitzt. Dort kaum eingetroffen, machte sich Emma Kunz zusammen mit meinem Vater auf die Suche nach dem wertvollen Heilpulver. Sie untersuchte mit ihrem Pendel Landparzelle um Landparzelle, bis sie in den Bereich einer Steingrotte gelangte. Hier begann sich das Pendel plötzlich, auf unerklärliche und heftige Weise in vertikaler Richtung zu drehen. Begeistert soll Emma Kunz ausgerufen haben: 'Noch niemals habe ich derartige Kräfte verspürt, dieses Gestein ist es, das wir zu Pulver mahlen müssen!'

Mein Vater folgte ihrer Aufforderung, und es wurden mir täglich von dem feingemahlten Pulver feuchte Umschläge um Knie- und Fußgelenke gemacht. Nach wenigen Wochen schon trat das Wunder ein, ich konnte plötzlich an Stöcken gehen, selbst für mich als Kind ein bleibendes Erlebnis. Nach wenigen Monaten konnte ich ohne Stock mit anderen Kindern laufen und springen...

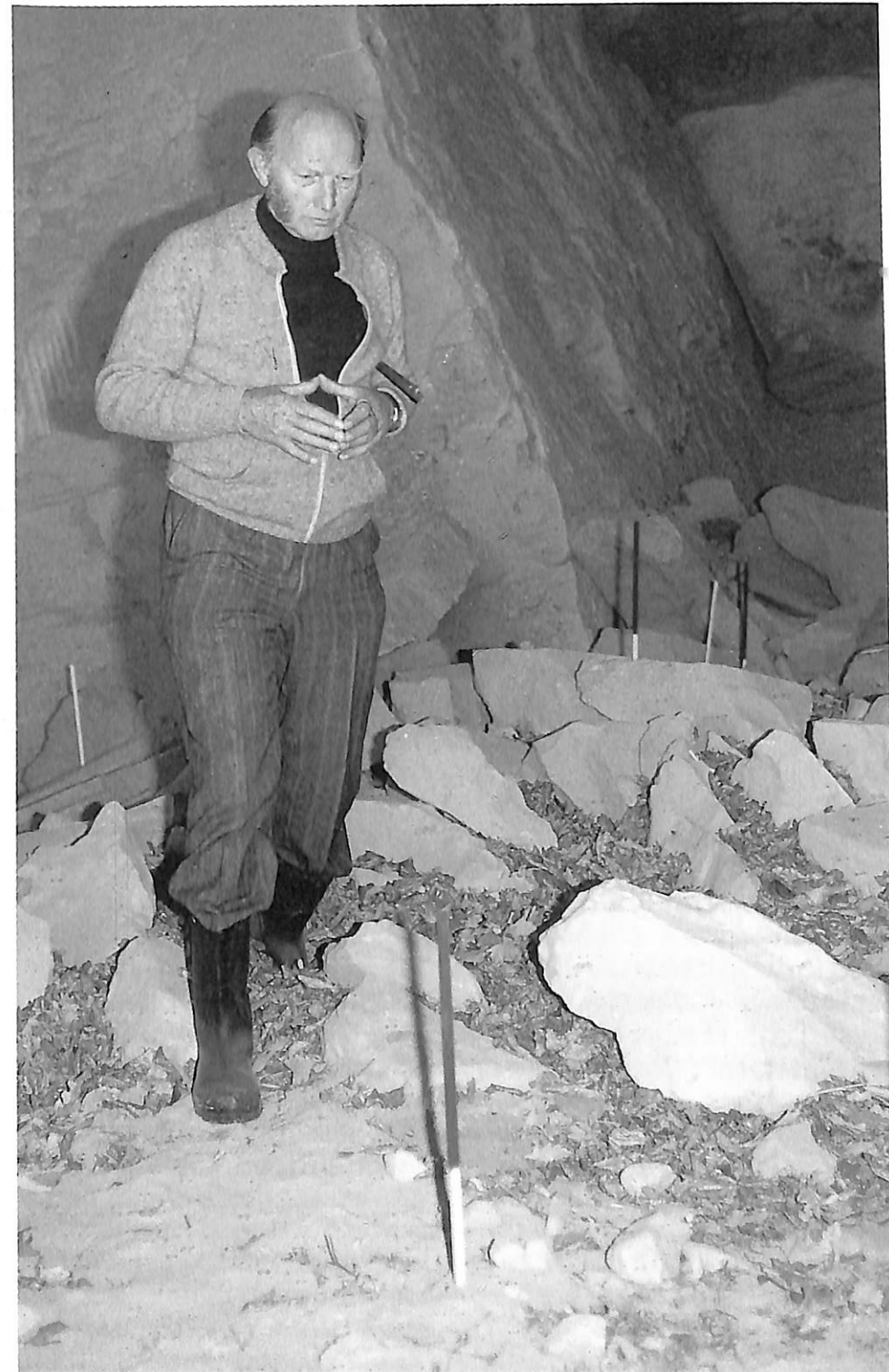
Zeitlebens hat sich Emma Kunz immer wieder in diese Grotte begeben und sich darin, wie sie sagte, durch die enorme Ausstrahlung des Gesteins aufgeladen wie eine Batterie...»

Anton C. Meier hat uns erlaubt, seine Grotte zu filmen und hat auch Madame Blanche Merz vom «Institut de Recherches en Géobiologie» als Beobachterin mitgebracht.

Wir sind in großer Besetzung hier und haben vor, den Ort von drei Rutengängern und einem Physiker, jeder unabhängig vom anderen, auf ihre Ausstrahlung hin zu überprüfen.

In der abgelegenen riesigen Höhle herrscht reger Betrieb: viele hundert Meter Lichtkabel werden ins Felsinnere verlegt und große Filmleuchten aufgebaut. Wie eine gewaltige Opernkulisse sieht die Grotte aus, besonders durch das Objektiv der Filmkamera. Ganz unwirklich.

Um jegliche Beeinflussung auszuschalten, müssen sich die Strahlenforscher in einer etwa zweihundert Meter entfernten Baracke aufhalten.



Der Schweizer Strahlenforscher Max Aeberli mutet in der Grotte der Emma Kunz.

Eiskalt ist es in der Höhle. Vor den Gesichtern der Filmequipe bilden sich Atemwolken.

In kleinen Gruppen stehen die zu unserem Experiment eingeladenen Leute beisammen und treten von einem Bein aufs andere.

Jetzt beginnen die Versuche. Schmid steht an der Kamera, der Tonmeister hat sein Mikrophon in Bereitschaft, die Scheinwerfer beleuchten den holprigen Boden und die eindrucksvollen Felswände der Grotte.

Als erster ist Jörg Purner an der Reihe. Er hält die Lecherrute locker aber konzentriert in beiden Händen. Man hört nur seine leisen Schritte. Alle Blicke sind auf die Rute gerichtet.

Jetzt hat Purner das Zentrum erreicht. Plötzlich, wie von einem unsichtbaren Motor angetrieben, zuerst langsam, dann immer schneller, beginnt sich die Rute zwischen seinen Händen zu drehen. Im gleichen Tempo und in der gleichen Richtung geht Purner weiter. Die Drehungen seiner Rute werden wieder langsamer, bis sie schließlich ganz aufhören.

Das Experiment wird noch einige Male wiederholt, immer mit den gleichen Ausschlägen und an derselben Stelle.

Purner erklärt anschließend, er finde «eine Reihe von positiven Zonen, die sich in einer sehr dichten Weise überlagern und die in ganz ähnlicher Form in Kirchen und Kathedralen vorkommen.»

Jetzt wird Schmitz-Petri gerufen. Seit über fünfzehn Jahren arbeitet er mit der Wünschelrute, und sieben Jahre lang hat er den Umgang mit ihr beim Altmeister der Deutschen Heilpraktiker, Josef Angerer, erlernt.

Nach einer kurzen Konzentrationspause geht der sympathisch bescheidene Heilpraktiker mit seiner sogenannten Angerer-Rute, einer großschleifigen Stahlrute, durch die Grotte.

Ausgeruht, entspannt, gelockert und trotzdem in ständiger Bereitschaft, Impulse zu empfangen – so etwa läßt sich die Grundhaltung für erfolgreiches Rutengehen definieren. Dazu kommt noch ständiges Üben und strenge Selbstkontrollen.

«Eigentlich ist es nicht anders als bei Solisten», sagte Schmitz-Petri einmal zu mir, «jeder Mensch kann zum Beispiel Geige spielen lernen. Aber zum Virtuosen gehört eben der entsprechende Fleiß und vor allem die Gabe, die Begabung.»

So wie bei den großen Konzertsolisten ist es auch um die Radiästhesiebegabungen bestellt. Ich glaube, in der ganzen Bundesrepublik gibt es höchstens dreißig echte große Begabungen. Ich

spreche hier von Rutengängern, auf die man sich bis zu neunundneunzig Prozent verlassen kann. Schmitz-Petri ist einer von ihnen.

– Er nähert sich jetzt der Stelle, an der Purner seinen großen Ausschlag hatte – und schon gerät auch seine Rute in kreisende Bewegung! Sie wird immer schneller und läßt, genau wie bei Purner, dann langsam wieder nach. Die beiden Mutungen sind deckungsgleich verlaufen.

«Ich empfinde eine sehr starke positive Strahlung», erklärt Schmitz-Petri. «Das Mineral, das Gestein, ist aus einer Art Muschelkalk. Ich würde gerne etwas davon mit nach Hause nehmen. Meines Erachtens wirkt es entzündungswidrig und entgiftend.»

Der Erdstrahlenforscher Max Aeberli wird jetzt gerufen, ein Schweizer Landwirt. Er hat seine Sensibilität bereits so weit verfeinert, daß er ohne Rute und Pendel auskommt: seine Hände geraten beim Überqueren eines Kraftfeldes in zitternde Bewegung.

Das muß man einmal miterlebt haben! Seine Hände hat er vor dem Bauch locker aneinandergelegt. Dann senkt er den Kopf, sammelt sich und schreitet mit geschlossenen Augen langsam durch die Höhle. Plötzlich, als wäre er auf eine Starkstromleitung getreten, werden seine Arme gegen den Himmel gerissen, und der ganze Körper wird geschüttelt, so lange, bis er die Strahlungszone wieder verlassen hat. Ein unheimlicher Anblick, der etwas von den Kräften verrät, die hier wirksam sind.

Aeberli geht mehrmals über diese Stelle, damit wir seine Reaktionen von verschiedenen Seiten im Film festhalten können.

Er ist der Ansicht, daß die starken Kräfte in der Grotte auf ein Mineral zurückzuführen sind, das sehr tief unter der Höhle liegt und von dort nach oben wirke. Aeberli kennt die Grotte seit vielen Jahren.

Jedesmal sind wir von neuem fasziniert von der Wucht, die ihn in Bewegung bringt. Selbst bei genauester Beobachtung müssen wir erkennen, daß die Kraft nicht von ihm selbst kommen kann. Die Arme werden von den Händen her nach oben gerissen, die Muskeln der Oberarme sind daran unbeteiligt. Fast wie bei einer Marionette. «Es geschieht mit ihm» – und überzeugt.

Als letzter kommt ein Mitarbeiter des Physikalischen Institutes der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich an die Reihe. Er bringt aus der Baracke einen sogenannten Hautwiderstandsmesser mit, ein Gerät, an dem zwei Elektroden ange-

bracht sind. Eine Versuchsperson nimmt sie in beide Hände: die Haut wirkt jetzt als Widerstand. Im Abstand von dreißig oder sechzig Sekunden können Veränderungen in der Widerstandsleistung der Versuchsperson registriert werden. Veränderungen, die zum Beispiel durch starke Bestrahlungseinflüsse ausgelöst werden.

In der Mitte der Grotte beginnt das Gerät mit einer immer hektischer werdenden Aufzeichnung. Also auch vom rein Physikalischen her ein Beweis, daß hier unsichtbare Kräfte wirken. Das Fazit unserer Untersuchungen wird abends bei Anton C. Meier, in seiner schönen Wohnung in Zürich, besprochen. Alle vier Strahlensucher haben an der gleichen Stelle überdurchschnittlich starke Emissionen registriert, die auf alle «positiv», also aufladend, gewirkt haben.

Wir sitzen unter Bildern von Emma Kunz. Nach ihrem Tod (1963) ist sie durch diese einmaligen graphischen Kunstwerke weltweit bekanntgeworden. Für die Diagnose vieler Patienten hat die Heilerin Bilder zu Papier gebracht, die ihr über das Pendel eingegeben wurden. Sie besitzen eine starke magische Ausstrahlung und stellen die Verbindung dar, zwischen einer Weisung ins Transzendente, die aber zugleich eine Rückführung zu den Wurzeln einer Ur-Ordnung im Diesseitigen beinhaltet. Viele Menschen, die sich für Meditation oder andere Wege zur Selbstfindung interessieren, erkennen in den Bildern von Emma Kunz eine Art Wegweiser; eine Hinführung zum Wesentlichen, eine Brücke zum Ich.

Ein großer Teil der Bilder ist im Besitz von Anton C. Meier, der auch immer wieder zu internationalen Ausstellungen eingeladen wird. Dabei wissen viele Galeriebesitzer gar nicht, daß es sich um mediale Arbeiten handelt. Sie stellen die Bilder ihrer eigenartigen symmetrischen Schönheit und Faszination wegen aus.

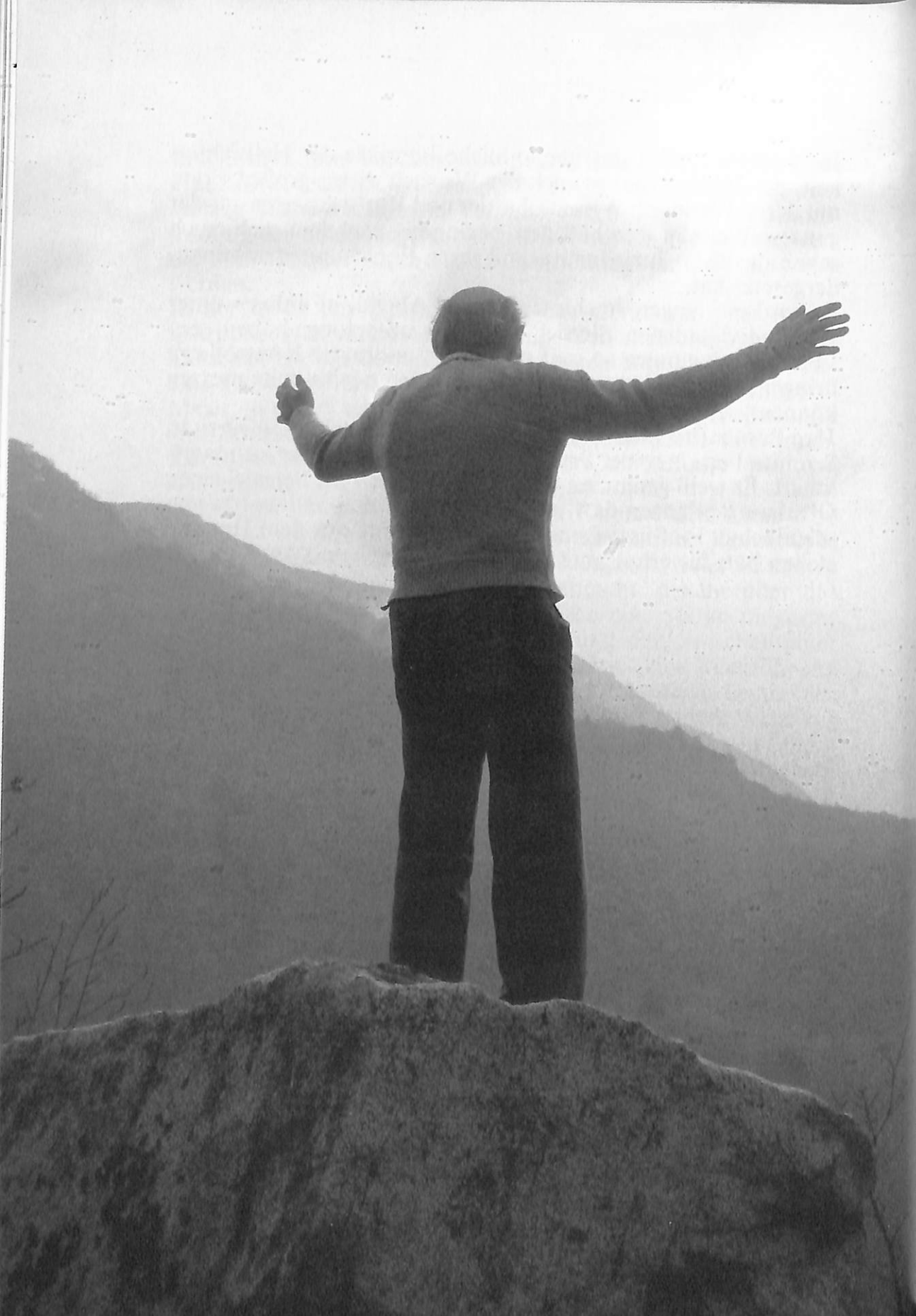
– Auch Purner und Schmitz-Petri spüren die starke Ausstrahlung dieser streng geometrisch aus Millimeterpapier gezeichneten Bilder.

Sie sind zugleich die Antworten auf viele Fragen von Emma Kunz, das heißt, sie konnte aus jeder Linie, jeder Farbschattierung, jedem Bildthema unendlich Vieles herauslesen und deuten. Nicht nur über Krankheits- oder Lebensfragen eines Ratsuchenden, sondern auch über kommende Weltereignisse. Jedes Bild entstand in einem Arbeitsgang, ohne Pause, manchmal dauerte das vierundzwanzig Stunden lang, bis zur völligen körperlichen Erschöpfung.

Herr Meier erzählt uns unglaubliche Beispiele der Hellsichtigkeit, der Heilkraft, aber auch der Weisheit dieser großen Frau, mit deren Werk sich Wissenschaftler und Kunstexperten aus der ganzen Welt zu beschäftigen beginnen, nachdem sich auch schon das C.G. Jung-Institut mit ihren Forschungen auseinandergesetzt hat.

Es wird ein langer, hochinteressanter Abend. «Fühlige» unter sich: Individualisten, die sich der Mühe unterzogen haben, sensible Veranlagungen so weit zu schulen und unter Kontrolle zu bringen, daß sie sie sogar in ihren Berufen positiv miteinsetzen können:

Jörg Purner in seinen Vorträgen an der Innsbrucker Universität, Schmitz-Petri in seiner Praxis und Max Aeberli in der Landwirtschaft. Er weiß genau, an welchen Stellen er zum Beispiel einen Obstbaum pflanzen darf, wo die Boxen in den Ställen frei von schädlichen Einflüssen sind und wo die Bank vor dem Haus zu stehen hat, für erholsame Entspannung nach getaner Arbeit.



Ich fühle mit den Händen

Ein paar Monate nach den Filmaufnahmen in der Grotte bin ich wieder in der Schweiz und Gast von Max Aeberli. Sein Hof liegt in Uetikon, etwa fünfundzwanzig Kilometer von Zürich entfernt, mit herrlichem Blick über den See.

Aeberli hat die Landwirtschaft vor ein paar Jahren seinem Sohn übergeben und sich das Dach des Bauernhauses als Wohnung ausgebaut. Dort lebt er ganz für seine Strahlenforschung. Sein Domizil muß man wirklich selbst gesehen haben! Schon über dem steilen Holztreppchen spannen sich die Trophäen: meterlange Schlangenhäute aus Südafrika. In der kleinen niedrigen Diele unterm Dach sitzen gnomenhafte Holzfiguren und beobachten mich voller Mißtrauen. Es sind Darstellungen von Medizinmännern, die man Aeberli als Dank für seine Wasserfunde und als Glücksbringer geschenkt hat. Im Wohnzimmer schließlich wird es voll-afrikanisch. Ein präparierter Kaiman thront auf dem Fernsehgerät, perlmuttschimmernde Riesenschnecken und große Schneckengehäuse liegen auf Kommoden und Regalen. Natürlich hat jedes Stück seine Geschichte.

Die wichtigste Figur inmitten der überbordenden kleinen Wohnung aber ist Klärli, die ihren Mann oft bei seinen Reisen begleitet. Sie bringt uns selbstgepreßten Most und läßt uns dann für unser Gespräch allein.

Zuerst möchte ich wissen, wie Aeberli dazu gekommen ist, mit der Wünschelrute zu arbeiten.

Aeberli lacht: «Oh, das ist lange her! 1930/31 besuchte ich die

Landwirtschaftliche Winterschule in Wädenswil. Dort unterrichtete ein Fachlehrer, der am Rutengang sehr interessiert war, obwohl er selbst diese Fähigkeit nicht besaß. Er wußte aber, was man dabei beachten mußte. So kam er eines Tages auf die Idee, uns Schüler zu testen, ob einer von uns die Fähigkeit besäße, unterirdisch fließendes Wasser mit der Rute aufzufinden.

Unser erster Versuch mit Astgabeln aus Haselnußbruten fand auf einer Riedwiese statt. Zuerst wurde uns die genaue Handhabung der Rute erklärt. Je ein Teil der Astgabel wurde in die nach oben gedrehte Handfläche unter den Daumen und zwischen Ring- und kleinem Finger gelegt und ganz wenig Spannung auf die Rute gegeben. Der Wunsch, einen Wasserlauf zu finden, war das wichtigste. Wie zum Beispiel beim Radio durch die Einstellung der Wellenlänge kann sich der Rutengänger durch den Wunsch sozusagen öffnen zur Wahrnehmung von Wasserstrahlung.

Wir waren insgesamt dreißig Schüler, aber nur zweien ist es gelungen, Wasser zu finden. Bei diesen beiden wurde die Rute über dem unterirdischen Wasserlauf senkrecht nach unten gezogen, und beim Weitergehen fand sie von selbst wieder in die horizontale Stellung zurück. Einer der beiden Schüler war ich. Es war mein erster Versuch – und der Anfang zu einem leidenschaftlichen Hobby.»

Nun wollte ich wissen, was Aeberli dazu veranlaßt hat, die Wünschelrute aufzugeben und ganz ohne Hilfsmittel zu arbeiten.

Ein Defekt an der Rute sei es gewesen, der ihn vor vielen Jahren dazu gezwungen habe, es einmal ohne «Antenne» zu versuchen. Und nachdem es tatsächlich geklappt hat, wurde diese Fähigkeit schrittweise immer mehr verfeinert. Heute seien seine Hände ein vollwertiger Ersatz für jede Wünschelrute, «mit dem großen Vorteil, daß man diese Instrumente nie vergißt und immer dabei hat!»

«Und woher kommen die vielen Trophäen?»

«Aus Afrika. Ich war bis jetzt zehnmal dort. Zuerst in Zentralafrika, um nach Uran zu suchen.»

«Nach Uran? Wie stellen Sie sich darauf ein?»

«Jedes Mineral sendet seine eigene Strahlung aus. Das ist ähnlich wie beim Radio mit den vielen Sendern. Der Sucher muß sich eben nach einer bestimmten Strahlung – einer Wellenlänge – ausrichten. Und dann ortet er keine andere Strahlung als die gesuchte.

Ich bin im Laufe meiner langjährigen Forschungsarbeit darauf

gekommen, daß jedes Mineral in der Mitte eine Art Kernstrahlung aussendet. Es gibt zwar noch seitliche Bereiche, aber die Kernstrahlung ist die eigentliche Informationsstrahlung für den Rutengänger.»

«Können Sie alles suchen, was Sie gerne finden würden?»

«Sehen Sie, der Rutengang ist ja ein Wunsch. Deshalb auch der Name 'Wünschelrute'. Man wünscht, etwas zu wissen. Allerdings muß man sich sehr stark darauf konzentrieren. Man muß sich, wie gesagt, auf die Strahlung, die Ausstrahlung, einstellen. Ich habe herausgefunden, daß ich zum Beispiel Wasser mit der Schwingungszahl siebzehn finden kann. Uran mit der Zahl sechs. Diamant mit vier. Bei der Suche muß ich mir dann nur noch die Schwingungszahl vorstellen, um mich auf diese Weise auf das Mineral zu konzentrieren und mich nicht von anderen Schwingungen ablenken zu lassen.»

«Wie war das bei Ihrem ersten Afrikabesuch, Herr Aeberli?»

«Der Direktor der Firma, die mich nach Mittelfrika holte, war zuerst äußerst skeptisch. Er gab mir einen Geologen mit, der mich zu einem Steinbruch fuhr: ich sollte feststellen, ob er Uran enthalte.

Ich fing an, mit der Hand nach Strahlungen zu suchen und empfang eine ganz schwache Reaktion. So sagte ich: 'Hier gibt es Uran, aber nur ganz wenig.' Die Wissenschaftler erhielten später genau dasselbe Resultat.

Dann kam der zweite Test. Sie fuhren mit mir über ein Feld und fragten, ob ich hier Uran lokalisieren könne. An einer bestimmten Stelle ließ ich anhalten und sagte: 'Hier gibt es Uran!'

Sie fragten mich, ob ich auch die Tiefe feststellen könne. Ich konzentrierte mich darauf und kam auf sechsundzwanzig Meter, dann hatte ich keine Reaktion mehr. Ich konzentrierte mich dann aber noch auf weitere Tiefen und stieß bei neunundfünfzig Metern wieder auf Uran. Danach nichts mehr.

Die sechs Personen um mich herum blickten einander nur vielsagend an. Ich sehe sie heute noch vor mir! Das war vor sieben Jahren...

Der Direktor klopfte mir dann auf die Schulter und sagte: 'Sehr gut, sehr gut!' – und von diesem Moment an war er überzeugt.»

«Denken Sie in Meterzahlen, wenn Sie eine Tiefe feststellen wollen?»

«Ja. Wenn es sich um sehr große Tiefen handelt, dann kann ich auch zum Beispiel in Hundert-Meter-Sprüngen denken.»

Ich frage ihn nach dem Resümee seiner Arbeit in Afrika.

«Nach Afrika wurde ich hauptsächlich zur Wassersuche gerufen. Ich habe mich dort immer auf unterirdisch fließende Wasserläufe konzentriert, die mindestens hundertfünfzig Meter unter der Erdoberfläche liegen. In dieser Tiefe ist dann genug Wasser. Nur der Rutengänger kann diese Stellen finden, der Geologe nicht. Er müßte höchstens gewisse Anzeichen bei bestimmten Pflanzen erkennen können. Aber die wenigsten Geologen wissen darüber Bescheid.»

Inzwischen hat Frau Aeberli herrlich duftenden Kaffee gekocht und bringt uns selbstgebackenen Zwetschgenkuchen dazu. Ich fühle mich wie zu Hause, und es ist gar nicht so einfach, beim Thema zu bleiben.

Aeberli ist der Überzeugung, daß «alles auf unserer Erde» eine Strahlung habe, auf die sich ein guter Rutengänger einstellen könne.

Anhand der Blumen, die ich Frau Klärli mitgebracht habe, möchte er mir das demonstrieren. Er geht bis zur anderen Zimmerecke, schließt die Augen, konzentriert sich auf den Strauß und bewegt sich dann langsam Schritt für Schritt auf den Tisch zu. Er kommt nicht weit: urplötzlich werden seine Arme hochgerissen und der ganze Körper geschüttelt. Ich bin erstaunt, daß Pflanzen ohne Wurzeln noch eine derart starke Ausstrahlung haben können.

Aeberli kommt direkt ins Schwärmen, als er mir von der wohltuenden Strahlung der Pflanzen erzählt:

«Das muß doch jeder spüren! Denken Sie doch nur einmal an die Wohltat, einen Wald zu betreten! Oder sich auf eine Wiese zu legen! Oder unter einem Baum zu sitzen, mit dem Rücken am Stamm! – Sogar das fallende Laub hat eine sehr wohltuende, harmonisierende Wirkung auf den menschlichen Organismus.»

Ich stelle fest, daß mich der Herbst eher traurig mache, aber Aeberli erklärt, daß unsere Vorfahren gescheiter gewesen seien und jeden Herbst ihre leinenen Schlafsäcke mit frischem Buchen- und Eichenlaub gefüllt und wunderbar darauf geschlafen hätten:

«Auch jede Holzart strahlt aus. Heute wird ja Gott sei Dank wieder mehr Holz für den Hausbau verwendet als noch vor Jahren. Ein Weißtannenbrett zum Beispiel läßt die Strahlung von Beton nicht durch: es blockt sie ab. Schmiedemeistern ist

diese Tatsache schon lange bekannt. Sie legen auf den Betonboden an ihrem Arbeitsplatz ein Weißtannenbrett.

Rottannenholz besitzt diese Eigenschaft nicht. Föhrenholz dagegen schirmt die Ausstrahlung von Eisen ab. Auch Haselnußholz hat eine spezielle Abschirmeigenschaft gegen Mineralienstrahlung. Gabelruten aus Haselnuß haben deshalb eine so gute Leitfähigkeit beim Rutengehen.

Nicht nur das dürre Laub, sondern sogar noch Ruß und Asche von Hölzern haben eine starke Ausstrahlung!»

Als Aeberli meinem wohl etwas ungläubigen Blick begegnet, ereifert er sich geradezu:

«Ein im Holzofen gebackenes Brot schmeckt doch sehr viel besser als eines aus dem Elektrobackofen, oder nicht? Und warum? Weil beim Holzbackofen Brot auf Steinen gebacken wird, und durch das Heizen mit Holz nehmen die Steine viele Ausstrahlungen von Holz und Asche auf und durchstrahlen damit während des Backens das Brot.»

Aeberli erzählt so anschaulich, daß ich Lust auf eine Scheibe Holzofenbrot bekomme.

«Oder denken Sie doch nur einmal an die heimelige Ausstrahlung eines offenen Kamins! Sitzen Sie nicht auch gerne davor, Herr Ott?»

Ich muß es zugeben.

«Die angenehme Atmosphäre kommt aber nicht allein vom Ansehen des Feuers, sondern vor allem durch die Strahlung des Holzes. Probieren Sie es einmal und setzen Sie sich vor einen elektrischen Kamin!» Aeberli lacht. «Ich bin sicher, vor dem bleiben Sie nicht lange sitzen!»

Da hat er recht. Ich würde mich niemals vor einen künstlichen – elektrischen – Kamin setzen: «Das ist aber bei mir eher eine Sache der Antipathie.»

Aeberli nickt. «Sie haben eben noch einen gesunden Instinkt. In der Beziehung können wir viel von den Tieren lernen. Es ist zum Beispiel bekannt, daß sich Tiere auf der Suche nach einem Ruheplatz an dem Vorhandensein von Erdstrahlen orientieren. So legt sich ein Hund niemals auf eine Stelle, unter der sich fließendes Wasser, bzw. eine Wasserkreuzung befindet. Auch wenn man ihm dort das bequemste Kissen hinlegt. Hunde hören, wie auch Pferde, Kühe und Schweine, zu den sogenannten Strahlenflüchtern. Katzen hingegen sind Strahlensucher.

Auch Ameisen, Enten und Bienen bevorzugen Kreuzungspunkte von unterirdischen Wasseradern.»

Aeberli geht zum Fenster, winkt mir und zeigt auf einen alten Obstbaum.

«Der steht ganz schön windschief», stelle ich fest.

«Der steht nicht windschief», korrigiert Aeberli, «der steht auf einer falschen Stelle. Bäume spüren das ganz genau. Sie stehen fast immer auf der Kernstrahlung von Wasser, welches elektrisch negativ geladen ist.»

«Das würde erklären, wieso man bei Gewitter 'vor Eichen weichen' soll», bemerke ich.

«Genau! Dagegen 'Buchen sollst Du suchen', weil sie sich nie von alleine auf einem derartigen Standort verwurzeln.»

Aeberli sagt, er könne mir beweisen, daß Pflanzen, die sich durch Samenflug selbst verwurzeln, meistens den genau richtigen Standort finden und wesentlich gesünder heranwachsen, als wenn sie durch Menschen gepflanzt werden.

«Es ist ja nicht nur der richtige Standort, wissen Sie. Es ist auch der Zeitpunkt der Pflanzung. Heutzutage weiß man über diese Dinge fast nichts mehr. Unsere Vorfahren waren da viel erfahrener. Sie wußten über die große Wirkung der Mondstrahlung zum Beispiel. Und wie wichtig es ist, manche Dinge am frühen Vormittag und andere erst am Abend auszuführen.»

Eine Landkarte der Schweiz, voll mit farbigen Linien und Schraffierungen erweckt meine Neugier.

Aeberli breitet sie auf dem Tisch aus:

«Hier habe ich alle Heilquellen, unterirdische Flüsse, Erze, Erdgas und Erdöl der Schweiz in verschiedenen Farben eingezeichnet: das Resultat jahrelanger Arbeit.»

Aeberli fährt in regelmäßigen Abständen an seine Fundorte, um ganz sicher zu sein, daß sich nichts verändert hat:

«Unterirdische Flüsse können ihren Lauf ändern, vieles andere auch, wenn Erdbewegungen stattgefunden haben. Oft ist das so tief, daß es technisch niemals registriert werden kann.»

Voller Bewunderung betrachte ich seine Einzeichnungen auf der Karte, zum Teil sind es feinste Schraffierungen, in ständig wechselnden Farben.

«Heute will mir noch niemand glauben, aber eines Tages wird die Schweiz sehr froh sein über ihre eigenen Bodenschätze. Das werde ich allerdings nicht mehr erleben.»

«Ich wußte gar nicht, daß die Schweiz Erdöl-Vorkommen hat.» Aeberli schmunzelt. «Ich habe hier fünfzehn Bohrungen getestet. Die letzten fünf, bevor gebohrt wurde. In Finsterwald zum Beispiel. Da habe ich die Stelle vorher ausgemüht und gesagt: 'Erdöl gibt es keines. Wenn die Leute Glück haben, dann finden sie Erdgas, und zwar in viertausend Metern Tiefe.' Und genauso war es dann auch. Klärli kann Ihnen das bestätigen. Viele Millionen Franken hat diese Ölbohrung gekostet – die hätten sie sich sparen können! Wenn ich aber dem Geologen in Zürich, der Zentralfigur aller Gesellschaften, schreibe, dann macht er sich nur über mich lustig.»

«Wenn nun eine Bohrung nach Wasser oder Öl positiv verläuft – werden Sie dann honoriert oder beteiligt?»

«Ich bestehe darauf, daß ich benachrichtigt werde. Beteiligt oder extra honoriert werde ich nie. Das will ich auch gar nicht. Mir liegt viel mehr daran, daß die seriösen Rutengänger ernstgenommen werden.»

«Empfindet man sich bei der Strahlensuche als eine Art Antenne?»

«Ja. Aber ich vermute, daß auch ich eine Strahlung aussende. Ich muß mich ja zum Beispiel auf ein Mineral konzentrieren. Diese Konzentration erzeugt natürlich eine Schwingung. Man spricht ja auch nicht umsonst von der Ausstrahlung eines Menschen.»

Aeberli berichtet sachlich und ohne jede Aufschneiderei. Dazwischen greift er in einen der vielen Stöße von Zeitungen und alten Illustrierten, die überall herumliegen, und fördert zielsicher Landkarten oder Dokumente hervor, um seine Angaben zu belegen.

Zufällig greife ich nach einem Foto, das hinuntergefallen ist. Es zeigt einen Mann mit zwei Affen, den einen hält er im Arm, der andere sitzt ihm auf der Schulter.

«Ach, das ist ein Mitarbeiter im Tsaobis-Leopard-Naturpark in Südwest-Afrika. Dort habe ich zuletzt nach Trinkwasser suchen müssen, weil seit Jahren kein Regen gefallen war. Die Tiere waren am Verdursten. – Der Leiter des Reservats hat mir dann ein paar Zeilen geschrieben, warten Sie –»

Aeberli wühlt in Zeitungen und zieht dann einen Brief heraus. Ich darf ihn sogar mitnehmen, um ihn zu fotokopieren. Er spricht für sich:

«Lieber Max,

was Deine Wassersuch-Aktion betrifft, so ist sie für unseren Park zu einem großen Erfolg geworden. Am besten zähle ich die Bohrstellen auf, die Du angegeben hast:

1. Im Camp

Die Bohrstelle am Swakop-Fluß ergab sehr viel sehr gutes Wasser, das allein die Bedürfnisse unseres Camps decken würde. Wir haben jedoch auf Anraten des Bohr-Unternehmens noch eine zweite Bohrstelle, die Du gefunden hast, angelegt, die ebenfalls einen ganz ausgezeichneten Erfolg brachte.

Die dritte Bohrstelle im Camp, südlich meines Bungalows in der Nähe des Berges, ergab ebenfalls Wasser, aber nur wenig und etwas salzig. Es genügt jedoch für die Tiertränke oberhalb des Camps und ist für die Gazellen ausgezeichnet geeignet, die salziges Wasser bevorzugen, im Gegensatz zu den Leoparden, die nur Süßwasser trinken.

2. Im Zebra-Tal

Diese Bohrstelle ergab viel Wasser, jedoch sehr salzig und giftig: es enthält Arsen-Wasserstoff, deshalb haben wir diese Stelle versiegelt.

3. Achab-Tal

Die untere Bohrstelle, nahe beim Zaun, ergab reichlich Wasser, aber leicht salzig, jedoch noch gut geeignet für Weidetiere.

4. Tsaobis-Tal

Hier haben wir nur die obere Stelle angebohrt. Du wirst Dich erinnern, daß diese Stelle am Zusammenfluß von drei unterirdischen Flußläufen liegt, wobei Du sagtest, daß es sehr schwierig gewesen sei, hier die optimale Stelle zu finden.

Ich kann Dir sagen, daß diese Bohrung ein großer Erfolg war, denn sie ergab sehr reichlich qualitativ hochwertiges Süßwasser, so daß diese Wasserstelle für uns wirklich einen besonderen Glücksfall bedeutet, vor allem deshalb, weil im Tsaobis-Tal immer Leoparden vorhanden sind, die dieses Wasser außerordentlich schätzen. Das beweisen auch die ständigen Spuren um die Wasserstellen herum.

5. Giraffen-Tal

Hier war die Bohrung erfolglos.

6. Hartebeest-Tal

Die neue, von Dir angegebene Bohrstelle, hat sehr gutes Wasser erbracht, mengenmäßig ebenfalls ausgezeichnet.

Wir sind Dir wirklich sehr dankbar für die große Mühe, die Du auf Dich genommen hast, und wir danken Dir auch im Namen unserer wilden Tiere dafür, daß Du ihnen das Überleben ermöglicht hast!

Bis jetzt ist noch kein Regen gefallen, und wir gehen jetzt ins fünfte Jahr ohne Regen.

Nochmals herzlichen Dank für alles!

Mit freundlichem Gruß
Dein August

Fünfzig Jahre Arbeit an sich selbst – und der Erfolg?

Echte Begabungen für eine Fähigkeit sind nahezu unbegrenzt ausbaufähig, solange diese Fähigkeit ständig gepflegt, verfeinert und nicht ausschließlich kommerzialisiert wird. Dafür hat mir Max Aeberli während der vergangenen sechs Jahre eine Fülle an überzeugenden Beispielen geliefert. Allerdings muß man berücksichtigen, daß er seit über fünfzig Jahren intensiv an dieser Gabe arbeitet und sie ständig kritisch überprüft.

Wenn Sie, liebe Leser, nicht die Zeit oder die Geduld aufbringen, mit der gleichen Disziplin an sich zu arbeiten, dann sollten Sie nicht enttäuscht sein, wenn ähnliche Erfolge bei Ihnen ausbleiben.

Die Freundschaft mit Max Aeberli hat mir gezeigt, wie weit eine vorhandene Sensibilität in beinahe allen Lebensbereichen durch entsprechende Bemühungen ausgebaut werden kann.

Außer ein paar alten Hausrezepten, wie sie jedem Bauern geläufig sind, weiß Aeberli nichts von Medizin oder gar von Anatomie. Er ist nie ernsthaft krank gewesen und hat sein Leben vorwiegend auf seinen Feldern oder im Stall zugebracht. Er liest ganz wenig Bücher und schreibt nur selten Briefe. Dafür weiß Aeberli erheblich mehr vom Leben, von der Natur und ihren Gesetzen als so mancher Intellektuelle, der die natürlichsten Ereignisse zu einem sensationellen Geschehen hochformulieren kann.

Vor drei Jahren hatte eine Röntgenaufnahme im Kieferbereich bei mir ergeben, daß sich ziemlich dicht unter der Nasenwurzel eine Fistel befand, die entfernt werden sollte. Kurz vor dieser Operation war ich bei den Aeberlis zu Besuch, um sein «Vermächtnis an die Schweiz» zu fotografieren; jene Landkarte, auf der er die ganzen unterirdischen Vorkommnisse eingezeichnet hat.

Beiläufig erwähnte ich, daß ich mich einer Operation unterziehen müsse, nannte aber keine Details. Aeberli sah mich aufmerksam an und erklärte, er wolle herausfinden, wo die Störung liege.

Mit lockeren, leicht geöffneten Händen strich er über meinen Körper. Sehr konzentriert wurden alle Glieder und Organe abgespürt. Erst im Gesicht fingen seine Hände an zu zittern. Aeberli hielt inne und tastete dann mit den Fingern die ganze Breite des Kiefers ab. Dann klopfte er mit dem Zeigefinger leicht auf die Stelle, wo die Fistel saß:

«Hier ist eine Blockade, ein Herd. Da würde ich Sie operieren.»
Er hat genau ins Schwarze getroffen.

Kürzlich hat er seine erste Vortragsreise absolviert. Er bekam eine Einladung von den Volkshochschulen Penzberg, Bernried und Seeshaupt; drei Orte in Süddeutschland. Man kündigte ihn dort als den Schweizer Strahlenforscher an, der «keine Sensation, sondern eher ein stilles Wunder darstellt».

Obwohl ich die Vorträge für ihn organisiert hatte, muß ich doch gestehen, daß ich nicht sicher war, ob es Aeberli gelingen würde, die Faszination, die er im Einzelgespräch ausstrahlt, auch auf ein größeres Publikum zu übertragen, auf eine Öffentlichkeit, in der sich auch bestimmt Zweifler oder definitionshungrige Rationalisten befinden würden. Penzberg ist eine Kleinstadt, die vom Handel und Gewerbe lebt. Wir hatten es vorwiegend mit Geschäftsleuten und Landwirten zu tun, nicht mit Esoterikern. Sein Vortrag war einfach ausgedrückt, oft humorvoll, trotzdem sehr eindringlich und erfüllt von tiefer Religiosität. Ich hatte das Interesse an seinen Vorträgen weit unterschätzt. Anstelle der Penzberger Schulaula mußte in letzter Minute die große Stadthalle als Vortragsraum gewählt werden. Statt den erwarteten sechzig bis achtzig Zuhörern waren über zweihundert gekommen.

Er hatte einen außerordentlich großen Erfolg. Das muß auch mit seiner Lauterkeit zu tun haben, die ihn so sympathisch macht. Man kann sich einfach nicht vorstellen, daß er imstande ist, irgendetwas vorzutäuschen. Die Diskussion wollte kein Ende nehmen. Immer wieder mußte Aeberli seine Fühligkeit demonstrieren.

Einen ähnlichen Ansturm erlebten wir auch bei den weiteren Vorträgen vor dem sonst sehr zurückhaltenden Publikum in Bernried und Seeshaupt. Ganz besonders hat mich beeindruckt, daß es nicht einen Zweifler gab, der es darauf abgesehen hatte, Aeberli «aufs Kreuz zu legen».

Auf die Reaktion von Aeberlis Vorträgen waren meine Frau und ich allerdings nicht gefaßt: Hilferufe erreichten uns von allen Seiten, unser Telefon kam vom frühen Morgen bis in die späte Nacht nicht zur Ruhe. Alle anderen Arbeiten lagen still: wir waren zu einer Art Aeberli-Agentur geworden.

Da waren Bauern, deren Vieh krank war und die wissen wollten, ob das am Standort des Stalles liege. Die Gemeinde Starnberg blockierte unseren Freund gleich für eineinhalb Tage zur Trinkwassersuche. Ein Imker hatte Schwierigkeiten mit ausschwär-

menden Bienenvölkern, Bauplätze sollten abgeschritten und Baupläne untersucht werden. Die häufigste Bitte aber betraf die Standort-Überprüfung von Betten.

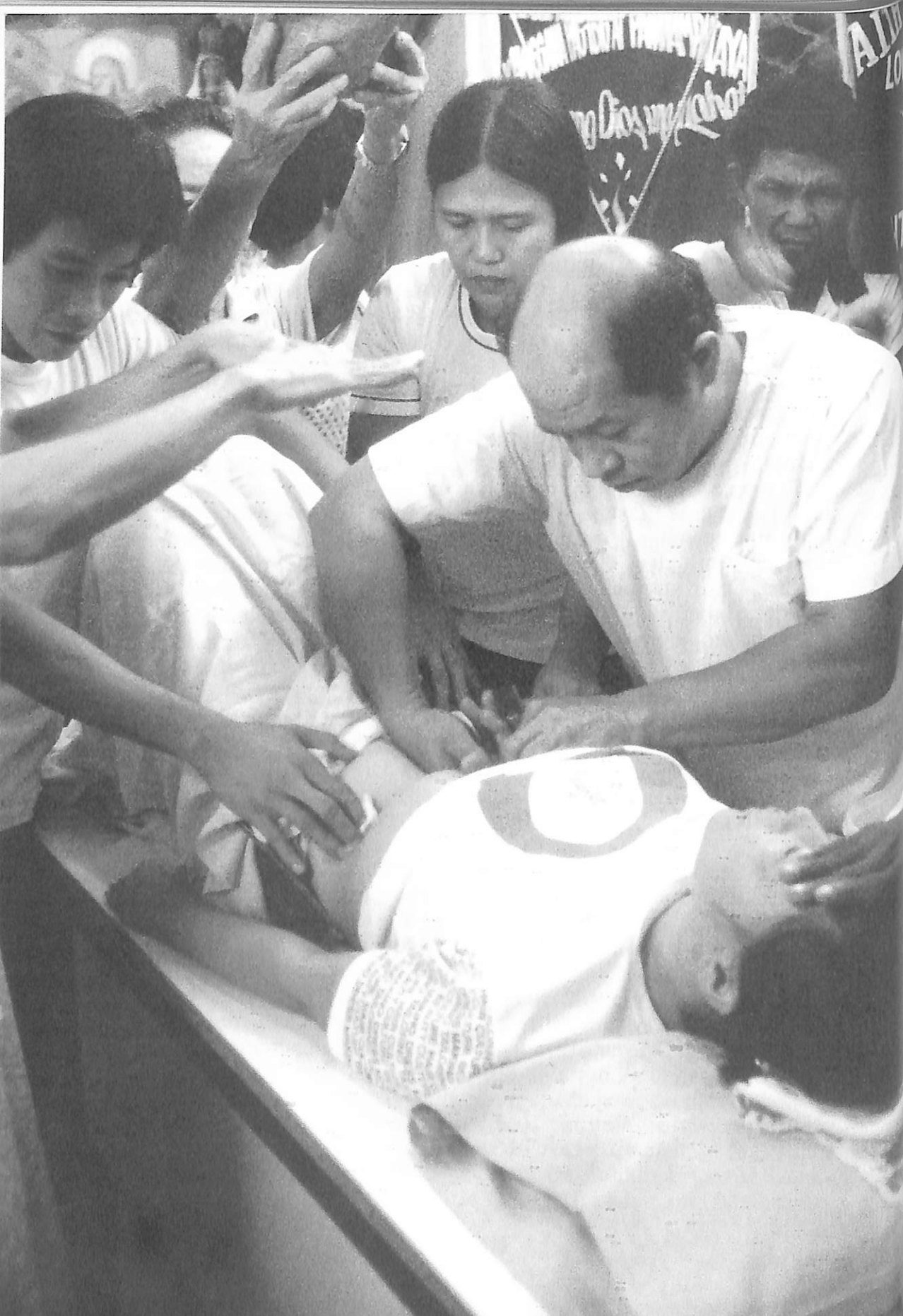
Die vielen Bittsteller wußten nicht, wie sie Aeberlis Zeit und Arbeit honorieren sollten, da er bei jedem neuen Fall gleich zu Anfang erklärte, daß er keine Bezahlung annehme.

So häuften sich bei uns allmählich nicht nur die Anrufe, sondern auch die Geschenke: zwanzig Pfund Honig, Pralinen, Körbe voll Konserven, Käse, Bildbände und viele Weinflaschen.

Die letzteren allerdings hatten ihren besonderen Grund: gegen Ende seiner Vorträge erwähnte Aeberli die Möglichkeit, die Bekömmlichkeit von Nahrungsmitteln, Getränken und Heilkräutern mit der Rute zu überprüfen. Zum Schluß sagte er:

«Oft werde ich anlässlich meiner Mutungen gefragt, ob ich als Dank gern eine Flasche Wein mitnehmen möchte. Diese nehme ich unter gewissen Voraussetzungen gerne an. Ich pflege dann im Keller mit der Rute nach einem für mich guten Wein zu suchen. Dann streiche ich mit der Hand über die Flaschen, ohne daß ich dabei auf die Etikette achte. Bei einem für mich bekömmlichen Wein erhalte ich dann eine Reaktion.

Falls Sie dieses Experiment interessiert und Sie mir eine gute Flasche Wein schenken möchten, stelle ich mich gerne zur Verfügung!»



*Wenn wirkliches Neuland betreten wird,
kann es vorkommen, daß nicht nur neue Inhalte
aufzunehmen sind, sondern daß auch die
Struktur des Denkens sich ändern muß,
wenn man das Neue verstehen will.*

Werner Heisenberg

Der heilende Schock

Eine besondere Form der Fähigkeit besitzen die sogenannten Geistheiler. Es gibt sie überall auf der Welt, und es gab sie zu allen Zeiten und in allen Kulturen. Die geistige Heilfähigkeit von Jesus ist in der westlichen Welt wohl die bekannteste.

In London gibt es sogar eine «British Association of Spiritual Healers», und es gibt immer mehr Ärzte, welche die Heiler, die dieser Organisation angehören, bei schwierigen oder unklaren Fällen zur Mitbehandlung auffordern.

Seit einigen Jahren müssen die Patienten vieler englischer Krankenhäuser bei der Aufnahme in die Klinik sogar unterschreiben, daß sie nichts dagegen haben, wenn bei Bedarf ein Geistheiler hinzugezogen wird! Die britische Ärzteschaft gibt damit der zivilisierten Welt ein Beispiel an Toleranz und Offenheit für andere Wege der Heilmöglichkeiten, als sie die orthodoxe Schulmedizin zu bieten hat. Arzt und Geistheiler können sich bei gegenseitigem Respekt auch kaum in die Quere geraten, denn der Mediziner konzentriert sich darauf, den erkrankten Körper zu behandeln, während sich der Heiler darum bemüht, die Selbstheilungskräfte anzuregen und zu stärken. Schade, daß diese Zusammenarbeit in anderen Ländern noch unmöglich ist, ja, daß es für Ärzte in der Bundesrepublik zum Beispiel absolut berufsgefährdend werden kann, wenn sie den Mut aufbringen, das offen auszusprechen, was sie beispielsweise bei fernöstlichen Heilern mit eigenen Augen gesehen und erlebt haben. Darüber wird später noch zu berichten sein.

Ein besonders umstrittenes heißes Eisen ist in diesem Zusam-

menhang die sogenannte Geistchirurgie auf den Philippinen. Es handelt sich um eine Gruppe religiöser Heiler, die mit bloßen Händen – also ohne Messer – Eingriffe in den menschlichen Körper vollbringen, Blutgerinnsel, Gewebe, Knorpelteilchen etc. entfernen, dabei ohne Betäubung des Kranken vollkommen schmerzlos arbeiten und keine Narben hinterlassen. Das klingt tatsächlich sehr unglaublich. Der Streit um dieses Phänomen, um Wahrheit oder Betrug, gehört seit langem ins Repertoire von Illustrierten und war Anfang der achtziger Jahre wieder einmal zu einer Art bundesweitem Streitobjekt geworden. Dabei sind zwei unnachgiebige Fronten entstanden. Die eine Seite ging von dem einfachen Standpunkt aus, daß alles, was nicht sein darf, eben nicht sein kann und pauschalierte das gesamte Geistesheilertum als Scharlatanerie. Die andere Seite trat fanatisch für die Echtheit der Eingriffe ein – manchmal ohne Rücksicht auf die Stichhaltigkeit ihrer Beweise.

Durch die Begegnung mit so vielen fühligen Menschen und das Miterleben nicht erklärbarer Phänomene begann ich, mich für das Geschehen bei den Philippinenheilern immer mehr zu interessieren, schlug das Thema als aktuelle Fernsehdokumentation vor und bekam auch den Auftrag.

Die Recherchen für diesen Film führten mich wieder nach Zürich, zu dem Arzt und Psychologen Dr. Osjord-Naegeli, dem erfahrenen Kenner der Philippinenheiler. Sein Buch «Die Logurgie auf den Philippinen» war mir bei der Einarbeitung in dieses Thema eine große Hilfe. Und nicht nur das: bereitwillig gab mir Dr. Osjord-Naegeli wichtige Hinweise und Erklärungen, nannte mir die Namen und Adressen seriöser Heiler und erzählte mir von vielen selbsterlebten Geistesoperationen.

Die Bezeichnung «Logurgie» statt Geistchirurgie begründet Dr. Osjord-Naegeli folgendermaßen: «Das griechische Wort 'Chirurgos' bedeutet auf deutsch 'Handwerker'. Die Geistesheilern aber sind vor allem dem 'Logos', dem Geist, verpflichtet, so daß wir ihre Eingriffstechnik 'logurgisch' nennen müssen. Die Bezeichnung 'Logurgie' statt Geistchirurgie bewahrt auch vor der apriori-Annahme, daß Geisteswesen mit im Spiel seien. Auch wird der Nichtkenner der Phänomene weit weniger versucht sein anzunehmen, es entstünden bei der Logurgie Wunder und menschliches Gewebe werde in gleicher Art durchtrennt, wie dies durch Schere und Skalpell geschieht.»

Sehr nachdenklich und beeindruckt erzählte ich abends Max Aeberli, bei dem ich eingeladen war, von diesem Gespräch.

Aeberli, der bisher nur am Rande von den Philippinenheilern gehört hatte, zeigte großes Interesse und stellte viele Fragen. Plötzlich wollte er wissen, ob ich eine Landkarte von den Philippinischen Inseln dabei hätte. Ich zog sie aus meinen Unterlagen, Aeberli breitete sie auf dem Tisch aus und klemmte sich einen winzigen Bleistiftstummel zwischen Daumen und Zeigefinger. Dann fuhr er in einem ganz langsamen Zickzack über die große Landkarte, auf der der ganze Archipel mit seinen über sieben-tausend Inseln eingezeichnet ist.

Gespannt beobachtete ich seine Hand. Er hatte kein Wort darüber verloren, wonach er eigentlich suchte. Seine Augen waren geschlossen, Aeberli war tief in sich versunken.

Nach etwa zwei Minuten kam plötzlich Leben in seine Hand. Er faßte den Bleistiftstummel fester und begann, ihn leicht hin und her zu bewegen, wobei er eine Art Band auf die Karte schraffierte, das von Norden nach Süden verlief. Dann blieb die Hand abrupt stehen.

Aeberli öffnete die Augen, betrachtete die Landkarte und sagte: «Unter dieser Achse befindet sich ein sehr stark wirkendes, vermutlich vulkanisches Mineral. Das wäre der bestmögliche Standort für die Kapellen, von denen Sie erzählt haben: die Heilstätten der Geistesheilern.»

Ich sah mir die Einzeichnung genau an. Die schraffierte Linie lief über Luzon, der größten Insel, und dort über die etwa zweihundertachtzig Kilometer lange Straße, die Manila mit der Bergstadt Baguio-City verbindet. Diese Gegend heißt Pangasinan. Und dort wirken heute tatsächlich die erfolgreichsten Heiler – soviel wußte ich jedenfalls aus der Literatur. In zwei Wochen würde ich es selbst überprüfen können.

Spät am Abend, als wir die steile Holzterrasse von Aeberlis Dachwohnung hinunterstiegen, fragte er mich, ob es mich stören würde, wenn er uns bei der Filmreise begleite. Für seine Reisekosten würde er selbst aufkommen. Er wolle uns nicht bei der Arbeit stören und könne uns ja vielleicht beim Tragen der Filmgeräte behilflich sein...

Im ersten Moment habe ich gezögert. Erfahrungsgemäß werden Begleiter, die nicht mit dem Filmgeschehen zu tun haben, schon nach wenigen Tagen zu einer großen Belastung. Sie langweilen sich bald, haben zu den unpassendsten Zeiten Hunger oder Durst und quetschen sich dann noch in ein ohnehin überfülltes Fahrzeug. Kurz, sie sind immer im Weg.

Das versuchte ich Aeberli zu schildern, aber er erklärte: «Wo

kein Platz ist, da steige ich nicht ein, sondern miete mir einen eigenen Wagen! – Ich bin an diesen Heilern wirklich sehr interessiert, und wenn ich im Weg stehen sollte, dann schiebt mich einfach weg, ich bin da gar nicht empfindlich!» Wir schüttelten uns die Hände. «Also auf bald, lieber Max! Sie erfahren rechtzeitig, wann wir fliegen – und sollen mitkommen!» Ein Entschluß, den ich nie bereut habe.

Manila

«I LOVE GOETHE» steht in großen Buchstaben auf seinem T-Shirt, darunter ist der Kopf des Dichters aufgedruckt. Der stolze Träger des Hemdes ist Pförtner am Goethe-Institut in Manila und führt mich zum Büro des Direktors.

Dr. Gerrit Bretzler ist in all den Jahren seiner Tätigkeit als Leiter des Kulturinstitutes zu einer Art Schlüsselfigur für ernsthafte Beobachter und Berichterstatter der philippinischen Heiler geworden. Er kennt sie alle, genießt ihr Vertrauen und geht in ihren Kapellen, den Behandlungsstätten, ein und aus. In dem vielseitigen Programm seines Institutes sind immer wieder Informationsabende über die Heiler eingeplant, in denen er sie entweder selbst zu Wort kommen läßt oder die neuesten Filme über sie zeigt.

Bretzler kommt sofort auf ein Programm zu sprechen, das er zusammen mit Dr. Arenata, dem Präsidenten der Heiler-Vereinigung, bereits für mich ausgearbeitet habe. Es soll noch heute abend beginnen:

«Ich habe ein Zimmer für Sie im Solu-Hotel reservieren lassen, nicht weit von hier. Wenn Sie wollen, können Sie sich heute abend einen Vortrag über Geistheilung anhören, er beginnt um acht Uhr – Sie hätten also vier Stunden Zeit, sich auszuruhen. Im Anschluß an den Vortrag kann ich Sie mit ein paar wichtigen Leuten aus der Heiler-Szene bekanntmachen. Morgen früh um neun Uhr werden Sie bei Alex Orbito erwartet, dort können Sie seine Operationen beobachten. – Aber Sie finden das alles auf Ihrem Programm.»

Er reicht mir ein Bündel eng beschriebener Seiten, und ich bedanke mich für die unschätzbare Vorarbeit.

Im Hotelbett lese ich Dr. Bretzlers Terminplan durch. Mein Gott, wie soll ich so ein dichtes Programm schaffen? Was ist aus meiner geruhsam geplanten Recherchenreise in idyllischen Meeresbuchten bei zeitlosen Heilern geworden?!

Die erfolgreichen Brüder

Alex Orbito gilt seit vielen Jahren als einer der besten Heiler. Seine Sprechstunden sind oft derart überlaufen, daß bereits am frühen Morgen Nummern an die Wartenden ausgegeben werden. Die Villa der Orbitos liegt in einer Seitenstraße hinter hohen Mauern. Die Einfahrt mündet in eine lange offene Garage, in der Bänke und Stühle aufgestellt sind: offenbar das Wartezimmer. Eine Glaswand trennt den Anbau ab, in dem sich der eigentliche Behandlungsraum befindet.

Es ist neun Uhr morgens, etwa zwei Dutzend Wartende sitzen in der Garage und im angrenzenden Garten auf Bänken herum. Alex Orbito empfängt mich in seinem Büro. Ich muß gestehen, daß ich mir einen Geistheiler ganz anders vorgestellt habe: viel älter und weniger modern, ein bißchen herzlicher vielleicht auch. Der Mann, dem ich gegenüber sitze, könnte zum Beispiel in einer Bank oder einem Reisebüro angestellt sein.

Als erstes zeigt er mir Fotoalben seiner zahlreichen Auslandsreisen: Alex vor dem Münchner Hofbräuhaus, im Wiener Sacher-Hotel, an den Niagarafällen und in der Bäumleingasse in Basel; dort hat er vor ein paar Jahren ein Ärzte-Symposium abgehalten. Anschließend muß ich mir noch eine dicke Mappe mit Ausschnitten aus europäischen und amerikanischen Illustrierten ansehen – dann kommen wir endlich zur Sache.

Für die Beobachtung und zum Fotografieren seiner Sprechstunde schlägt Alex die linke Ecke seines Behandlungsraumes vor. Er werde dort einen Hocker aufstellen lassen, damit ich alles gut übersehen könne. Was den Fernsehfilm angeht, meint er, so könne ich ihn erst im September drehen, weil er jetzt für längere Zeit in Hollywood zu tun habe.

«In einem Film?» frage ich.

«Nein, ich behandle dort einige Schauspieler.»

Ein wenig, scheint mir, haben die Filmstarallüren auf den Heiler abgefärbt, denn für ihn scheint es absolut festzustehen, daß er in meinem Film die Hauptfigur sein wird.

Inzwischen ist es Zeit für seine Sprechstunde geworden. Stühle und Bänke sind jetzt bis auf den letzten Platz besetzt. An den Wänden der Garage lehnen noch etwa dreißig weitere Leute. Ungefähr ein Drittel der Wartenden sind Einheimische, die anderen kommen aus Amerika, Australien, Neuseeland, Japan und Europa. Insgesamt werden es etwa hundertzwanzig Leute sein.



Der bekannte
Heiler Alex
Orbito
(links) bei
seiner Arbeit.

«In der Hochsaison haben wir bis zu dreihundert Besucher am Tag», erklärt mir später der jüngste Bruder von Alex. Er scheint für die Finanzen verantwortlich zu sein und verteilt Kuverts unter den Patienten, für die Spenden.

Stolz führt er mich hinter das Haus und zeigt mir einen knallroten Mercedes:

«Alex hat ihn von einem Patienten aus Deutschland bekommen, den er vollständig geheilt hat. Ein Dankesgeschenk.»

Inzwischen ist am Ende der Garage ein Holzpodest hingestellt worden, auf dem ein Prediger zu den Wartenden spricht. In Tagalog zuerst, der Landessprache, dann in Englisch. Es ist eine sehr heftige und engagierte Predigt, die sich gegen diejenigen Heiler richtet, die behaupten, daß sie selbst Heilkräfte besitzen: «Wer das sagt, aus dem spricht der Böse! Der einzige, der heilen kann, ist Gott und sonst keiner.»

Alex Orbito und seine drei Helferinnen (eine davon ist approbierte Ärztin, wie ich später erfahre) haben sich inzwischen hinter die Glaswand begeben. Die Tür wird geöffnet, und die ersten Patienten drängen hinein. Meinen Fotoapparat in Bereitschaft zwänge ich mich dazwischen.

Der erste, ein Philippino, hat sich bereits auf einen Tisch gelegt

und macht gerade seinen Bauch frei. Alex, der ein kurzärmeliges Hemd trägt, greift mit beiden Händen unter den Nabelbereich, dann sieht es so aus, als würde er dort etwas zerkneten. Sekunden später hält er eine rottriefende Masse zwischen den Fingern und wirft sie in eine Emailschüssel. Mit einem kleinen Stück Stoff reinigt eine der Helferinnen den blutbefleckten Bauch des Patienten. Er erhebt sich vom Tisch. Keine Minute hat das Ganze gedauert.

Durch meine intensive Beobachtung des Geschehens ist mir entgangen, daß die Frau vor mir zu einem Stuhl in der anderen Ecke des Raumes geführt wurde. Während Alex sich ihr zuwendet, drängt mich eine der Helferinnen zum Tisch. Sie hält mich offenbar für einen Patienten, und ich wehre mich nicht dagegen. Dann kommt ihr kurzer Befehl:

«Pray!» Ich soll beten.

Alex, der wenig später hinzukommt, erkundigt sich nicht nach meinen Beschwerden. Er tastet mich lediglich ab. Hier scheint eine starke Fühligkeit in den Fingerspitzen für alle Organstörungen wirksam zu sein. Ich soll meinen Oberkörper frei machen. Ein leichtes Rupfen in der Gegend meiner Bauchspeicheldrüse ist spürbar. Alex kann nichts über meinen Diabetes erfahren haben, denn wir haben überhaupt nicht über meinen Gesundheitszustand gesprochen, und auch Dr. Bretzler weiß nichts davon. Ich hatte auch gar nicht die Absicht, mich behandeln zu lassen. Sehr beeindruckend, daß er sofort auf die richtige Stelle losgeht!

Meine Behandlung ist rasch beendet. Ein Ehepaar aus Australien kommt an die Reihe. Ich hatte nicht einmal Zeit, das Vaterunser zu Ende zu beten!

Später erzählt mir der Australier, daß er und seine Frau aus nächster Nähe sahen, daß Alex ein Stück Haut oder Gewebe aus meinem Bauch herausgezogen habe. Das wird wohl jenes Rupfen gewesen sein...

Immer wenn ich von diesem Orbito-Erlebnis erzähle, werde ich gefragt: Hat es geholfen – und wie lange?

Dazu muß gesagt werden, daß ich im Verlauf meines Philippen-Aufenthalts von insgesamt fünf Heilern «operiert» worden bin. Gleich nach der Orbito-Behandlung war mein Blutzuckerspiegel von rund dreihundert auf hundertfünfzig heruntergegangen. Wie lange diese Besserung ohne die Behandlung der anderen Heiler angehalten hätte, kann ich nicht sagen.

Mich überzeugte die Behandlungsweise des Marcelino Asuigui am meisten. Er verlangte meine Mitarbeit, das heißt, er hat mir dringend ans Herz gelegt, täglich spazierenzugehen und Gymnastik zu machen. Außerdem müßte ich meine Kost auf viel Gemüse, Salate, Obst, gelegentlich auch Fisch und Huhn umstellen und auf Alkohol und Rauchen verzichten. Nur dann, so versicherte er mir, hätte sein Eingreifen Bestand. Im Grunde das Gleiche, was mir bei uns jeder diätbewußte Arzt anraten würde. Marcelino sagte allerdings, er habe meinen Pankreas wieder funktionsfähig gemacht. Aber die gleichen Fehler und Sünden gegen meinen Körper würden sich eben auch wieder an derselben Stelle bemerkbar machen.

Marcelinos Eingriff (oder war es der von Alex Orbito oder der von Boy Santiago?) hat bei mir ein gutes halbes Jahr angehalten. Die Blutzuckerwerte sind sogar noch bis auf hundertzwanzig hinuntergegangen.

Dann kam der verhängnisvolle achtzigste Geburtstag meines Vaters. Trotz Sommerhitze war sein sehnlichster Wunsch eine gebratene Ente. Und weil mir das schon als Kind auch immer am besten geschmeckt hat und mein Vater das natürlich wußte, halfen kein Sträuben und keine Erklärungsversuche – die in Anbetracht des knusprigen Bratens wohl auch nicht sehr überzeugend geklungen haben.

Keine zwei Stunden später spürte ich auf dem Nachhauseweg bereits die ersten stichtartigen Schmerzen, die vom Bereich der Bauchspeicheldrüse bis hin zu ihrem Akupunkturpunkt am Fuß hinunterreichten. Gleich einem Signalaustausch ging das hin und her und wurde derart schmerzhaft, daß ich mich gezwungen sah, das Auto an den Straßenrand zu stellen und zu warten, bis die Stiche wieder etwas nachließen.

Verbunden mit diesem körperlichen Schmerz entstand aber auch eine gewisse Depression, weil ich ja Marcelinos Regeln gebrochen hatte und vor allem, weil ich in meinem tiefsten Innern genau wußte, daß ich auch in Zukunft nicht stark genug sein würde, auf die gewohnten Genüsse zu verzichten.

So war und ist es allein mein Verschulden, daß ich erneut in eine Insulin-Abhängigkeit geriet. Ich hoffe, hier als abschreckendes Beispiel zu wirken!

– Aber kehren wir zum großen Heilen in Orbitos Garage zurück. Ich kletterte auf den Hocker, halte die Kamera in Bereitschaft und konzentriere mich auf die flinken Hände des Heilers, aber auch die seiner Helferinnen versuche ich im Auge zu behalten.

Es wäre ja denkbar, daß sie ihm etwas zuspätspielen. Was befindet sich unter dem Tisch? Was dahinter? Niemand hindert mich an einer Überprüfung.

Unter der Tischplatte ist nichts versteckt. Es wird Alex auch nichts heimlich zugesteckt, das ist sehr deutlich feststellbar, auch später auf meinen vielen Fotos. Da der Heiler mit nackten Armen arbeitet, kann er auch nichts im Ärmel verbergen.

Die Behandlung geht im gleichen Tempo weiter. Während Alex sitzenden Patienten aus dem Ohr, dem Hals, der Nase oder dem Hinterkopf jene blutigen Krankheitssymbole entnimmt, werden andere Kranke auf den Tisch gelegt. Der Heiler tanzt gewissermaßen ständig zwischen seinen Patienten hin und her. Und das mit einer Geschwindigkeit, daß es beinahe unmöglich ist, die Blenden und Schärfen der Kamera jeweils richtig einzustellen. Auch der Blitz läßt viel zu langsam nach.

Nach drei Stunden habe ich vier Filme belichtet und kletterte mit steifen Gliedern von meinem Hocker hinunter.

Alex' zweiter Bruder, Roger, läßt mich ein, ins Haus zu kommen. Wir sitzen bei einer Tasse Tee, und er erzählt mir aus seiner Heilertätigkeit. Roger ist ein bescheidener stiller Mann, Mitte vierzig vielleicht, mit ernsthaften Augen. Mir gefällt er viel besser als sein berühmter Bruder. Insofern wird Alex' Abwesenheit unserem Film keinen Abbruch tun, denn Roger springt immer für Alex ein, wenn dieser im Ausland zu tun hat.

Die Beschwörung der Medien

Im ersten Augenblick komme ich mir vor wie in einem Panoptikum um die Jahrhundertwende: harte hölzerne Sitzbänke, vollgepfropft mit Wartenden. Davor eine Art Bühne, eingeraht von buntbestickten Tüchern, ähnlich unseren Motivbildern, mit Fransen in Silber und Gold. Das Ganze im fahlen blaustichigen Licht weniger Neonröhren. Man braucht Zeit, sich zu orientieren.

Dr. Bretzler und ich befinden uns in einer Kapelle, irgendwo in den Slums von Manila. Durch ein Labyrinth von holprigen, kaum befahrbaren Wegen sind wir hergekommen, um Zeugen eines Heilgottesdienstes zu werden, der hier zweimal wöchentlich abgehalten wird.

Gerrit Bretzler hat unseren Besuch angemeldet und mich einem alten, etwas senil wirkenden Mann vorgestellt: dem Bischof. Mein Erstaunen bemerkend, erklärt mir Bretzler, daß man auf den Philippinen recht großzügig mit kirchlichen Titeln umgehe.

Man hat uns in der ersten Reihe Platz gemacht. Mit angezogenen Knien sitzen wir dicht nebeneinander. Der Bischof hat sich an ein altes Harmonium gesetzt und drückt auf die Tasten. Die versammelte Gemeinde singt: ein monotoner kindlicher Singsang. Langsam gewöhne ich mich an das schummrige Licht und bin in der Lage, den verwirrenden Gesamteindruck in Details aufzulösen:

Etwa fünf Meter vor uns steht ein Altar. In der Mitte eine kitschig-liebliche Jesus-Darstellung, umkränzt von künstlichen Blumen. Zwischen uns und dem Altar stehen rechts und links je ein langer Holztisch. An beiden sitzen Männer in tiefer Versunkenheit und beten.

Plötzlich erhebt sich einer von ihnen, tritt vor und liest aus der Bibel. Auch hier erst in der Landessprache, dann in Englisch. Nach einer Weile flüstert Bretzler:

«Jetzt kommt die Zeremonie für die Diagnosen!»

Nur mehr zwei Männer sitzen jetzt mit geschlossenen Augen an den langen Tischen, und hinter jedem von ihnen steht ein Jüngling. Beschwörend lassen die Jungen ihre Hände langsam über den Köpfen der Sitzenden kreisen. Dazwischen streifen sie ihre Hände immer wieder an Lederriemen ab, die in der Mitte der bestickten Tücher befestigt sind. Die Lederriemen sind sehr abgeschabt: wieviel tausendmal sind sie wohl schon benutzt worden?

Bei diesem Abstreifen, erklärt mir Bretzler später, handelt es sich um eine Art innerer Reinigung der Helfer von allen schädlichen oder die Zeremonie störenden Faktoren. Eine geistige Desinfektion könnte man sagen.

Plötzlich wird eines der beiden Medien aus seiner tiefen Versunkenheit senkrecht aus dem Stuhl nach oben geworfen. Der Mann steht jetzt in recht unnatürlicher Haltung wie erstarrt, um schließlich schweißüberströmt und mit zitternden Händen in den Stuhl zurückzufallen.

«Er ist in Trance», flüstert Bretzler.

Die rechte Hand des Mediums greift nach einem Kugelschreiber, während die linke ruckartig einen Bogen Papier zu sich hinzieht, Schließlich beginnt der Mann zu schreiben.

Weniger dramatisch, aber doch auch sehr deutlich, vollzieht sich der Übergang in den Trancezustand bei dem zweiten Schreibmedium, bei Boy Santiago. Zu diesem Zeitpunkt weiß ich noch nicht, daß er zu den fünf erfolgreichsten Geistheilern auf den Philippinen gerechnet wird.



Alle helfen mit, um die Heilungskräfte zu verstärken.

Vor jedem Tisch steht jetzt ein Helfer mit den sauber geordneten Biographien der Patienten, deren Diagnosen die Medien stellen sollen. Und auf jeden Bogen kritzeln sie das, was ihnen «der Geist» eingibt: legen fest, wie der Patient behandelt werden soll, ob und wann eine «Operation» stattfinden wird.

Ein Schweizer, der sich dort diagnostizieren ließ, erzählt mir später:

«Verblüffend war für mich vor allem die Diagnose. Santiago kann nichts von meinen Beschwerden gewußt haben, auch nichts von denen meiner Frau. Aber er hat alles bei mir und meiner Frau bis aufs Pünktchen rausgebracht! Er führt ja dann auch regelrechte Krankenblätter, die er bei jedem weiteren Besuch vor der Behandlung nachliest.»

Inzwischen sind die erforderlichen Diagnosen gestellt. Wieder treten die jungen Männer hinter die Medien, wieder kreisen ihre Hände über deren Köpfe und wieder streifen sie die Hände an den Lederriemen ab.

Zehn Minuten dauert das etwa, bis eine ruckartige Bewegung die Körper der Medien durchläuft. Sie blinzeln, als hätte man sie aus dem Schlaf gerissen – und sind wieder in unserer Welt.

Die Operation

Einige Männer sind inzwischen nach vorne getreten. Mit ausgestreckten Armen halten sie samtene Baldachine über die Tische. Namen werden verlesen, und aus den Bankreihen stehen Leute auf. Die beiden ersten müssen sich auf die Tische legen. Kindlich gläubig singt jetzt der Chor im Hintergrund: «Operacion – Operacion...»

Gerrit Bretzler packt mich am Arm und zieht mich nach vorn. Sofort machen uns die Umstehenden Platz, so daß ich direkt neben dem Patienten stehe, der mit nacktem Oberkörper vor mir liegt.

Der Heiler Santiago beugt sich über ihn und tastet die Herzgegend des Kranken ab. Dann macht er eine Handbewegung nach oben, als holt er sich dort etwas aus der Luft – und mit seinen Fingern, die sich auf den Körper senken, öffnet er den Brustkasten!

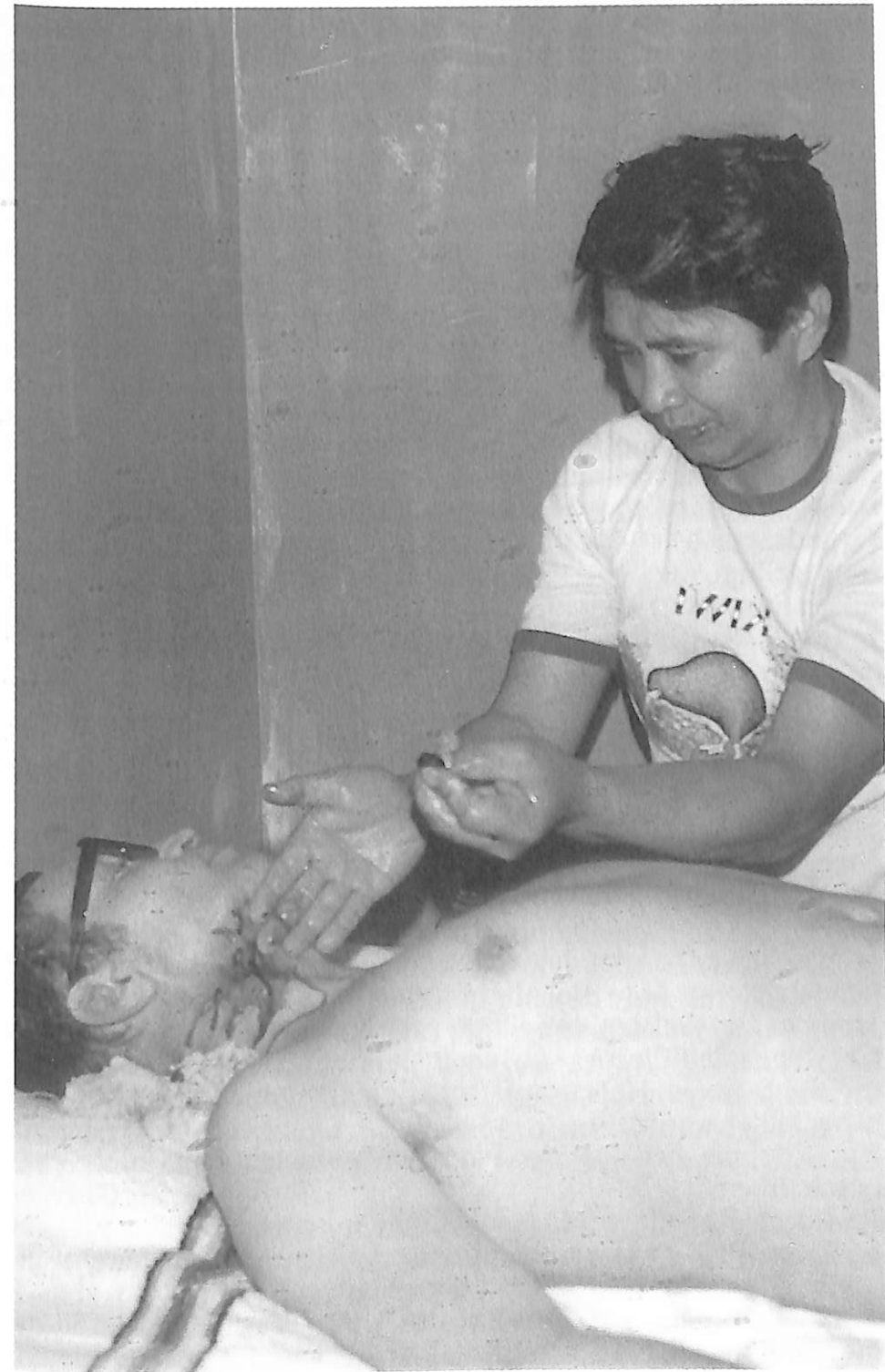
Ein kurzer fassungsloser Blick auf das offen daliegende zuckende Herz ist mir gerade noch möglich, dann wird mir übel. Eine mit Vernunft und Logik erklärbare Welt bricht für mich zusammen. Ich zweifle an meinem Verstand.

Beim ersten Zusehen wird es wahrscheinlich den meisten Menschen so ergehen. Später habe ich immer wieder erlebt, wie Zuschauer aus dem Westen einfach umgekippt sind. Aber keiner der Eingeborenen macht sich darüber lustig. Im Gegenteil: sie versuchen sofort und mit verständnisvoller Fürsorge zu helfen. Mit grünem Gesicht, so sagt man mir später, sei ich zu meiner Bank gewankt. Ich erinnere mich nur an ein liebevolles mütterliches Wesen, das mir sofort eine «Magnetheilung» angedeihen ließ: ein paar sanft streichende Handbewegungen über meine schweißüberströmte Stirn mit wohltuender Wirkung. Eine halbe Stunde später fahren wir zurück.

– Was steht nun dahinter? Wie lassen sich derartige Eingriffe erklären? Wie kann man einen Körper ohne Messer öffnen und gleich darauf ohne Narbe wieder schließen?

Und wie erklären sich unsere Schulmediziner, daß jährlich fast fünfzigtausend Patienten zu den «primitiven Philippinenheilern» fliegen? Und daß dort immerhin jedem dritten von diesen meist Schwerkranken geholfen wird?

Prof.Dr. Schiebeler, der sich seit fünfzehn Jahren mit den Philippinenheilern beschäftigt und der bereits mehrere Filme in Manila für das «Institut für den wissenschaftlichen Film» gedreht hat, definiert die Geistheilung folgendermaßen: «Wir wollen unter



Marcelino entfernt eine Blockade aus dem Hals des Autors. Hier handelt es sich um ein Stück Knorpel.

der geistigen Heilung eine Heilung von Körperschäden oder Krankheiten verstehen, bei der keine der üblichen Heilmethoden angewendet wird, die nach bekannter medizinischer Erfahrung verläuft und die auch nicht durch Suggestion oder Autosuggestion erklärbar ist. Stattdessen tritt bei einer solchen Heilung der Geist eines menschlichen Heilers oder des Patienten oder einer nichtirdischen Persönlichkeit aktiv in Tätigkeit und bewirkt bei erfolgreichen Fällen oft in kurzer Zeit eine vollständige oder teilweise Heilung der Krankheit. Wie diese Einwirkung physikalisch stattfindet, ist unbekannt. Ebenso ob weitere Faktoren von Bedeutung und Wichtigkeit sind. Nach den bisherigen Erfahrungen scheint es jedoch von Vorteil – wenn auch nicht unbedingt erforderlich – zu sein, wenn der Patient der geistigen Heilung aufgeschlossen gegenübersteht, wenn er sie für möglich hält, wenn er selbst mitarbeitet, wenn er also durch Autosuggestion ein zusätzliches Heilungsgeschehen in Gang setzt.

Grundsätzlich ist das aber nicht erforderlich: die geistige Heilung gelingt auch bei Säuglingen, Tieren und Menschen, die überhaupt nicht wissen, daß sie dieser Behandlungsmethode unterworfen werden... Die geistige Heilung ist so gut wie ausschließlich im religiösen Bereich angesiedelt, also dort, wo man das Hereinwirken außerirdischer oder göttlicher Kräfte annimmt oder zumindest für möglich hält. Bei antiken Völkern oder heutigen Naturvölkern befaßt sich der Priester oft zugleich auch mit der Krankenbehandlung auf naturheilkundliche und paranormale Weise. Besonders ausgeprägt ist das bei den Völkern, die der Religionsform des sogenannten Schamanismus angehören.»

Inzwischen habe ich noch viele andere Heiler durch Dr. Bretzler kennengelernt. Ihre Behandlungsmethoden sind sich alle sehr ähnlich. Die meisten von ihnen gehören der «Union Esperitista Christiana de Filipinas» an, einer stark religiösen Gruppe, durch die auch junge Heiler auf ihre Fähigkeiten hin geprüft und ausgebildet werden.

Ein Erlebnis bei Juanito Flores möchte ich hier noch kurz beschreiben:

In seiner Kapelle sitzen viele Einheimische. Später, nach der endlosen Predigt eines Laienpriesters, kommen Schweizer Reisende dazu. Die Kapelle ist überfüllt.

Jetzt betritt der Heiler den kleinen Altar. Geistesabwesend taumelt er hinter den Tisch, stützt sich dabei an der Wand ab; man

könnte glauben, er sei betrunken. Aber wahrscheinlich befindet er sich bereits in Trance.

Eine Frau hält eine dicke alte Bibel, nach unten aufgeschlagen, über den Tisch. Juanito berührt das Buch mit der linken Hand, während er mit seiner rechten symbolische Injektionen an die ersten Patienten verteilt.

Ganz deutlich kann ich beobachten, wie die Leute dabei zusammenzucken, wie sich ihre Gesichter schmerzhaft verziehen, obwohl der Heiler sie gar nicht berührt. Es ist, als verteile er kleine Elektroschocks auf Entfernung. Besonders eindrucksvoll sieht das bei einer Schweizer Patientin aus, die unter starken Krampfadern leidet. Nach den «geistigen Injektionen» sind die Stellen mit den dicksten Venen rundum blutbespritzt. Und das, nachdem Juanito aus etwa zwei Metern Entfernung lediglich die Bewegungen einer Injektion nachahmt.

Im Verlauf dieser und weiterer recht ungewöhnlichen Behandlungen wird mehreren der europäischen Gäste übel. Sie werden hinausgetragen und auf einen Heuhaufen hinter der Kapelle gelegt.

Für immer unvergeßlich wird mir der Eingriff bei einer älteren Dame bleiben, die auf zwei Krücken zum Behandlungstisch humpelt. Unter Mithilfe des Ehemanns legt Juanito sie auf den Tisch. Plötzlich hält er einen großen Suppenschöpflöffel in der Hand und fährt damit tief in den Bauch der Patientin. Kellenweise holt er dunkles, teilweise geronnenes Blut heraus. Noch nie habe ich ein so kreideweißes, entgeistertes Gesicht gesehen wie das des Ehemanns, der wie paralysiert und mit offenem Mund danebensteht.

Das Buch «Geistheilung auf den Philippinen» beschäftigt sich ausführlich mit der Frage, weshalb das Phänomen der Geistchirurgie sich gerade auf den Philippinen so stark entwickelt hat. Dr. Bretzler hat mich mit dem philippinischen Autor Jaime T. Licauco bekanntgemacht, und ich konnte mich selbst von seiner Seriosität und Ernsthaftigkeit überzeugen. Licauco ist kein weltfremder Esoteriker: er arbeitet hauptberuflich im Management der Philippine Rubberwood Inc. – eine ausgesprochen diesseitige Aufgabe.

In seinem Buch stellt er fest: «Es scheinen mehrere Faktoren zusammenzutreffen, die zur Entstehung dieser Heiler in unserem Lande beitragen. Zum einen sind Philippinos von Natur aus spirituell (im Gegensatz zu lediglich religiöser Ausrichtung). Sie glaubten auch schon vor der Zeit der Spanier, die 1521 kamen,

an die Existenz von Geistern, 'anitos' genannt. Sie glauben auch heute noch an 'encantos' oder Naturgeister, die Wälder, Berge, Höhlen, Gewässer und Felsen bewohnen. Daher fällt es besonders den Landbewohnern leicht, sich in Verbindung mit den unsichtbaren oder spirituellen Kräften zu sehen, was für das Heilen notwendig ist. Da die Weltsicht der Philippinos nicht auf die fünf Sinne beschränkt ist, ist ihr Intellekt in der Lage, Konzepte jenseits des rein Rationalen akzeptieren zu können. ...Sie sind noch nicht vom Materialismus verdorben und verfügen daher über eine entwickeltere Sensibilität und können schneller und leichter in einen höheren Bewußtseinszustand gelangen als andere.»

Über die «Union Esperitista Christiana» schreibt Licauco: «Bis vor kurzem wußte man noch nicht viel über diese Gruppe. Nach neuen Schätzungen sollen die ungefähr zehntausend Mitglieder der Union über die Philippinen verstreut sein, aber die meisten in Nord- und Zentral-Luzon leben. Sie lehrt den Umgang mit Geistern und den Werdegang zum Medium. Es sind verschiedene Typen von Medien entwickelt worden, manche können über die Zukunft aussagen, andere können böse Geister exorzieren, und manche haben Heilfähigkeiten. Unter denen, die Glaubensheiler geworden sind, haben nur sehr wenige die Kraft zur Geistchirurgie oder zur Manipulation von Materie. Wenn überhaupt, so dauert es Jahre, bis einer 'medium operador' wird. Viele der Geistheiler haben sich außerhalb der Union selbständig gemacht und eigene Kirchen aufgebaut.

Die Union selbst verbietet die Kommerzialisierung. Trotzdem haben etliche Geistheiler ein blühendes Geschäft aus ihrer Begabung gemacht. Die Union distanziert sich von solchen Heilern. Nach ihren Satzungen sollen Heiler für ihre Dienste keinen Lohn erhalten.»

Der Heiler mit den magischen Augen

Kurz vor Beendigung meiner Recherchen macht mich Dr. Bretzler im Garten seines Hauses noch mit dem Heiler Dan Acierto bekannt. Ich bin gespannt auf das Gespräch mit ihm – wenn es überhaupt dazu kommt, denn Dr. Bretzler hat mich gewarnt: «Wenn Sie ihm sympathisch sind, kann er stundenlang bleiben und Ihnen die unglaublichsten Geschichten erzählen. Wenn Sie ihm aber nicht liegen, wird er ganz plötzlich verschwinden. Und keiner kann Ihnen sagen, wohin. Ich erreiche ihn jeweils nur über eine Schlüsseladresse.»

Dr. Bretzler läßt uns allein. Es ist sehr still, nur das Gezwitscher der vielen exotischen Vögel ist zu hören.

Acierto sieht mich nachdenklich an. Er hat die merkwürdigsten Augen, die ich je gesehen habe. Mandelförmig und so tiefdunkel, daß ich keine Pupillen erkennen kann. Sie kommen mir irgendwie gar nicht menschlich vor, diese Augen, sie scheinen durch mich hindurchzusehen bis zu meinen verborgensten Gedanken. Allmählich fange ich an, mich sehr unbehaglich zu fühlen – da lächelt Acierto ein bißchen und läßt damit mein Innerstes los.

Ich atme tief durch und frage mich dann, wie es möglich ist, daß ich mich vor diesem kleinen schmalen Mann eben gefürchtet habe.

Dr. Bretzler hat mir erzählt, daß Dan Acierto viele Patienten aus dem Irrenhaus in Manila durch Exorzismus befreien konnte. Ich halte das jetzt nicht mehr für unmöglich und frage ihn, wie er dabei vorgehe?

«Das ist nicht schwer, wenn man unterscheiden gelernt hat, welche Patienten an natürlichen Gehirnerkrankungen leiden und welche von Dämonen besessen sind. Ich kann diese Geistwesen erkennen und arbeite dann so lange an dem Patienten, bis er von ihnen befreit ist. Das kostet mich oft sehr viel Energie, aber das gehört ja zu meinen Aufgaben.

Die eigentliche Schwierigkeit liegt darin, daß unsere Ärzte, genauso wie die meisten bei Ihnen in Europa oder in den USA, die Vorstellung, daß Geisteskrankheit auch eine Folge von Besessenheit sein kann, als absolut absurd ablehnen. Wenn sie von meiner Tätigkeit wüßten, würden sie mich sofort aus der Anstalt werfen und verfolgen. Dabei ist nach meinen Erfahrungen etwa jeder dritte, der in einem Irrenhaus ist, besessen. Aber ich muß dort immer heimlich arbeiten, ohne Wissen der Ärzte. Das ist nicht immer einfach.»

Ich frage ihn, wie er diese Geistwesen erkenne?

«Ich sehe sie. Es sind Menschen, die gestorben sind und sich nicht von der Erde lösen können, weil sie schuldbeladen sind. Sie haben einen minderwertigen Charakter, weil sie sich auch nach dem Tod jeder Einsicht verschließen und ihre Schuld vermehren, indem sie sich an Lebende hängen und ihnen schweren Schaden zufügen.»

Nach meiner Rückkehr von den Philippinen habe ich mich eingehend mit Aciertos Schilderung von Geistern und Dämonen befaßt. Er berief sich im Lauf unseres Gesprächs mehrmals auf

*Dan Acierto
beim
Magnetic
Healing, dem
magnetischen
Heilen, an
einem
europäischen
Patienten.*



das Buch, das unsere Kultur seit nunmehr zweitausend Jahren geprägt hat, das wir mit größter Überzeugung und mit gewaltigem Einsatz, auch mit Feuer und Schwert, über die ganze Welt verbreitet haben: nämlich die Bibel.

Bei Matthäus 17,18 fand ich den Satz: «Und Jesus dankte ihm, und der Dämon fuhr aus von ihm, und der Knabe wurde gesund von jener Stunde an.»

Und in der Apostelgeschichte 8, 5-7:

«Aufmerksam folgten die Menschen den Worten des Philippus, einmütig hörten sie zu und sahen auf die Zeichen, die er wirkte. Denn von vielen fuhren die unreinen Geister, die sie hatten, unter großem Geschrei aus, und viele Gichtkranke und Lahme wurden geheilt.»

– Allmählich komme ich zu der Überzeugung, daß man die Sprache des Neuen Testaments ruhig wörtlicher nehmen sollte. Als ich Dan Acierto frage, ob er seine helllichtige Fähigkeit schon immer gehabt habe, erklärt er ganz selbstverständlich:

«Nein, ich verdanke diese Gabe den Zwergen.»

«W E M ??»

Acierto lächelt: «Ja, ob Sie es glauben oder nicht, tatsächlich den Zwergen! Weil ich das Glück hatte, einmal einem von ihnen das

Leben zu retten. Lachen Sie ruhig, ich bin mir völlig im klaren darüber, wie absurd das für Sie klingen muß.»

Da sitze ich am hellichten Tag mit einem Mann zusammen, der mir von Geistern und Zwergen erzählt, als handle es sich um Geschäftsfreunde. Unglaublich!! Es fällt mir schwer, Fassung zu bewahren und mich ebenso selbstverständlich nach dem Aussehen und den Aufgaben der Zwerge zu erkundigen.

Acierto trinkt einen Schluck Tee, dann blicken mich seine tief-schwarzen Augen wieder an. Es ist aber ein anderer Ausdruck darin; ein gewisses Wohlwollen. Er spürt wohl mein ehrliches Bemühen.

«Sie kennen Zwerge, Riesen und Elfen nur aus den Märgen. Deshalb muß ich Ihnen wie ein Märchenerzähler vorkommen. Ich glaube, es liegt daran, daß viele Menschen hier in einer anderen Bewußtseinsstufe leben, in einer Dimension, die Ihnen verschlossen ist. Es muß aber eine Zeit gegeben haben, in der solche Geistwesen auch in Europa sichtbar gewesen sind. Sonst würden sie nicht in Ihrer Mythologie und in Ihren Märgen auftauchen. Und es würde keine deutschen Gartenzwerge geben! So sehen die Zwerge nämlich wirklich aus. Und daß sie in Gärten aufgestellt werden, ist ebenfalls richtig, denn die Aufgabe der Zwerge besteht darin, die Pflanzen zu beschützen.»

Es würde leider zu weit führen, wollte ich all das wiedergeben, was Dan Acierto mir darüber erzählte. – War ich ihm anfänglich in heiterer Neugierde gefolgt, so hat er mich allmählich immer tiefer und ernster in den Bann seiner unglaublichen Geschichten geschlagen. Geschichten, die mich seither immer wieder beschäftigt haben. Nie hätte ich es zum Beispiel früher für möglich gehalten, daß ich eines Tages wieder anfangen würde, Märgen zu lesen – mit mindestens so großem Interesse wie als Kind. Gute Märchendeutungen (wie zum Beispiel im Buch von Friedel Lenz «Bildsprache der Märgen») können unbewußte eigene Ängste und vor allem Träume meiner Meinung nach besser erklären als so manche wissenschaftlichen Bücher über Traumdeutung und Psychologie. Denn die alten Volksmärgen sind ursprünglich keineswegs als Belustigung für die Kleinen erfunden worden. Die Märchenfiguren sind Symbole, ihre Handlungen Warnung und Ratschlag für richtige Lebensführung.

Kinder in ihrer Unschuld und Arglosigkeit haben ihr Innerstes noch nicht verschlossen, ihre Instinkte, ihre Fühligkeit sind wesentlich stärker, als wir Erwachsenen ahnen. So brauchen Kinder auch keine Deutung der alten Märgen: sie erfassen

unbewußt den ganzen Sinn, und keine anderen Geschichten können sie derart tief befriedigen.

Einige Tage nach dem Gespräch mit Dan Acierto wurde mir von ganz anderer Seite wieder von Zwergen erzählt. Diesmal vom Direktor einer Goldmine, in der Nähe von Baguio City. Der etwa sechzigjährige Engländer arbeitet dort seit zwanzig Jahren. Er sagte zu mir:

«Ich bin heute fest davon überzeugt, daß die Menschen hier Dinge sehen und mit Wesen verkehren, die wir nicht wahrnehmen. In den ersten Jahren meines Hierseins habe ich das für blanken Unsinn gehalten. Aber zwanzig Jahre lang kann einem von so vielen verschiedenen Menschen nicht immer dasselbe vorgemacht werden.»

Ich fragte ihn nach einem Beispiel.

«Sehen Sie, ich beschäftige sehr viele Arbeiter in der Mine. Sie leben in Baracken. Bei Tagesanbruch holen sie sich heißes Wasser, um sich zu waschen, und schütten es nachher aus dem Fenster. Aber kein einziger von ihnen würde das ohne einen vorherigen Warnruf an die Zwerge tun!»

Nur noch eine dieser märchenhaft anmutenden Geschichten will ich hier berichten, deren Richtigkeit mir später von Dr. Bretzler bestätigt wurde, der die betroffenen Personen kennt:

Ein großer alter Baum stand zwischen zwei Villen im europäischen Viertel Manilas. Beiden Familien war der Baum im Weg. Nachdem er gefällt war, wuchsen auf beiden Grundstücken dicke Luftwurzeln aus der Erde, die nach jedem Abhacken immer dichter nachwuchsen. In derselben Zeit geschahen in beiden Häusern die unglaublichsten Dinge. Schwere Schränke wurden verschoben, Bilder fielen von den Wänden, und nachts war lautes Stöhnen zu hören.

Die eine Familie wollte bereits ausziehen, als Acierto von Dr. Bretzler darüber erfuhr und sich erbot, einmal nachzusehen.

In Dr. Bretzlers Garten erzählt er mir:

«Es war eine ganz einfache Geschichte! In dem gefälltten Baum hatte ein Riese gewohnt. Riesen sind schwerfällige Wesen, mit denen man behutsam wie mit kleinen Kindern umgehen muß. Er war nicht schwer zu finden: unter einem großen Strauch hockte er. Ich habe dann lange mit ihm gesprochen, ihn beruhigt und mit ihm zusammen einen neuen Baum ausgesucht. Seitdem herrscht Ruhe in beiden Häusern.»

Man kann natürlich die Geschichten von Zwergen und Riesen als Phantasie, Halluzination oder pure Angeberei von Dan

Acierto abtun. Den beiden Familien aber hat er wieder zu häuslichem Frieden verholfen. Und denen ist es sicher ziemlich egal, welche Mittel dabei angewandt worden sind.

– Ähnlich ergeht es den meisten Kranken, die mit letzter Hoffnung zu den Heilern kommen. Sie suchen Hilfe. Über das «Wie» machen sich diese Menschen sicher nur selten Gedanken, noch weniger über den Versuch einer naturwissenschaftlichen Erklärung.

Der grundlegende Unterschied zwischen unserer Medizin und den Geistheilern dürfte darin liegen, daß wir beim Körperlichen beginnen, während die Heiler am geistigen Plan ansetzen, der hinter jedem Individuum steht, und dort eine Veränderung anstreben. Die sogenannte Geistchirurgie ist lediglich ein Hilfsmittel dabei.

«Die Operationen sollen auch nicht mehr sein», sagt Acierto, «als ein Anwerfen der Selbstheilungskräfte».

Aus dieser Sicht betrachtet ist es eigentlich auch gar nicht so wichtig, ob die Heiler wirklich in unseren Körper eingreifen, um irgendwelche Substanzen herauszuholen. Solange wir uns darüber streiten, gehen wir, glaube ich, immer am eigentlichen Geschehen vorbei.

Für Dan Acierto gibt es drei Arten von Geistchirurgie:

«Eine davon», sagt er, «ist die direkte, bei welcher der Heiler tatsächlich den Körper öffnet. Diese Körperöffnungen sind schon Tausende von Malen fotografiert, gefilmt, von Ärzten, Chirurgen und Wissenschaftlern aller Disziplinen genauestens beobachtet und für echt befunden worden. Ebenso das Blut, die Gewebe- oder Knorpelteilchen, die dabei oft entfernt werden. Sie wurden – und werden immer wieder – in vielen Laboratorien der ganzen westlichen Welt untersucht. Bei dieser ersten Art des direkten Eingriffs in den menschlichen Körper sind alle Dinge, die daraus entfernt werden, ohne jeden Zweifel echt.

Bei der zweiten Version arbeiten wir im sogenannten ätherischen Bereich, das heißt in einer anderen Dimension. Wir operieren dabei nicht den physischen, sondern den feinstofflichen Körper, der auch Ätherleib genannt wird.

Er ist für das menschliche Auge nicht sichtbar. Für die Kranken und die Zuschauer sieht diese Art der Operation fast genauso aus wie die erste. Nur findet dabei keine echte Körperöffnung statt. Der Effekt aber ist derselbe.»

«Wenn die Wirkung dieselbe ist», frage ich, «warum gibt es dann überhaupt zwei Arten von Operationen?»

Acierto nickt:

«Sie haben ganz recht. Im Grunde wäre das auch nicht nötig. Die Art der direkten Körperöffnung existiert auch noch gar nicht sehr lange, sie entstand erst nach dem zweiten Weltkrieg. Ich glaube, daß sie notwendig wurde, um die ungläubigen Menschen der heutigen Zeit zu überzeugen; um ihnen einen Beweis zu geben, den sie fotografieren, röntgen, unter ihr Mikroskop legen und als 'echt' vorzeigen können. Sie erhalten damit sozusagen einen Schock in die Heilung.»

«Und was verstehen Sie unter der dritten Operationsart?»

«Es handelt sich dabei auch um einen psychischen Eingriff. Aber, im Unterschied zur zweiten Version entstehen dabei Materialisationen: es erscheint eine Art Duplikat von Blut oder Gewebe auf der Haut. Eine Materialisation also vom Ätherleib, das heißt vom geistigen Plan sozusagen unseres Körpers.»

«Lassen sich diese Materialisationen auch wissenschaftlich untersuchen?»

«Ja. Aber sie stiften oft große Verwirrung. Bei Labortests von Materialisationen stellt sich manchmal heraus, daß es sich gar nicht um dieselbe Blutgruppe wie die des Patienten handelt, oder nicht einmal um menschliches Gewebe, sondern zum Beispiel um tierisches oder um eine Blutart, die überhaupt nicht identifizierbar ist. In Wirklichkeit handelt es sich eben um ein Blut-Duplikat. – Drücke ich mich verständlich genug aus?»

«Ja – es ist nur nicht ganz einfach für mich, in dieser neuen Dimension, wie Sie es nennen, zu denken. Es ist ein Sprung ins Ungewisse.»

«Das verstehe ich gut. Unterbrechen Sie mich ruhig, Herr Ott, wenn Sie etwas nicht verstehen!

Es gehört zum Ritual jedes Schamanen, daß er das Böse, das Krankmachende vertreibt. Was bei den Materialisationen aus dem Körper der Kranken herausgeholt wird, dient keinem anderen Zweck. Es wird dem Kranken und seinen Angehörigen gezeigt, es kann sogar fotografiert werden – und wandert dann in den Abfall. Die Materialisationen sind also lediglich Symbole für die Krankheit. Hat man sie entfernt, ist der Patient sozusagen bereit für seine Genesung. Was da alles aus dem Körper geholt wird, ist vollkommen egal. Es ist sogar schon vorgekommen, daß sich zum Beispiel Bastschnüre, Teile von Kleidungsstücken oder Hühnerfedern materialisiert haben.»

Nach einer kurzen Pause, in der Acierto mich sozusagen nach Luft schnappen läßt, fährt er fort: «Bei der dritten Art unserer Operationen kann es durchaus vorkommen, daß zum Beispiel ein Tumor, den wir als Materialisation aus dem Ätherleib entfernt haben, real zunächst im physischen Körper verbleibt. Wenn wir den feinstofflichen, den ätherischen Leib neu geformt, korrigiert, das heißt wieder in Ordnung gebracht haben, dann wird der grobstoffliche, der physische Körper diese Korrektur meistens nachvollziehen. Es gibt Fälle, bei denen sich der physische Körper sogar sofort der Form anpaßt, die wir dem Ätherleib vorgegeben haben, und es gibt Fälle, bei denen das erst allmählich geschieht. – Wenn also sofort nach unserem Eingriff geröntgt wird, dann kommt es vor, daß der Tumor – um bei diesem Beispiel zu bleiben – noch im Körper vorhanden ist. Nach ein paar Wochen aber kann er vollständig verschwunden sein. Manchmal dauert es eben seine Zeit.»

Dr. Bretzler steht plötzlich an unserem Gartentisch und sagt auf Englisch:

«Ich freue mich, daß Sie sich scheinbar so gut verstehen!»

Acierto berührt leicht meine Hand und lächelt:

«Herr Ott ist auf dem richtigen Weg. Er versteht mich recht gut.»

Ich versichere, wie sehr mich dieses Gespräch interessiert und freut und daß ich glaube, daß es mir zu einer wichtigen Grundeinstellung für den geplanten Film verhilft.

Acierto nickt befriedigt:

«Das möchte ich auch gerne erreichen. Es wird so unglaublich viel Falsches über die Philippinenheiler verbreitet!»

Dr. Bretzler verabschiedet sich; er muß zu einer wichtigen Besprechung fahren. Am Gartentor dreht er sich noch einmal um: «Ich habe mein Dienstmädchen beauftragt, Ihnen Sandwichs und frischen Tee zu bringen.»

Wir schweigen eine Weile. Acierto sieht mich prüfend an.

«Ich will versuchen», sagt er dann, «aus meinen eigenen Erfahrungen diese Phänomene noch genauer zu erklären. Vorher möchte ich aber noch etwas klarstellen: Viele Leute, unsere und Ihre, bezeichnen unsere Heilungen als Hypnose, obwohl sie das gar nicht sind. Das ist ganz leicht zu beweisen, denn mit der Geistchirurgie (Acierto nennt sie 'psychic surgery') können wir auch Babys und Tiere heilen.»

Geistchirurgie ist, wie Sie wissen, ein Eingriff mit bloßen Händen, ohne den Gebrauch irgendwelcher Instrumente. Die Instrumente sind unsere Finger. Jeder Körper hat ein magnetisches Feld. Das Gesetz des Magnetismus heißt Abstoßung und Anziehung. So kommt es, daß konzentrierte Energie, die durch unsere Finger zwischen die gestörten, das heißt erkrankten Zellen eindringt, diese automatisch trennt. So entsteht eine Öffnung. Sobald ich aber meine Finger zurückziehe, führt das zu einer Umpolarisation, das heißt zu einer Rückführung in die normalen Anziehungskräfte. Deshalb erscheint auch keine Narbe. Wir beschädigen keine Zellen, alles vollzieht sich *zwischen* ihnen.»

«Konzentrierte Energie durch die Finger des Heilers?» wiederhole ich.

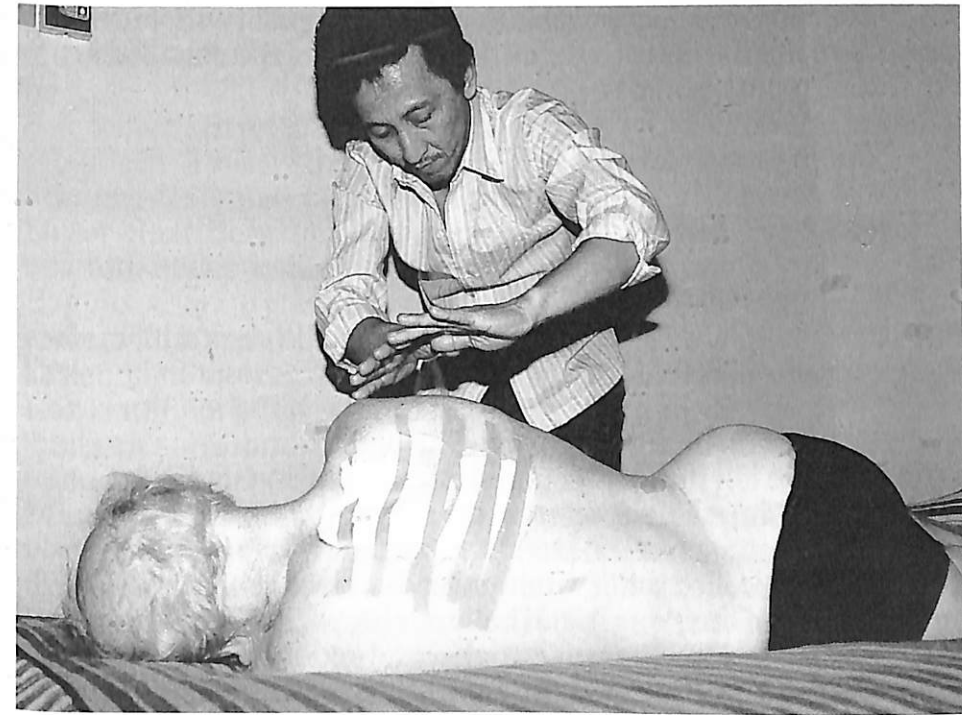
«Diese Energie, die den echten Geistheiler zu solchen Operationen oder anderen Heilungsvorgängen befähigt, stammt nie vom Heiler selbst. Das ist ein außerordentlich wichtiger Punkt, den Sie nie vergessen dürfen, Herr Ott! Es ist eine Kraft, die der Heiler vom Himmel erhält. Von Gott. Oder wie immer Sie die höchste Instanz nennen wollen.

Was wir also tatsächlich beeinflussen, wenn wir einen Eingriff durchführen, ist das Magnetfeld, das die Zellen zusammenhält. Sie können es auch 'Leben' nennen: wenn es nämlich ausgehaucht ist, das heißt, wenn das, was wir 'magnetische Spannung' oder 'Kraft' bezeichnen, nicht mehr da ist, dann zerfällt der Körper.

In der Bibel heißt es: 'Mit diesen Händen kann ich Wunden schlagen und auch heilen.' Das ist ein Beweis dafür, daß es geistige Eingriffe schon immer gegeben hat.»

Wir stärken uns an dem Imbiß, der uns inzwischen gebracht wurde, und ich benutze die Pause, um ein paar Fotos von Dan Acierto zu machen und um die Tonbandkassette auszuwechseln, die unser Gespräch aufgezeichnet hat. Außerdem mache ich mir noch ein paar Notizen. Acierto bittet mich aufzuschreiben, daß Geistchirurgie nicht auf normaler wissenschaftlicher Basis erklärt werden kann:

«Wir arbeiten unter einem geistig höheren Gesetz. Heilungen, welche durch die Geistchirurgie zustande kommen, fallen unter die unveränderlichen Gesetze der universellen Natur und die des kosmischen Lebens.»



Der Heiler Dan Acierto behandelt einen von einem Tumor befallenen Patienten aus der Schweiz.

«Wenn ein Kranker zu Ihnen kommt, dem durch die Schulmedizin nicht mehr geholfen werden kann, der unter normalen Umständen bald sterben würde – »

Acierto unterbricht mich:

«Wir können nicht Leben verlängern, das durch höheres Gesetz abgelaufen ist. In solchen Fällen dürfen wir lediglich die Schmerzen nehmen, oder zumindest stark verringern, und die Seele stärken. Das kann einen Resignierten wieder mit Kraft, Mut und Freude für die letzte Zeit seines Lebens erfüllen.»

«Erkennen Sie einen Todgeweihten unter den Kranken?»

«Nicht unbedingt sofort. Es ist auch mehr ein Erfühlen als ein verstandesmäßiges Wissen. Auch das Karma jedes einzelnen gehört dazu. Krankheiten haben oft Ursachen, die mit einem früheren Leben zu tun haben.

Und in sehr seltenen Fällen können wir auch eine höhere Gnade erleben.»

«Wie meinen Sie das?»

«Es kann unter bestimmten Umständen geschehen, daß der Todeszeitpunkt eines Menschen hinausgeschoben wird. Aber, wie gesagt, das geschieht nur ganz, ganz selten.»

– Es ist schon fast dunkel geworden, als wir uns verabschieden.

Ich halte Aciertos schmale Hand in der meinen und bitte ihn, als erklärende Schlüsselfigur in meinem Film mitzuwirken.

Er drückt meine Hand:

«I agree.»

«Das ist ein Versprechen!»

Acierto lächelt:

«Ich weiß.»

Der gute Geist des Marcelino

Auf dem Flugplatz in Manila erwarte ich die Ankunft meines Kameramannes Bernd Schmid und seines Assistenten.

Mein Gott, der Rationalist Bernd Schmid – habe ich ihn schon durch den Film «Orte der Kraft» in seinen Grundfesten erschüttert, was mute ich ihm jetzt erst mit den blutigen Eingriffen ohne Messer und ohne Narkose zu!

Strahlend kommen mir die beiden entgegen. Wir fahren gleich ins Hotel, damit sie sich erst einmal ausruhen können, bevor ich sie heute abend auf das, was ihnen bevorsteht, vorbereiten werde.

Was bereits vor Wochen in Zürich verabredet worden war – es klappt auf die Minute: Punkt zehn Uhr am nächsten Morgen ruft mir Max Aeberli in der Hotelhalle ein fröhliches:

«Grüezi, Theo!»

entgegen. Er habe wunderbar geschlafen und sei zu allen Unternehmungen bereit.

Ich habe beschlossen, mit den Dreharbeiten bei dem Heiler Marcelino Asuigui zu beginnen, der mich durch seine unverdorbene Schlichtheit ganz besonders beeindruckt hat. Weder seine großen Heilerfolge noch der dadurch ausgelöste Zustrom von Patienten sind ihm in den Kopf gestiegen. Er führt heute noch kaum ein anderes Leben wie als kleiner Bergarbeiter vor fünfzehn Jahren.

Schon in seiner frühen Kindheit, erzählte mir Marcelino, seien ihm Gestalten erschienen und hätten versucht, ihm deutlich zu machen, daß er zum Heiler geboren sei. Seit seinem zwölften Lebensjahr kann er die Aura anderer Menschen sehen und gesundheitliche Störungen daraus erkennen.

Ein Freund der Familie hat den Jungen später in einer Goldmine bei Bagui City untergebracht, wo Marcelino mehrere Jahre gearbeitet hat, bis er eines Tages verschüttet wurde. In dieser scheinbar aussichtslosen Situation sei ihm «ein guter Geist» erschienen, der ihm sein Überleben prophezeite. Er würde allerdings nur gerettet, weil er dazu ausersehen sei, als Heiler zu

wirken. – Zwei Tage später hätten ihn die Rettungsmannschaften dann auch wirklich entdeckt und sozusagen in letzter Minute freigeschaufelt.

Seit seiner «Errettung aus dem Dunkel» ist Marcelino als Heiler tätig: seit 1968. Und so lange begleite ihn auch immer die Stimme des guten Geistes, der er bedingungslos gehorche.

Unter einer Bergstadt auf einer philippinischen Insel haben wir uns alle etwas völlig anderes vorgestellt, deshalb sind wir von Bagui City arg enttäuscht: Betonkästen, Drugstores, Golfclubs, viel Asphalt. Überall sieht und spürt man, daß die Amerikaner hier vierundvierzig Jahre lang Kolonialherren gewesen sind.

Auch das Haus, in dem Marcelino lebt und arbeitet, könnte irgendwo in den USA stehen.

Marcelinos Behandlungsraum ist kaum zehn Quadratmeter groß. Es ist gar nicht so einfach, das Zimmer zu beleuchten und das Geschehen zu filmen, ohne daß sich das Kamerateam, die Patienten, die Zuschauer und der Heiler nicht gegenseitig auf die Füße treten. Aber irgendwie ist es schließlich geschafft.

«Ton ab!» rufe ich.

«Ton läuft», bestätigt der Assistent.

«Kamera ab» – das gilt Bernd Schmid.

«Kamera läuft.»

Und damit beginnen die Dreharbeiten für meinen Film «Der heilende Schock».

Ich mache ein Interview mit Marcelino und frage ihn, wie er seine Diagnosen stelle?

«Ich erkenne, was dem Kranken fehlt, sobald ich mich auf ihn einstelle. Woher ich das weiß, kann ich Ihnen nicht sagen.»

Er spricht ganz unbefangen; Kamera und Mikrophon stören ihn Gott sei Dank überhaupt nicht.

Wie erfährt Marcelino, ob und wann er operieren soll?

«Während der Behandlung bin ich in Trance. Meine Hände unterstehen dann nicht meiner Kontrolle. Deshalb kann ich vorher nie sagen, ob ich eingreifen werde und wo.»

Für Bernd dürfte es ziemlich schwierig werden, den richtigen Zeitpunkt nicht zu verpassen und vor allem die richtige Stelle für seine Kamera sofort zu finden!

Mich interessiert, ob Marcelino jeden Patienten behandelt, der ihn aufsucht?

«Nein. Es kommt immer wieder vor, daß ich nicht helfen darf. Die Stimme meines Geistes sagt mir das sehr genau.»

Und woher weiß Marcelino, was er bei seinen Operationen zu tun hat?

«Ich weiß es nie. Die Kraft kommt nicht von mir. Ich bin nur ein Werkzeug, ein Medium eben, durch welches die Kraft meines guten Geistes wirkt.»

Viele der westlichen Patienten besuchen jeden Tag einen anderen Heiler. Das muß doch zu einer Irritation des Genesungsprozesses führen?

Marcelino ist anderer Meinung:

«Durch jeden Heiler, der seine Berufung ernst nimmt, der sich durch Gebete und Meditation täglich aufs neue reinigt, wirkt derselbe Geist. So jedenfalls sehe ich das. In der Praxis ist es aber so, daß die Hilfesuchenden sich bei einem bestimmten Heiler besser aufgehoben fühlen, weil er ihnen sympathischer ist und sie mehr Vertrauen zu ihm haben. So kommt es, daß doch nicht so viel gewechselt wird.»

Marcelino möchte mir eine Behandlung zuteil werden lassen, damit ich das Geschehen einmal selbst erleben könne.

Während ich mir das Hemd ausziehe, mich auf den Behandlungstisch lege, Scheinwerfer und Kamera neu eingestellt werden, sagt Aeberli leise zu mir, daß Marcelino ihm sofort sympathisch gewesen sei und daß der Tisch auf einer außerordentlich stark positiv wirkenden Stelle stehe: ich könne also ganz beruhigt sein!

Marcelino hat die Augen geschlossen. Sein Gesichtsausdruck ist ein vollkommen anderer geworden; als ob alles Lebendige darin nach innen gezogen würde. Er hat sich über mich gebeugt und streicht mit beiden Händen meinen Körper ab.

Ich blinze kurz zu Aeberli hinüber; wir beide kennen dieses suchende Abstreichen des Körpers schon!

Marcelino richtet sich auf und steht eine Weile mit gefalteten Händen. Dann sagt er, immer noch mit geschlossenen Augen: «Sie haben eine Blockade. Ich muß Ihnen einen Pflanzenverband machen. Morgen früh müssen Sie wiederkommen. Dann sehen wir weiter.»

Er verklebt meinen Hals mit einem stark nach Menthol riechenden Pflaster. Ich kann meinen Kopf dadurch nur noch mühsam bewegen. Abschließend erklärt Marcelino:

«Ich möchte Sie ganz gesund machen. Aber dazu müssen Sie eine Woche lang hierbleiben und jeden Tag ein- bis zweimal kommen. Schneller geht es nicht.»

Eine ganze Woche haben wir leider nicht Zeit. Aber ich bin sehr gespannt, was am nächsten Morgen passieren wird!

Jetzt wagt sich Max Aeberli auf den Behandlungstisch. Er liegt auf dem Bauch, und Marcelino tastet ihn sorgfältig ab. Dann greift er in den Nierenbereich ein und entfernt mehrere dicke Blutgerinnsel.

«Eine Störung, die sich erst im Anfangsstadium befindet und deshalb sehr leicht zu beheben ist», erklärt er.

Während die Filmgeräte abgebaut werden, erzähle ich Marcelino von Aeberlis besonderen Fähigkeiten. Nachdem Max den Behandlungstisch «abgezittert» hat und ich Marcelino übersetze, was Max über die positive Ausstrahlung von Orten der Kraft zu sagen hat, ist der Heiler zutiefst beeindruckt und schlägt uns eine gemeinsame Fahrt zu der Goldmine vor, wo er von seinem guten Geist zum ersten Mal gerufen wurde.

Die Schatzsuche

Wir quetschen uns alle in einen alten Jeep, den Marcelino von einem Verwandten in der Nähe geliehen bekommt. Als ich mich ans Steuer setzen will (Marcelino kann nicht Auto fahren), hält mich Bernd Schmid zurück:

«Laß mich fahren, Theo; ich muß mich ein bißchen abreagieren.» Erst jetzt sehe ich, wie bleich und aufgereggt der sonst so unerschütterliche Kameramann nach seinem ersten blutigen Geistchirurgie-Erlebnis ist...

Über holprige schlechte Straßen erreichen wir schließlich das Gelände der Mine. Plötzlich erwachen Aeberlis Mutungs-Instinkte. Noch bevor wir näher an die Anlagen herankommen, bittet er Schmid anzuhalten, springt aus dem Fahrzeug, streckt seinen rechten Arm aus und führt ihn langsam mit geschlossenen Augen über den ganzen Sektor. Zweimal fängt dabei erst die Hand, dann der Arm und schließlich der ganze Mann an, heftig zu zittern. Daraufhin erklärt er:

«In dem linken Hügel und dahinter muß Gold liegen. In dem größeren rechten ist Silber.»

Ich übersetze, und verblüfft bestätigt Marcelino die Richtigkeit der Behauptung.

Während wir die primitiven Förderanlagen der Mine besichtigen, testet Aeberli immer weiter, gibt Hinweise auf die Tiefe der Mine, auf Stellen, an denen besonders starke Edelmetall-Konzentrationen zu spüren sind und versetzt Marcelino in ständig wachsendes Erstaunen. Als wir schließlich das Hauptge-

bäude erreichen, hat sich Aeberlis Begabung schon herumgesprochen.

Einer der leitenden Ingenieure bittet uns in sein Büro und erzählt folgende Geschichte:

Als 1944 die von Japanern besetzten Inseln von amerikanischen Einheiten überraschend zurückerobert wurden, haben viele der japanischen Offiziere aus den staatlichen Minen erbeutete Goldbarren vergraben. Ein großer Teil dieser Schätze ist inzwischen gefunden worden. Es gibt aber immer noch einige Plätze, von denen man annimmt, daß Gold darunter versteckt ist – dort kann aber niemand unbeobachtet graben. Eine solche Stelle liegt zum Beispiel unter einer Asphaltstraße, die erst nach dem Krieg gebaut wurde. An beiden Seiten stehen inzwischen Häuser. Dadurch ist das Gold ständig bewacht. In einem Punkt sind sich die Goldsucher nämlich alle einig: keiner wird diesen Platz einer staatlichen Behörde melden. So brüten sie alle über dem vermeintlichen Schatz und hoffen auf ein Wunder. Gesehen hat ihn noch keiner, aber alle glauben fest an seine Existenz. – Ob Aeberli einmal nachprüfen könnte –?

Max sagt lachend zu.

Der Ingenieur erklärt Marcelino, wo wir hinfahren müssen, holt einen Kollegen mit Auto und braust voraus.

Das Unternehmen ist gut organisiert: zwei Männer stoppen den Verkehr, als Max blind (das heißt mit geschlossenen Augen), mit ausgestrecktem Arm und witternder Hand langsam die Straße abschreitet.

Inzwischen sind viele Leute aus den Häusern gekommen und beobachten neugierig und schweigend das eigenartige Geschehen. Plötzlich durchläuft ein starkes Zittern Aeberlis Körper, seine Arme werden rauf- und runtergeworfen. Er bleibt stehen:

«Hier müßte es liegen», sagt er zu mir.

Ich übersetze. Der Ingenieur blickt vielsagend seinen Kollegen an.

«Wie tief?» möchte der andere wissen.

Max konzentriert sich und steigt symbolisch in die Tiefe.

«Drei Meter etwa», ist seine Antwort.

«Ist es viel?» möchte der Ingenieur wissen.

«Etwa fünfzehn Kilo Münzgold», stellt Max nach einer Weile fest.

Eine ungeheure Aufregung hat die beiden Ingenieure erfaßt. Sie wollen, daß wir noch an eine andere Stelle fahren, dann auf

einen neuen Platz... Max schreitet über Straßen, klettert durch zum Teil abgesprengte Bunker und bestätigt anscheinend ständig die Vermutungen der beiden Ingenieure, die immer euphorischer werden. Schließlich wollen sie ihn für eine ganze Woche verpflichten!

Aber Max lehnt ab und erklärt, daß das Ganze für ihn ein interessantes Experiment gewesen sei, das er jetzt aber beenden möchte.

Es bleibt den Ingenieuren nichts anderes übrig, als sich bei Max und – für die Vermittlung – auch bei Marcelino zu bedanken, der ganz stolz auf seine Entdeckung ist. Jetzt allerdings drängt er zur Heimfahrt, weil er in einer Stunde noch einen Patienten erwartet und vorher noch innerlich zur Ruhe kommen und meditieren möchte.

Eine Million Mark im Monat?

Am nächsten Vormittag liege ich wieder auf Marcelinos Behandlungstisch. Max, der ausdrücklich mithereingebeten wurde, damit er zusehen und fotografieren kann, steht mit gezückter Kamera an meiner Seite.

Auf mich wirkt Marcelino heute besonders entspannt. «Gut aufgeräumt», würde man bei uns in Süddeutschland sagen. Im Behandlungsraum herrscht eine fast heitere Atmosphäre. Nachdem mich Marcelino von dem lästigen Pflaster befreit hat, faltet er wieder die Hände und versenkt sich in ein langes Gebet. Dann greift er plötzlich an meinen Hals und drückt dort sehr sanft im Schlagaderbereich herum. Danach soll ich mich umdrehen: Marcelino massiert meinen Rücken. Seine flexiblen Finger dringen zwischen die Rippen und lockern das Rückgrat. Eine behagliche Entspannung breitet sich in meinem Körper aus.

Von einer blutigen Operation oder gar der Entnahme eines zahngroßen Knorpelstückchen, das mir von Marcelino gezeigt wird und das ich später auch auf Max' Dias sehen konnte, habe ich nicht das Geringste gespürt und würde es entschieden bestreiten, wenn es nicht diese Beweise gäbe.

Nach Abschluß der Außenaufnahmen laden wir Marcelino mit seiner reizenden Frau und den vier Kindern zum Abendessen ein. Dabei fällt mir auf, daß Marcelino und seine Frau sehr unsicher sind und sichtlich keine Erfahrung im Umgang mit dem Kellner oder beim Lesen der Speisekarte haben. Beide sind nicht gewohnt, sich bedienen zu lassen. Dabei gehört Marcelino zu den erfolgreichsten und bekanntesten Heilern auf Luzon!

Es scheint mir wichtig, darauf hinzuweisen, weil es viele Bericht-erstatte gibt, die vom Highlife der Philippinenheiler berichten und in einer unglaublichen Hochrechnung dahintergekommen sein wollen, daß ein Heiler im Monat auf zwischen DM 700 000 und eine Million Verdienst kommen könne.

Im Behandlungszimmer von Marcelino steht ein einfacher Schuhkarton mit einem Schlitz für Spenden. Ich sah mehrere Patienten aus Österreich fünfzig Schilling pro Behandlung hineinstecken. Das sind rund sieben Mark. Im Jahresdurchschnitt kommen fünfzehn Patienten pro Tag zu Marcelino. Das wären also rund hundert Mark am Tag. Bei sechszwanzig Arbeitstagen sind das DM 2600,- im Monat. Aber runden wir auf, weil ja auch immer wieder Amerikaner, Kanadier und Australier zu ihm kommen, deren Spenden großzügiger sind. Lassen wir ihn DM 3500,- verdienen. Das entspricht dem Durchschnittseinkommen einer Familie bei uns. Auf den Philippinen ist das zwar erheblich mehr, aber doch nur etwa ein Zehntel vom dem, was bei uns ein praktischer Arzt verdienen kann – auch dann, wenn er keine besondere Begabung hat und keine Patienten, die aus allen Teilen der Welt angereist kommen.

Betrug oder Wahrheit? Eine Stellungnahme von Prof. Dr. Stelter

Eine der größten Kapazitäten in der Erforschung der Philippinenheiler, wie der Paramedizin überhaupt, ist Prof. Dr. Alfred Stelter, der durch sein Bestsellerbuch «PSI-Heilung» international bekannt wurde. Insgesamt acht mal war der Professor für Physik und Chemie auf den Philippinen, einmal über ein halbes Jahr lang.

So mußte es auch ihn empören, als der Fernsehmoderator und Autor Prof. Hoimar von Ditfurth bei seiner groß angekündigten Sendung über die Philippinenheiler «Betrug oder Wahrheit?» (ZDF/Okt. 82) einen Varieté-Zauberer ins Studio geholt hat um den «Trick» zu demonstrieren, mit dem alle Philippinenheiler die Leute hereinlegen würden. Zur gleichen Zeit waren nicht weniger als fünf Heiler in der Bundesrepublik, die man befragen und zu Demonstrationen ins Fernsehstudio hätte bitten können. Auch Kapazitäten für das Fachgebiet der paranormalen Heilung wie Prof. Dr. Stelter, Prof. Schieberler oder Dr. Osjord-Naegeli hätten sich bestimmt zur Verfügung gestellt.

Aber in der Sendung wurde offenbar einzig und allein das Ziel verfolgt, mit Hilfe des Zauberkünstlers die Philippinenheiler als

Betrüger hinzustellen. Etwa so, als wollte man durch einen Falschmünzer den Beweis erbringen, daß es überhaupt kein echtes Geld gibt.

Natürlich gab es viele Protestschreiben, aber davon bekommt ja der Fernsehzuschauer nichts zu hören. Auch Prof. Dr. Stelter sah sich veranlaßt, eine ausführliche Stellungnahme in der Zeitschrift KONTAKT (Dez. 82 – Sept. 83) zu veröffentlichen. Ich bin Prof. Dr. Stelter außerordentlich dankbar, daß er mir erlaubt, hier einige Auszüge aus diesem hervorragenden Dokument seiner zwölfjährigen intensiven Forschungsarbeit wiederzugeben.

... Es existieren aus den bis jetzt mehr als 10–20jährigen Untersuchungen dieser Phänomene von vielen Forschern aus der ganzen Welt eine grosse Menge an Erfahrungen und Beobachtungen und auch medizinische Untersuchungen, die man nicht einfach durch die «gründlichen Recherchen» eines Laien auf diesem Gebiete, als den man Prof. H. v. Ditfurth hier bezeichnen muß, ersetzen kann. Wenn man in den Denkstrukturen des klassisch-naturwissenschaftlichen Denkens verankert ist, kann man nicht in einigen Wochen oder Monaten die jahrzehntelangen Erfahrungen vieler Forscher eines über obige Denkstrukturen hinausgehenden Forschungsgebietes schnell einmal prüfen wollen. Keinem Laien der Physik oder der Chemie würde es einfallen, aufgrund mehrmonatiger «Recherchen» über Wert oder Unwert dieser Disziplinen ein maßgebendes Urteil fällen zu wollen. Im Hinblick auf paranormale Erscheinungen aber glaubt jeder dazu befähigt und befugt zu sein.

... 1974 war der Manilaer Heiler Juan Blance in Deutschland. Er arbeitete in der Praxis einer Heilpraktikerin und behandelte täglich etwa hundert Patienten. Die klimatische Umstellung, es war Winter, die Überlastung, der herankommende Föhn und andere Gründe führten zu einem starken Kräfteabfall.

Blance ist durch seinen psychokinetischen Schnitt bekannt geworden. Aus der Distanz von 20–30 cm macht er eine Fingerbewegung durch die Luft, meist mit dem Finger einer anderen anwesenden Person, und in dem Augenblick öffnet sich die Hautdecke des Patienten, meist, wie mit einem scharfen Messer geschnitten.

Als jetzt der Heiler in Deutschland kräftemäßig abfiel, gerieten die psychokinetischen Schnitte ausser Kontrolle, sie traten an Stellen auf, wo sie nicht beabsichtigt waren, zum Beispiel an den Beinen statt auf der Brust. Der die Füße des Patienten massierende Assistent des Heilers bekam Schnitte auf seinem Handrücken, die der Heiler am Oberkörper des Patienten anbringen wollte.

Ja, der Heiler selbst bekam seine eigenen Schnitte auf den eigenen Handrücken, sodaß seine Hände schließlich ganz zerschnitten waren. Ein bis zwei Tage nach diesen Ereignissen erlitt er dann einen lebensgefährlichen Kräftezusammenbruch mit schwerstem Kreislaufversagen, sodaß er eine Woche in Lebensgefahr schwebte. Er lehnte jede ärztliche Hilfe ab, und als er sich dann ein klein wenig erholte, verlangte er zum Flughafen gefahren zu werden und flog mit seinem Assistenten nach Manila zurück. 3–4 Wochen später begann er in Manila wieder ganz langsam seine Heiltätigkeit aufzunehmen. Auch diese Ereignisse dürften zeigen, daß bei diesen Phänomenen Kräfte im Spiel sind, mit denen man nicht scherzen darf, und die bestimmt nichts mit Taschenspielerien zu tun haben.

Im Februar 1975 machte ich mit Blance einige interessante Experimente. Ich legte den Patienten auf die zu öffnende Hautstelle jeweils einen Strahlenschutzfilm, wie man ihn für die Dosimetrie radioaktiver Strahlung verwendet. Der Heiler machte dann seine symbolische Bewegung durch die Luft, 30–50 cm oberhalb des in seiner Verpackung 1,5 – 2 mm dicken Filmes. Unmittelbar danach war keinerlei Veränderung festzustellen. Als ich dann den Film abhob, war darunter die Haut des Patienten geöffnet und Blut trat aus der Wunde, und bei näherer Betrachtung des Filmes sah ich dann stets, daß der Film von unten, also von der Seite, mit der er auf dem Körper des Patienten gelegen hatte, angeschnitten war, und zwar hatte der Schnitt die gleiche Form wie der im Körper der Patienten.

Auf weitere verwirrende Phänomene dieser Art bei Untersuchungen mit dem Heiler Blance kann ich aus räumlichen Gründen nicht eingehen, aber all diese Dinge muß man kennen, wenn man die vielen Betrugshypothesen diskutiert, die von Leuten aufgestellt wurden, die überhaupt nichts von diesen Phänomenen verstehen.

Ein anderer guter philippinischer Heiler sollte 1979 eine Woche lang in Stuttgart arbeiten. Am ersten Tag führte er etwa 100 quasichirurgische Eingriffe durch. Am zweiten Tag schritt die Kriminalpolizei ein. Die Begründung lautete: Verstoß gegen das Heilpraktikergesetz. Bei jeder Krankenbehandlung am ersten Tag wurde ein frischer Bogen großen Filtrierpapiers als Unterlage für den Patienten benutzt, um das Blut aufzufangen. Dieses Papier hatte man achtlos in die Mülltonne geworfen, und von hier hatte die Kripo mehrere Säcke dieses Papiers beschlagnahmt. Der Heiler wurde zum Verhör auf die Polizeistation mitgenommen, wohin ich ihn begleiten konnte, da ich zufällig in Stuttgart anwesend war. Es wurde mir persönlich von der Kriminalpolizei demonstriert, mittels der üblichen Reagenzien, daß es sich bei diesen Rotfärbungen der Papierbogen um menschliches Blut handelte, worauf die Beschuldigung des Verstoßes gegen das Heilpraktikergesetz beruhte! Hier brachte die Kriminalpolizei den objektiven Beweis dafür, daß es sich offensichtlich um echtes menschliches Blut handelte, und nicht um eine Farbstofflösung oder um Tierblut, wie so oft behauptet.

Doch jetzt interessierte die Frage der Echtheit philippinischer Operationen nicht mehr, jetzt wurden die philippinischen Operateure nicht angeklagt, weil sie Schwindler waren, sondern offensichtlich, weil sie eben keine Schwindler waren und damit gegen das Heilpraktiker-Gesetz verstießen.

... Erst wird abgestritten, daß es paranormale Operationen gibt: das ist doch alles Betrug mit Tierblut oder Farbstofflösung!

Dann muß die Kriminalpolizei auf einmal zugeben, daß es sich tatsächlich um echtes menschliches Blut handelt. Doch jetzt geht die Aufmerksamkeit sofort in eine andere Richtung: Das ist ja verboten! Es liegt eine strafbare Handlung vor! Aber jetzt wird das Vorhaben des Heilers, 1–2 Wochen zu operieren, abgebrochen, der Heiler reist sofort nach Manila zurück, alles ist wieder wie vorher, der Strafantrag gegen den Heiler wird zurückgezogen – und Operationen ohne Messer, das gibt es doch gar nicht, das ist doch alles Betrug mit Hundeblood – wie «Medical Tribune» zu berichten weiß!

Es ist wohl absurd genug, anzunehmen, der Heiler hätte für seinen geplanten Aufenthalt hier in Deutschland von 1–2 Wochen, Blut für 1000 geplante Eingriffe aus Manila in seinem kleinen Kofferchen mitgebracht, oder sich hier aus einer Blutbank besorgt, wo er kein einziges Wort Deutsch spricht. Während seiner Arbeiten standen Mediziner stundenlang neben ihm, und man halte diese doch nicht für so dumm, daß sie einen 100 mal hintereinander durchgeführten Trick nicht gemerkt hätten.

An dieser Stelle muß ich ausdrücklich darauf hinweisen, daß ich nicht nur einige wenige, sondern zig Mediziner kenne, die auf den Philippinen diese Phänomene gründlich studiert haben, oft als Skeptiker mit einer inneren Ablehnung diesen Phänomenen gegenübertraten und sie schließlich doch widerstrebend akzeptieren mußten.

... Ich erlebte bei einer sensationellen Operation Romy Bugarins, wie ein neben mir stehender australischer Mediziner so die Fassung verlor, daß er in Tränen ausbrach, ebenso wie die auf dem Operationstisch liegende philippinische Ärztin.

... Auch die nun absolut und eindeutig unbestreitbaren psychokinetischen Leistungen einiger Heiler, wie spielend leichtes schmerzloses Herausziehen festsitzender Backenzähne mit Daumen und Zeigefinger, mußten selbst allergrößte und voreingenommene Skeptiker aus Amerika und Europa zugeben. All diese Dinge sind seit mehr als zehn Jahren längst verifiziert und dokumentiert...

Die Anerkennung der philippinischen Phänomene ist heute kein Problem einer wissenschaftlichen Verifikation, sondern ein rein psychologisches. Der Mensch kann nicht über den Schatten seiner innersten Grundüberzeugungen springen. Wer sich jahrzehntelang ein ganz bestimmtes Welt- und Menschenbild erarbeitet hat, kann es auch nicht in kurzer Zeit einfach grundlegend ändern. Selbst wenn er eine andere Wahrheit mit eigenen Augen sieht und in dem Augenblick zugeben muß, daß diese andere Realität existiert, werden sich später in seinem Unterbewußtsein wieder die alten Assoziationen durchsetzen und das Neue und Unbequeme verdrängen, sodaß die alten Grundüberzeugungen weiterbestehen bleiben oder nur geringfügig geändert werden.

... Es sei jetzt aber zum Schluß noch auf einen sehr wesentlichen Punkt eingegangen. Das ist die Frage: Sind die unbestreitbar nachweisbaren Heilungen grundsätzlich alle psychosomatisch zu erklären, durch die Glaubensbereitschaft des Patienten bewirkt? Daß eine stark emotionale glaubende, ein Wunder erwartende Haltung des Patienten mitunter ungeahnte Heilkräfte in ihm selbst aktivieren kann, ist eine seit langem bekannte Tatsache. In meinem Buch «PSI-Heilung» habe ich dieses Thema schon 1973 ausführlich behandelt. Ich stelle hier nochmals ganz eindeutig heraus:

Auf den Philippinen treten nicht nur psychosomatisch durch den Glauben bewirkte Heilungen auf, sondern es gibt eben echte paranormale Heilungen, die den Rahmen dessen, was wir heute vom Standpunkt unserer akademischen Wissenschaften psychosomatisch für möglich halten, eindeutig sprengen! Niemand kann *die* allgemeingültigen Richtlinien für das Finden neuer Wahrheiten angeben, und niemand hat in unserer pluralistischen Gesellschaft *die* alleinseligmachende wissenschaftliche Wahrheit in seinem Besitz, und niemand steht so turmhoch über all seinen andersdenkenden wissenschaftlichen Kollegen, daß er mit Recht und gutem Gewissen jegliche Diskussion über umstrittene Phänomene ablehnen kann. Denn Phänomene, die in der wissenschaftlichen Welt von heute noch als «unmöglich» gelten, können in der Welt von morgen schon eine Selbstverständlichkeit sein.



*Wunder geschehen nicht im Widerspruch zur Natur,
sondern nur im Widerspruch zu dem,
was uns in der Natur bekannt ist.*

Augustinus

Fühligkeit und Religiosität

Max Aeberli ist ein gutes Beispiel dafür, wie stark die sogenannte Strahlenfühligkeit an Charakter und Persönlichkeit der jeweiligen Person gebunden ist, wie wenig radiästhetische Begabung reproduziert oder übertragen werden kann – und daß es wohl für alle Zeiten unmöglich bleiben wird, die Radiästhesie allein aus einer naturwissenschaftlichen Sicht zu ergründen.

Wie schon erwähnt, ist Aeberli ein ausgesprochen religiöser Mensch, im Sinn von religare = Rückbeziehungsuchen zum Ursprünglichen, zur Schöpfung, zum Kosmos und seinen Gesetzen. Seine Fühligkeit versteht Aeberli als «eine Gabe des Himmels», die er mit auf seinen Lebensweg bekommen hat und seiner Ansicht nach nicht vermarkten darf.

Wir haben uns kürzlich lange darüber unterhalten. Ich vertrat den Standpunkt, daß wir ja letztlich alle unsere Gaben und Begabungen in die Wiege gelegt bekommen haben, sie dann später entsprechend weiterentwickeln konnten, durften oder mußten, um eines Tages eine Existenz darauf aufzubauen.

Aeberli, der seine Fühligkeit im Lauf von fünfzig Jahren mit einer ungeheuren Ausdauer immer weiter verfeinert, also viel Zeit und Mühe darin investiert hat, widersprach:

«Ich habe aus meiner Gabe keinen Beruf gemacht. Ich bin Bauer, davon habe ich und meine Familie gelebt. Was ich verdient habe, hat für uns alle gereicht. Wenn ich für meine radiästhetischen Tätigkeiten Geld genommen hätte, dann wäre vielleicht meine Einstellung zur Auffindung der gewünschten Strah-

lung keine absolut neutrale. Die Habgier ist eine große Gefahr!» Ich war mit Aeberli kürzlich in Madagaskar. Max ist auf eigenen Wunsch und auf eigene Kosten mitgekommen, weil er wußte, daß es auf dieser Insel viele schöne Edelsteine gibt, deren Ausstrahlung in der freien Natur ihn besonders interessierte. Aeberlis Begabung hat sich dort schnell herumgesprochen – leider vorwiegend bei Leuten, die sich Profite erhofften. Ihnen gegenüber war Aeberli von starker Zurückhaltung, ließ sich dann aber doch immer wieder dazu überreden, sie zu Orten zu begleiten, an denen sie Edelmetalle oder vergrabene Schätze durch früheres Piratentum vermuteten. Es stellten sich auch öfters körperliche Reaktionen über mutmaßlichen Standorten bei Aeberli ein, aber er war anders, wirkte unsicher; die überzeugende Selbstverständlichkeit seiner Haltung war nicht mehr vorhanden. Es war, als stände er unter einem ungunstigen Zwang.

Ich erinnere mich an einen Abend, wo er Peter Dolpp, meinen damaligen Kameramann, auf körperliche Blockaden hin untersuchte. Dolpp war vor ein paar Jahren in einem Privatflugzeug abgestürzt und hat eine ganze Menge Brüche und Verrenkungen davongetragen. Aeberli fand diese Stellen mit einer Leichtigkeit und einer Sicherheit, die während der Schatzsuche am darauffolgenden Tag wie weggeblasen war. Auch sind die anschließenden Grabungen erfolglos geblieben, die Mutungen Aeberlis waren eindeutige Mißweisungen.

Er erklärte das folgendermaßen: «Wenn ausschließlich Profitdenken der Grund für die Suche ist, dann wirken andere, dunkle Kräfte mit hinein, die mich irritieren. Ich habe nur wenig Erfahrung auf diesem Gebiet. Mir scheint aber, daß mir meine Fühligkeit nur geschenkt wurde, damit ich Menschen einen guten, einen echt positiven Dienst erweisen kann.»

Hier handelt es sich um eine moralische Hürde, die sehr tief in Aeberli verankert ist.

Wenn wir dazu noch in Betracht ziehen, daß viele von den erfolgreichsten Rutengängern, aber auch von den Autoren, die über Radiästhesie schreiben, aus dem Priesterstand kommen (Candi, Hoch, Angerer, Pater Ober, Prof. Dr. Resch u.a.), dann ist es nicht mehr weit zu der Annahme, daß die Radiästhesie – zumindest sehr oft – religiös geprägt ist. Das ist ja nun wirklich nichts Verwerfliches, aber solange erfolgreiche Radiästhesisten ihre Wunschfragen (Wünschel-Rute!) an eine höhere Instanz stellen und ihre Weisungen «von oben» erwarten, wird es unmöglich sein, die Radiästhesie zu entmystifizieren.

Gilt das nun lediglich für die Radiästhesie oder insgesamt für Fühligkeit?

Vielleicht sollten wir davon ausgehen, daß es einem ausgeglichenen, in sich ruhenden Menschen erheblich leichter fällt, Stimmungen oder Spannungen wahrzunehmen als jemandem, der «getrieben wird», der sich selbst noch nicht gefunden hat. In sich ruhen kann nur einer, der sich mit seiner inneren und äußeren Welt arrangiert und abgefunden hat, der sich darin geborgen und gut aufgehoben fühlt. Das sind aber beinahe ausnahmslos religiöse Menschen, ganz gleich, ob sie nun einer bestimmten Konfession angehören oder nicht. Eines ist den Fühligkeit allen gemeinsam, nämlich, daß sie den sogenannten Weg der Mitte gehen. Sie nehmen weder extrem asketische Gewohnheiten an, noch führen sie ein Leben, das ihrer Gesundheit, ihrem inneren Gleichgewicht schadet. Also keine Kettenraucher, keine übermäßigen Trinker von Alkohol, Kaffee etc. und keine übertriebenen Esser – um nur ein paar ganz simple Beispiele zu nennen. Toxikologisch vorgebildete Leser mögen dem entgegenhalten, daß man gerade im Zustand künstlich erzeugter Euphorien – ich denke hier vor allem an die Berichte von Befürwortern des LSD-Genusses – zu einer ganz beachtlichen Bewußtseinsweiterung gelangen kann. Das mag seine Richtigkeit haben. Aber wer von uns kann es sich schon leisten, ständig in einem gedopten Zustand zu leben? Dazu kommt, daß anhaltender LSD-Genuss genauso wie der von Alkohol, Hasch, Heroin etc. zu schweren Gesundheitsschädigungen führt, also schon von seinem Wesen her unnatürlich ist. Eine Welt künstlich erzeugter und übertriebener Visionen ist kein Nährboden für eine aus der Tiefe unseres Unterbewußtseins sorgsam ans Licht gehobene Fühligkeit.

Der Blick fürs Wesentliche

Fast zwanzig Jahre lang ist unsere Familie von einem Menschen im wahrsten Sinne des Wortes betreut worden: treuer kann keine Mutter um ihre Kinder besorgt sein.

Maria Thalwieser hat sich keineswegs nur um Ordnung in Haus und Garten bemüht; sie ist uns allen eine mütterliche Lebensberaterin geworden, deren Ratschläge wir im Lauf der Jahre immer mehr zu schätzen wußten. Auch sie ist ein tiefreligiöser und außerordentlich fühliger Mensch.

Gleich nach dem zweiten Weltkrieg mußte sie ihre Heimat Jugoslawien verlassen. Der große schöne Gutshof, die Felder,

Weinberge, das Vieh und alles Hab und Gut sind damals in andere Hände übergegangen. Ihr heißgeliebter Mann war gefallen. Geblieben war ihr nur der kleine Sohn und die alleinige Verantwortung für sein Wohlergehen, die sie befähigte, mit unglaublichem Mut und Vitalität ein neues Leben zu beginnen. Geblieben war ihr auch eine unerschöpfliche Fundgrube an magischen und mystischen Geschichten, Ratschlägen, eigenen Erlebnissen und Träumen. Und ein untrüglicher Instinkt für echt oder falsch.

Wenn ein neuer Mensch in unser Leben trat und diese Begegnung keine flüchtige blieb, dann dauerte es nie lange, bis unsere Thalwieserin eine Gelegenheit fand, den Neuen in Augenschein zu nehmen. Manchmal konnte sie so eine Gelegenheit, den Fremden in ein kurzes Gespräch zu verwickeln, ihn «abzuschnuppern» und mit verblüffender Sicherheit zu taxieren, auch recht geschickt selbst herbeiführen. Wir halfen ihr später alle dabei, als wir allmählich erkannt hatten, daß ihre Begabung, andere Menschen bis auf den Grund ihres Wesens zu durchschauen, für uns eine große Lebenshilfe bedeutete.

Sie sagte damals, daß ihre Wahrnehmungen alle rein intuitiv seien, das heißt, sie könne nie sagen, welches genaue Merkmal ihre Sympathie, Bedenken oder Abneigung auslöse.

Meistens genügte ihr schon ein Händedruck, ein kurzer Blickwechsel und wenige Worte, um ihr eine Fülle an Wahrnehmungen zu vermitteln, die sie befähigten, die charakterlichen Eigenschaften eines Menschen voll zu erkennen.

Sehr genau erinnere ich mich daran, wie ich eines Tages meinen neuen Chef ins Haus brachte. Voller Begeisterung für einen Mann, der sich seit ein paar Monaten von meinen Ideen anstecken ließ und es auch verstand, sie als Filmthemen bei den Sendern durchzusetzen. Für mich war er der beste, anständigste und fairste Freund.

Maria Thalwieser hat ihn vom ersten Tag an abgelehnt. Ich verstand das überhaupt nicht und redete mir ein, daß sie von der Faszination einer geistigen Verbindung und einem Sich-Verstehen auf dieser Ebene zu wenig wisse.

Als der neue Chef für kurze Zeit in unser Haus zog, weil sein Umzugstermin nicht klappte, war unserer Thalwieserin die Ablehnung geradezu ins Gesicht geschrieben. Nach seinem Auszug hat sie sein Zimmer außerordentlich lang gelüftet und mit Weihwasser bespritzt. Das war ihre Art, einen unguten Geist und seine Atmosphäre aus unserem Haus zu vertreiben.

Damals habe ich darüber gelacht, und zwei volle Jahre hat es gedauert, bis ich erfahren (nicht erkennen!) mußte, was für ein falsches, raffiniertes Wesen die Thalwieserin schon am ersten Tag hinter der sympathischen Fassade meines Chefs erfüllte: seine ganze Begeisterung, sein freundschaftliches Gehabe dienten nur dem Zweck, sich die Gunst und vor allem die Abhängigkeit derjenigen Mitarbeiter zu sichern, von denen er annahm, daß sie seine Position eines Tages in irgendeiner Weise gefährden könnten. Das war eine absolut krankhafte Manie, die aber schließlich doch dazu geführt hat, daß ein ganzes Team von größtenteils gut befreundeten Journalisten daran zerbrach.

Maria Thalwieser waren die imposanten Titel und Würden mancher Besucher bei uns völlig egal. Ob hoher Politiker, ob Fernsehdirektor oder Konzernchef: sie suchte immer nur nach dem Menschen. Und den hat sie dank ihres eigenen kristallklaren Wesens auch immer gefunden.

Der Kraftspender

Eine Hühne an Gestalt, im langen Lodenmantel, den Hut halb ins Gesicht gezogen, stand er eines Tages vor der Haustür.

«Wohnt hier der Bub, dem ich helfen soll?»

Ich nickte.

«Dann lassens mich rein.»

Wahrscheinlich hätte ich Karl Wagner nie ganz ernst genommen, wenn ich seine Fähigkeiten nicht in so tragischer und überzeugender Weise selbst miterlebt hätte. Der Magnetopath und Heiler war ganz plötzlich und unaufgefordert in unser Leben getreten, wenige Tage nachdem wir erfahren hatten, daß unser fünfzehnjähriger Sohn an akuter Leukämie erkrankt war. Freunde hatten uns Wagner auf diese Nachricht hin ins Haus geschickt.

Wir saßen einander gegenüber. Karl Wagner kam sofort zur Sache. Er sei Geistheiler, sagte er, und habe schon vielen Menschen helfen dürfen. Ob er den «Buam» sehen könne.

Vom Urlaub noch braungebrannt und fröhlich kam unser Oliver die Treppe heruntergesprungen. Blässe, Müdigkeit und Schwäche kamen damals noch schubweise.

Karl Wagner begrüßte unseren Sohn so herzlich, als ob er ihn schon jahrelang kenne. Die beiden verstanden sich sofort. Als Wagner sein Pendel aus der Tasche zog und über Olivers Zustand Fragen stellte (ohne das Wort Leukämie zu erwähnen,

Oliver kannte die genaue Diagnose nicht), sah unser Sohn voller Spannung diesem interessanten Geschehen zu.

Karl Wagner duzte unsere Familie nach wenigen Stunden. Ganz selbstverständlich hat er uns alle in seine spezielle Beziehung zum Himmel und zu seinem «hohen Meister», den er über das Pendel befragte, miteinbezogen.

An jenem ersten Tag nahm er Oliver die Schmerzen nach einer Rückenmark-Punktierung, indem er seine rechte Hand in einigem Abstand wie eine Höhensonne auf Olivers Rücken «strahlen» ließ. Das war eine Sache von ein bis zwei Minuten.

Wir waren dadurch sehr beeindruckt, Oliver vor allem, der ein tiefes Vertrauen zu Karl faßte und ihn in den darauffolgenden sechs Wochen bis zu seinem Tod immer dann anrief, wenn er starke Schmerzen hatte. (Sie wurden durch Nebenwirkungen der schweren chemischen Medikamente hervorgerufen, welche die Klinikärzte gegen die Krankheit einsetzten.)

Karl war Tag und Nacht für Oliver und Anja, meine Frau, erreichbar, die während der ganzen Zeit bei unserem Sohn in der Klinik bleiben durfte.

«Ihr müßt mich anrufen, wann immer Ihr Hilfe braucht, und es ist sehr wichtig, daß Ihr das schon im Anfangsstadium tut; dann ist es auch für mich leichter.»

Karl betonte so oft, daß Oliver und Anja keine Bedenken haben dürften, ihn zu jeder Stunde um Beistand zu bitten, daß diesbezügliche Hemmungen auch wirklich verschwanden und Karl in diesen schweren Wochen ganz eng zu unserer Notgemeinschaft gehörte.

In der ersten Zeit war es ihm tatsächlich möglich, auftretende Schmerzen bei Oliver rasch zum Verschwinden zu bringen. Meine Frau, die durch Kummer, Schlaflosigkeit und ständige Bereitschaft immer mehr an Kräften verlor, stärkte Karl durch beschwörend positiven Zuspruch:

«Unser Bua kommt heim, gebt die Hoffnung nicht auf! Jeden Tag frag ich, ob er heimkommen darf, und immer heißt es: 'Ja!' Außerdem gab er Anja Mineralwasser, das er «mit Energie aufgeladen habe», damit sie sich kräftiger fühle.

Als er sie eines Tages verzweifelt aus Olivers Krankenzimmer kommen sah, riß er seine Jacke herunter, knöpfte sein Hemd auf und drückte Anja ganz fest an seinen gewaltigen Brustkasten: «Madl, Du mußt Kraft kriegen! Schau, ich hab genug für zwei, jetzt geb ich Dir davon ab. Gleich wirst ganz stark sein!»

Und wirklich konnte dieser gute Mensch so viel Kraft und

Wärme ausströmen, daß meine Frau wieder fähig war, diese schwerste Zeit ihres Lebens durchzustehen und auf Oliver nicht traurig zu wirken.

Ich hatte damals tagsüber Dienst in meiner Apotheke, und es verging kein Tag, an dem ich nicht mit Karl telefonierte und mich durch seinen Zuspruch und seinen unbeirrbaren Glauben an Olivers Heimkommen sozusagen aufladen ließ.

Oliver erlebte während seiner schweren Krankheitszeit eine unglaubliche Fülle an ihm umgebender Liebe. Dadurch war sein Sterbezimmer nicht dunkel. Traurigkeit und Angst wurden durch die Liebe besiegt.

Er selber gab uns allen ein großes Beispiel an gelassener, fast heiterer Tapferkeit.

Durch seinen Tod öffnete er uns die Augen für eine neue Dimension. Er ist uns einen Weg vorausgegangen, den wir zuvor nicht wahrgenommen haben. Eines Tages wird er uns am Ende dieses Weges erwarten.

Zwei Wochen vor Olivers Tod kam Karl in die Klinik, holte Anja in ein Vorzimmer und brach bitterlich weinend im Stuhl zusammen:

«Ich darf nicht mehr helfen!»

Vor jedem Pendeln erkundigte sich Karl immer:

«Mein Herr und Meister, darf ich fragen?»

Und er stellte nur dann seine Frage, wenn das Pendel einen bejahenden Kreis zog.

Und jetzt blieb es «stumm». Es blieb stehen. Und gleichzeitig war Karl auch nicht mehr in der Lage, heilende Kraft abzugeben, die sich ohne sein Zutun immer wieder neu in ihm regenerierte.

Das hatte er bisher noch nie erlebt, er war fassungslos und tief unglücklich.

Erst an Olivers Todestag wurde Karl klar, was dieses «Heimkommen» in Wirklichkeit bedeutete. Er versuchte, uns von der beruhigenden Gewißheit, die ihn erfüllte, daß Oliver nicht wirklich gestorben, sondern «lebendiger als wir alle» sei, auch zu überzeugen.

Nach kurzer Zeit spürte Karl, daß ihn seine Heilkräfte nicht für immer verlassen hatten. Und sein Pendel begann auch wieder zu reagieren.

Wenige Monate später hat Karl meinen besten Freund von seinen starken Schmerzen (durch dreizehn Rippenbrüche nach einem Autounfall) befreit. Karl erklärte damals:

«Ich schweiße die Knochen geistig zusammen.»

Wenn man sich an die Geistoperationen der Philippinenheiler erinnert, an die «Reparatur» des Geistleibes, die dann vom Körper nachvollzogen wird, dann erscheint Karls Erklärung ganz plausibel.

Er beschränkte sich aber nicht nur auf kranke Menschen: als die Scotchterrier-Hündin meines Freundes irgendeine Nieren- oder Blasenkrankheit zu haben schien, wurde Karl zu Kaffee und Kuchen eingeladen und heilte nebenbei auch die tröpfelnde Nuschi. Er hielt seine Hand über Nuschis Körper, und noch in seinem Beisein verlor sie einige Blasensteine auf dem Teppich. Von hypnotischer Behandlung kann also gar keine Rede sein: Tiere lassen sich nicht hypnotisieren.

Auch mir hat Karl Wagner ganz außerordentlich geholfen, als ich mir vor fünf Jahren die Hand gebrochen hatte und dadurch in meiner Arbeit sehr behindert war. Ich rief damals Karl an, der – während er mit mir telefonierte – sein Pendel befragte. Er erklärte, daß er mir helfen dürfe und daß er sich jetzt auf meine Hand konzentriere.

Nach einem Augenblick des Schweigens befahl er mir, die Hand ganz vorsichtig nach rechts zu drehen.

Es ging tatsächlich ein kleines Stückchen.

Dann nach links, bis zur Schmerzschwelle.

Dann wieder rechts – diesmal konnte ich sie schon ein wenig weiter drehen.

Nach links ging es das zweite Mal auch etwas besser. Und so ging das eine Weile hin und her – bis ich meine Hand wieder vollständig und schmerzfrei bewegen konnte.

Karl Wagner ist kein Einzelfall. Er steht symbolisch für all die unbekanntenen Geistheiler, Gesundheitsbeter und Magnetopathen, die in der Stille und meist ohne Honorare ihre guten Werke tun. Nicht nur an einfachen, gutgläubigen Menschen: ich kenne eine Magnetopathin, die für ihre Heilertätigkeit an Patienten aus Regierungskreisen mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet wurde.

Es muß aber auch gesagt werden, daß es neben diesen selbstlosen Helfern auch eine Horde von «Möchtegerns» und skrupellosen Geschäftemachern gibt. Unter den ersteren verstehe ich Leute, die überhaupt keine echten Fähigkeiten oder Begabungen als Heiler oder Fühlige haben, die aber – meist aus Gründen der Selbstbestätigung – davon überzeugt sind, sie müßten sich

als diesbezügliche Wohltäter aufspielen. Für den gutgläubigen Hilfesuchenden ist es schwer, hier zu unterscheiden.

– Inzwischen ist der gute Karl auch den Weg in die andere Welt gegangen. «Heimgegangen» würde er sagen. Und ich bin überzeugt, daß er sich auch so wohl und geborgen fühlt. Und «viel lebendiger als wir alle»!

Der göttliche Entwurf in der Hand

Ursula von Mangoldt hat in Theologie promoviert. Den Dokortitel hat sie nicht zuletzt deshalb erworben, damit ihre Forschungen und Erkenntnisse über die Hand und deren Aussagekraft glaubwürdiger werden konnten. Das ist ihr bestimmt auch gelungen.

«Die Hand ist ein Spiegel des Menschen», sagt Ursula von Mangoldt, die sich ein ganzes Leben lang mit der Chiologie beschäftigt hat, einer Kunst, die schon in Babylon und Assyrien bekannt war. Die Griechen haben das Handlesen sogar zu einer Wissenschaft erhoben.

Theologie und die Kunst des Handlesens. Wie paßt das zusammen? – Ich wollte es von ihr selbst erfahren.

Im südlichen Schwarzwald, mit einem herrlichen Blick über den Rhein hinüber ins Schweizerland, hat sie sich niedergelassen. Das ist jene Landschaft, aus der so viele Menschen hervorgegangen sind, die sich dem geistigen Leben verschrieben haben, wie Rudolf Steiner, Martin Heidegger oder Albert Schweitzer.

Aber nicht nur auf Menschen scheint diese Landschaft geistig anregend zu wirken: am unteren Rhein, in der Gegend um Basel, Freiburg und Baden-Baden, haben sich auch die bedeutendsten Verlage, die philosophisch, theologisch oder esoterisch orientiert sind, niedergelassen.

Sogar die Homöopathie, die feinstoffliche Variante in der Medizin, hat dort ihre wichtigsten Interpreten und Hersteller.

Von Säckingen aus führt eine gewundene Straße in den kleinen Ort, an dessen Rand das verborgene Häuschen liegt. Eine herrliche Fahrt in die Stille.

Dann stehe ich der alten Dame gegenüber – und staune! Ursula von Mangoldt hat ein langes reiches Leben an der Erforschung von Händen gearbeitet, immense Erfahrungen dabei gesammelt und das uralte Wissen um die Ausdrucksmöglichkeiten der Hand wieder belebt. Aber die alte Dame wirkt überhaupt nicht alt. In ihren schönen ausdrucksvollen Augen ist viel mehr Leben als bei vielen, die ein halbes Jahrhundert jünger sein mögen.



*Ursula von
Mangoldt, die
grosse
Chirologin.*

Wir sitzen in ihrem behaglich und sehr kultiviert eingerichteten Wohnzimmer. Keine konventionellen Hors d'oeuvres; Ursula von Mangoldt beginnt gleich beim Wesentlichen.

Ich habe unser Gespräch auf Band aufgezeichnet:

v. Mangoldt:

«Meine Mutter beschäftigte sich sehr viel mit esoterischen Themen und war mit vielen Menschen befreundet, die über dieses Gebiet Bescheid wußten. Ich erinnere mich noch an eine Séance in unserem Haus mit einer Frau, die aus Dingen, die man ihr in die Hand gab, sagen konnte, wo sie herstammten und auch, was für Menschen sie schon in der Hand gehabt hatten. Sie verfärbte sich ganz, als sie ein Stück Seil in die Hand nahm, und erklärte dann, daß dieser Strick von einem Henkerseil stamme, das schon um den Hals von einigen Delinquenten gebunden gewesen sei. Im Grunde hatte ich immer eine Antipathie gegen das, was 'zu' esoterisch war, weil ich das Gefühl hatte, ich könnte noch nicht gut unterscheiden zwischen dem, was wahr, und dem, was nicht wahr ist.

Dann fiel mir zufällig durch eine Freundin meiner Mutter ein Buch in die Hand, mit lauter Abbildungen von Händen. Es war nur unten beschriftet, wem die Hände gehörten. Ich glaube, ich war damals zwölf oder dreizehn Jahre alt. Das Buch interessierte mich sehr. Ich habe es durchgelesen und kriegte dann plötzlich eine Beziehung zu Händen.

Der geistige Grund, der mich auch zu meinen übrigen Arbeiten bewegt hat und mich wahrscheinlich auch Theologie studieren ließ, war der, daß ich eine starke Beziehung zum Schicksal habe und eine große Sehnsucht danach zu wissen, warum ein Mensch gerade dieses Schicksal hat und jener ein anderes.

Ich habe auch Theologie studiert, um mehr an die Fragen heranzukommen, was der Mensch als Anlage mitbringt oder was er in seinem Leben aus sich machen kann. Und wie weit das bedingt oder nicht bedingt ist. Und wie weit es eine Frage des Schicksals ist.

Die Hand war mir ein sehr wichtiges Mittel für diese Fragen, und ich habe mir eigentlich von meinem vierzehnten Lebensjahr an immer die Hände von Menschen angesehen.

Es ist aber nicht nur eine Erfahrung, sondern auch ein gewisses System dabei, das es auch in der Graphologie gibt: oben findet sich das Seelisch-Geistige, in der Mitte das Bewußte und unten das Triebgebundene. Also in den Teilungen der Hand.

Ich habe großes Glück in meinem Leben durch ein Zusammen-

kommen mit Graf Dürckheim gehabt. Der war fasziniert von der Idee, daß aus der Hand etwas zu lesen ist und hat dann ein System aufgebaut, das für mich ganz besonders interessant und schön war. Denn er ist Philosoph, und ich bin kein Philosoph, er ist unglaublich logisch, und ich bin nicht sehr logisch.

Ich konnte dann dadurch tatsächlich begreifen, daß man diese Dinge wissenschaftlich – wissenschaftlich in Führungszeichen – erklären kann. Das ist das ganz Neue des Handlesens. Es ist tatsächlich etwas Einmaliges, daß die Hand, ihr Ausdruck eben, ein Teil des Menschen selbst ist.»

Ott:

«Besteht eine starke Beziehung zwischen Hand und Schrift?»

v.Mangoldt:

«Sie besteht. Sie besteht auch zwischen Schrift und Astrologie; da gibt's sogar ein Buch von mir darüber. Aber das Wichtige, das, was mich so fasziniert hat, ist, daß man Schicksal darin sieht. Das kann man sonst nirgends, auch nicht in der Physiognomie. Es handelt sich nicht um das Schicksal das einem bevorsteht, sondern um das Schicksal, das zeigt, wie der Mensch eigentlich geschaffen ist und wozu er geschaffen ist. Das finde ich das Aufregende. Wenn eine Frau kommt – nehmen wir irgendein Beispiel – und Ihnen erzählt, daß sie sehr unglücklich verheiratet ist und der Mann täte lauter negative Dinge, die sie nicht ertragen könne, und dann sehen Sie sich die Hand an und stellen fest, daß die Frau gar keine anständige Herzlinie hat. Dann können Sie mit Sicherheit wissen, daß es der Frau an Herz fehlt und nicht dem Mann.

Oder wenn Eltern zu Ihnen kommen und sagen, daß ihr Kind lügt, und dann sehen Sie in der Hand des Kindes, daß es eine unglaubliche Phantasie hat, dann sind es natürlich keine Lügen, und man kann das Kind ganz anders erziehen.

Man kann nicht vorhersagen, wenn jemand stirbt oder ähnliches. Aber wenn man eine Lebenslinie vor sich hat, die sehr unvital ist und daneben eine sehr starke Schicksalslinie, dann ist es klar, daß die Vitalität dieses Menschen nicht maßgebend ist für sein Leben, sondern daß er aus Verantwortung und Pflichtgefühl heraus – das liegt in der Schicksalslinie – sein Leben meistern kann. Also lebt er aus anderen Kräften, und dann kann man ihm sagen: 'Du darfst Dich nicht überarbeiten und nicht im Streß leben, sondern mußt Dich einer Aufgabe stellen – und vielleicht mußt Du da auch ziemlich zurückstecken, auch in dem, was Du selber gerne machen möchtest.' – Diese Dinge

haben mich schon immer sehr interessiert, aber nur um des Menschen und nicht um der Hand willen.»

Ott:

«Ein bekannter Astrologe hat einmal behauptet, es würde viel weniger Mißverständnisse und Streit unter den Menschen geben, wenn sie sich an ihren Horoskopen orientieren würden und diese zu deuten verstünden. – Gilt diese Ansicht auch für die Ausdrucksformen der Hände?»

v.Mangoldt:

«An sich ja. Aber die meisten Menschen – aus diesem Grunde habe ich das nie öffentlich und nie zum Beruf gemacht –, die wollen ganz anderes wissen: 'Krieg ich einen Mann?', oder 'Krieg ich Geld?' und all diese Dinge ...

Ich hab mal sehr viele Kinderhände studiert, das war damals ein Auftrag, und habe dann auch mit den Eltern darüber gesprochen. Ja – man könnte viel damit anfangen, wenn die Wissenschaft sich dahinterstellen würde und man nicht so ein bißchen annähme, Handlesen wäre Aberglauben. – Das einzige, das mir am Anfang meines Lebens, ehe ich bekanntgeworden bin, geholfen hat, das war, daß ich den Dokortitel hatte. Da hat man wohl angenommen, daß ich keine Vollidiotin bin, sondern auch mal etwas gearbeitet habe.

Theologie habe ich nur studiert, weil ich Menschen damit helfen wollte.

Der eigentliche Urgrund von all den Dingen ist für mich die Frage: wie kann man einem Menschen in seinem Beruf, seinem Charakter oder in anderen Dingen helfen, wenn er nicht weiterweiß?»

Ott:

«Wie haben Sie Theologie und Chiologie vereinbaren können?»

v.Mangoldt:

«Die Hand ist ein Teil des Ganzen – und das Ganze spiegelt sich in allen Teilen. Dieser Grundsatz ist wichtig und ist auch ein religiöser Grundsatz. Man könnte also vom Religiösen her sagen: die Ganzheitigkeit Gottes spiegelt sich in der Einzigartigkeit des Menschen. Diesen religiösen Satz kann ich übertragen, indem ich sage: in der Hand und in den Linien der Hand spiegelt sich der göttliche Entwurf von mir. Das, was ich im Grunde werden soll und wie ich eigentlich bin. Das Aufregende ist ja, daß sich die Hände ändern! Ich erinnere mich an die Hand eines Mannes, dessen Geschichte durch die ganzen Zeitungen ging. Er hat im Zoo Bären fotografiert und ist dabei von den Tieren

angefallen worden. Sie haben ihm einen Finger abgebissen, und er hat auch Bisse an den Schenkeln und Beinen. Dieser Mann hat mir vor Jahren erzählt, daß er eigentlich nicht so recht wisse, was er mit seinem Leben anfangen solle. Ich habe mir die Hand angesehen und ihm gesagt: 'Hören Sie endlich auf mit Ihrer verrückten Träumerei! Sie kommen ja aus Ihren Träumen überhaupt nicht heraus!' – Nach dem Bärenabenteuer habe ich ihm geschrieben, ob er nicht meine, er habe nun genug geträumt? Seine Hand hat sich jetzt ungeheuerlich verändert. An der Kopflinie ist deutlich erkennbar, daß sich der Sog ins Träumen verwandelt hat. So etwas ist möglich!»

Ott:

«Läßt sich das auf das eigene Wollen, das Bewußtsein zurückführen, oder liegt es mehr in der Macht des Schicksals?»

v.Mangoldt:

«Ich sehe es mehr vom Schicksal her. Man muß sich fragen: wie kommen die Linien in meine Hand? Nun, die sind schon beim Fötus da! Und wenn man stirbt, gehen sie weg; dann schwimmen sie ziemlich schnell ab. Im Grunde ist es ein Geheimnis. Man ist eben gezeichnet.»

Ott:

«Das führt zu einer sehr entscheidenden Frage: wie weit können wir überhaupt ins Schicksal eingreifen, und wie weit ist es einfach vorbestimmt?»

v.Mangoldt:

«Ich glaube, man sollte mit dem identisch werden, was man eigentlich ist. Man ist ja etwas. Und wenn man das lebt, was man wirklich ist, dann, glaube ich, lebt man durch dieses Ja-Sagen zu seinem Selbst sehr viel mehr in Harmonie mit dem Kosmos oder mit dem Willen Gottes. Und man könnte, wenn man zu seinem wirklichen Ich gelangt, sehr vieles verändern, weil man dann eben gewisse Dinge nicht tut, die man nicht tun sollte. Dazu eine ganz persönliche Erfahrung: ich habe eine Herzlinie, die von der Anlage her, das heißt in der linken Hand, sehr gut ist. Die rechte Hand zeigt nicht, was aus einem wird, sondern was man in der Auseinandersetzung mit der Welt und dem Erwachsenwerden, dem Reiferwerden, geschaffen hat. – Ich habe mir nun gedacht, daß diese Linie bei mir doch eigentlich noch etwas wachsen könnte. Aber ich habe mich nicht hingekümmert und gesagt: liebe Handlinie, wachse! Nein, ich habe erlebt, daß mit dem Reiferwerden irgendetwas bei mir gefühlsmäßig stärker geworden ist, und dann habe ich beobachtet, daß diese Linie

tatsächlich gewachsen ist! Ich habe also nicht gesagt: ich will mehr lieben. Nein, das Schicksal hat mir angeboten, mehr lieben zu können, und ich habe das aufgenommen.»

Ott:

«Können Sie mir noch mehr von Ihrem eigenen Schicksal, wie es ist und wie es sich in den Händen widerspiegelt, erzählen?»

v.Mangoldt:

«Nun, wenn Sie das für erwähnenswert halten: ich habe eine sehr gute Schicksalslinie, das heißt, ich bin in die Verantwortung gestellt und muß mit einem gewissen Pflichtbewußtsein durchs Leben gehen. Und da habe ich 'gegen den Stachel gelockt', indem ich durch die Arbeit meines Mannes mehr nach außen gelebt habe, viel gereist bin (der 1971 verstorbene Wirtschaftsdiplomate Dr. H. K. v. Mangoldt war in vielen internationalen Gremien tätig), bis ich schließlich gemerkt habe, daß in mir irgendetwas nicht stimmt. Ich hatte auch im Grunde genommen nie den Erfolg, den andere Leute erhielten, die ähnliche Bücher geschrieben haben. Fünfzehn Bücher habe ich, glaube ich, übersetzt und fünfunddreißig geschrieben – und dafür kaum jemals Anerkennung bekommen. Aber das hat mich nicht gestört. Hätte ich aber nicht gewußt, daß dies mein Schicksal ist, dann hätte ich mich bestimmt geärgert.

Das Schöne am Handlesen ist doch, daß man auch schon ganz einfache Zeichen erkennen kann. Wenn man zum Beispiel einen langen Zeigefinger hat, im Gegensatz zum Ringfinger, ist man extrovertiert. Und wenn der Ringfinger länger ist als der Zeigefinger, dann ist man introvertiert. Das ist eine ganz einfache Geschichte, damit können Sie schon sehr vielen Leuten helfen. Ich habe zum Beispiel einen viel längeren Ringfinger als Zeigefinger. Schon allein deshalb hätte ich mir sagen müssen: geh mal hübsch nach innen und lauf nicht nach außen! – Das Äußere der Hände ist so eindeutig, daß Sie im Grunde genommen gar keine Kombinationen machen müssen. Da gibt es eben ovale, eckige oder konische Hände, und man kann einfach im Lehrbuch nachsehen, was das bedeutet.

Schwer wird's, wenn man die Innenhand deuten möchte, weil man da kombinieren muß. Man kann zwar in Büchern finden, was diese oder jene Linie bedeutet, aber nun gilt es, einen Punkt zu finden, um kombinieren und das Ganze auseinanderfalten zu können. Und dazu gehört auch ein Stück Intuition.»

– Wenn Ursula von Mangoldt von ihrer Arbeit erzählt, dann kommt das aus einem gewachsenen und zugleich souveränen

Wissen heraus. Da gibt es kein Wenn und Aber, keine bedeutungsvollen Pausen und Blicke. Das hat sie nicht nötig. Trotz stark vom Religiösen her geprägten Erkenntnissen – oder vielleicht gerade deshalb – ist sie immer auf dem Boden eines vitalen diesseitigen Lebens geblieben. Wahrscheinlich ist das, was sie über das Transzendente zu sagen hat, deshalb so überzeugend.

Neben ihrer kontinuierlichen Arbeit in der Chiologie und deren Anerkennung als individueller Spiegel des Menschen und seines Schicksals, ist Ursula von Mangoldt auch verlegerisch tätig gewesen. Als Gesellschafterin des O.W. Barth-Verlags hat sie in den Jahren 1945-72 schon damals die ersten Brücken nach Fernost geschlagen. Das geschah in einer Zeit, in der bei uns der Wiederaufbau und das darauffolgende Wirtschaftswunder im Vordergrund standen. Erst heute werden die Bücher und Autoren, die Ursula von Mangoldt vor zwanzig oder dreißig Jahren entdeckt und übersetzt hat, als Klassiker fernöstlichen Denkens verehrt und zum Teil als Bestseller in Riesenaufgaben gedruckt. Im Mittelpunkt ihres Schaffens aber steht die Erforschung der Hände. Es ist ihr gelungen, der Kunst des Handlesens seriöse und glaubwürdige Züge zu verleihen. Zumal sie in allen ihren Büchern immer wieder darauf hingewiesen hat, daß Handlesen nichts mit Zukunftsprognosen zu tun hat oder mit dem was man landläufig unter Wahrsagerei versteht.

In ihrem Buch «Wer bin ich?» faßt sie es folgendermaßen zusammen:

«Die Selbsterkenntnis und Sinndeutung, die der Mensch aus seiner Hand gewinnen kann, mag zu einer Besinnung führen, in der die eigenen Anlagen, Eigenschaften und Unzulänglichkeiten wahrgenommen werden und mancher Umweg vermieden wird, weil man nicht unbedingt durchsetzen oder besitzen will, was der Anlage nicht entspricht. Wir müssen leben nach der Bestimmung, die uns eingeprägt ist, nach dem Auftrag, der jedem Einzelnen gegeben ist, wenn auch der Rahmen, in dem sich Auftrag und Bestimmung erfüllen, genügend Raum für die Auswirkung einer freien Verfügung läßt. Den Spuren eines Lebens- und Schicksalsweges nachzugehen, ist das Geheimnis einer inneren Erfahrung, die sich in der äußeren Erscheinung einer Hand sinnbildhaft darstellt.»

Durch das Gespräch mit Ursula von Mangoldt, vor allem durch ihre Erkenntnisse über die Deutung der Innenhand, ist mir klargeworden, daß bei einer Analyse der Hand, die zunächst

durch Wissen und Verstand durchgeführt wird – genauso wie zum Beispiel in der Physiognomie oder in der Augendiagnose –, die letzte Entscheidung auf einer anderen Ebene fällt, nämlich durch Intuition, Inspiration – eben Fühligkeit.



*Phänomene kann man nicht erklären,
und daß wir sie nicht erklären können,
liegt nicht an den Phänomenen,
sondern an uns. Hippokrates*

Homöopathie: Therapie der Fühligkeit?

Bestimmt ist es kein Zufall, wenn Homöopathen, ganz gleich ob Ärzte oder Heilpraktiker, zum überwiegenden Teil den «Weg der Mitte» gehen und von ihren Patienten so oft als «gute» und «lautere Menschen» geschildert werden. Homöopathen bemühen sich meistens sehr um die eigene Harmonie, das innere Gleichgewicht, das ihnen ermöglicht, die Sicherheit und Feinfühligkeit zu erlangen, um auch versteckte Disharmonien bei ihren Patienten aufzuspüren. Von der klassischen Medizin oft mit Ablehnung bedacht, konnte die Homöopathie vor kurzem einen glänzenden Sieg erringen. Ganz offiziell mußte die Berliner Ärztekammer ihren Beschluß revidieren. Sie hatte die Zusatzbezeichnung «Homöopathie» und «Naturheilverfahren» kurzerhand von den Praxisschildern der Ärzte verbannt. Daraufhin stellten sich bekannte Schulmediziner plötzlich hinter die Homöopathie. In der Ärztezeitung «Medical Tribune» steht als Begründung: «... wir haben nun einmal zur Kenntnis zu nehmen, daß viele Kranke von der modernen Hochleistungsmedizin und ihren Risiken eher verschreckt als beglückt sind und daher ihre Zuflucht bei Heilern suchen, deren Methoden ihnen verständlicher, der menschlichen Natur angepaßter erscheinen. Ob zu Recht oder zu Unrecht, das entscheidet allein der therapeutische Erfolg...» Es ist erstaunlich, wie wenige wissen, daß die Homöopathie etwas ganz anderes ist als die sogenannte Phytotherapie, die Pflanzenheilkunde. Ich will versuchen, die Unterschiede dieser beiden Therapien zu erklären. Auf den kürzesten Nenner ge-



*Phänomene kann man nicht erklären,
und daß wir sie nicht erklären können,
liegt nicht an den Phänomenen,
sondern an uns.* Hippokrates

Homöopathie: Therapie der Fühligkeit?

Bestimmt ist es kein Zufall, wenn Homöopathen, ganz gleich ob Ärzte oder Heilpraktiker, zum überwiegenden Teil den «Weg der Mitte» gehen und von ihren Patienten so oft als «gute» und «lautere Menschen» geschildert werden. Homöopathen bemühen sich meistens sehr um die eigene Harmonie, das innere Gleichgewicht, das ihnen ermöglicht, die Sicherheit und Feinfühligkeit zu erlangen, um auch versteckte Disharmonien bei ihren Patienten aufzuspüren.

Von der klassischen Medizin oft mit Ablehnung bedacht, konnte die Homöopathie vor kurzem einen glänzenden Sieg erringen. Ganz offiziell mußte die Berliner Ärztekammer ihren Beschluß revidieren. Sie hatte die Zusatzbezeichnung «Homöopathie» und «Naturheilverfahren» kurzerhand von den Praxisschildern der Ärzte verbannt. Daraufhin stellten sich bekannte Schulmediziner plötzlich hinter die Homöopathie. In der Ärztezeitschrift «Medical Tribune» steht als Begründung: «... wir haben nun einmal zur Kenntnis zu nehmen, daß viele Kranke von der modernen Hochleistungsmedizin und ihren Risiken eher verschreckt als beglückt sind und daher ihre Zuflucht bei Heilern suchen, deren Methoden ihnen verständlicher, der menschlichen Natur angepaßter erscheinen. Ob zu Recht oder zu Unrecht, das entscheidet allein der therapeutische Erfolg...»

Es ist erstaunlich, wie wenige wissen, daß die Homöopathie etwas ganz anderes ist als die sogenannte Phytotherapie, die Pflanzenheilkunde. Ich will versuchen, die Unterschiede dieser beiden Therapien zu erklären. Auf den kürzesten Nenner ge-

bracht, umfaßt die Phytotherapie (das Wort kommt aus dem Griechischen: Phyto = Pflanze und Therapie = dienen/Dienst) jegliche Verwendung von Arzneien aus dem Pflanzenbereich zur innerlichen und äußerlichen Anwendung.

Demgegenüber bezieht die Homöopathie ihre Wirkstoffe nicht nur aus Pflanzen, sondern verwendet auch Mineralien und tierische und chemische Substanzen. Entscheidend in der Homöopathie ist das methodische Prinzip: «Ähnliches werde mit Ähnlichem geheilt» = Similia similibus curentur.

Das heißt, der behandelnde Arzt muß ein Medikament finden, welches bei einem gesunden Menschen ein ähnliches Krankheitsbild hervorrufen würde, wie es sein Patient zeigt. Das klingt zunächst befremdend. Aber wenden wir nicht das gleiche Prinzip bei Schutzimpfungen an, die Tausenden und Abertausenden von Menschen das Leben gerettet haben: zum Beispiel Cholera-Bakterien zum Schutz gegen Cholera?

Samuel Hahnemann, der Begründer der Homöopathie (1755-1843), erklärte:

«Jedes wirksame Arzneimittel erregt im menschlichen Körper eine Art von eigener Krankheit. Man ahme die Natur nach, welche zuweilen eine chronische Krankheit durch eine andere hinzukommende heilt.»

Ein ganz einfaches Beispiel soll das verdeutlichen: Ein Patient mit starker Erkältung (triefende Nase, tränende Augen) wird in der Homöopathie mit Allium = Zwiebel behandelt, deren Effekt jede Hausfrau kennt: nämlich Tränen und triefende Nase. Trotzdem ist die Heilwirkung erstaunlich: Durch die verstärkten Symptome setzt der Körper wiederum verstärkte Abwehrkräfte ein, die mit der Krankheit dann schneller fertig werden.

Die Voraussetzung für die Anwendung einer Arznei in der Homöopathie ist die eingehende Kenntnis ihrer Wirkung. Und zwar die Wirkung, wie sie nur bei Prüfungen am gesunden, reaktionsfähigen Menschen zu gewinnen ist – im Gegensatz zur Allopathie, zur üblichen Arzneibehandlung, in welcher der Tierversuch im allgemeinen als Voraussetzung für den späteren Einsatz eines Medikamentes in der Human-Medizin angesehen wird.

Ein weiterer Unterschied sind die sogenannten potenzierten Arzneien, die in der Homöopathie oft zur Anwendung kommen. Das sind nach speziellen Verfahren stark verdünnte Wirkstoffe. Darauf müssen wir näher eingehen, weil sie den Skeptikern und Gegnern der Homöopathie die stärksten Angriffspunkte liefern.

Richtig ist, daß in der Homöopathie meist sehr viel kleinere Mengen von Arzneistoffen verwendet werden, als dies sonst üblich ist. Samuel Hahnemann konnte in unendlich vielen Versuchen am Patienten, aber auch an sich selbst, feststellen, daß die Wirkung seiner Medikamente sich verstärkte, je mehr er sie verdünnte. Deshalb hat er den Verdünnungsvorgang Potenzieren genannt. Durch die starke Verdünnung können auch die heute so aktuellen Nebenwirkungen vermieden werden.

Nehmen wir als Beispiel Arnika. Aus den getrockneten Wurzeln und dem Wurzelstock wird eine Tinktur hergestellt, die den Ausgangsstoff bildet und deshalb Urtinktur genannt wird. Von dieser Urtinktur wird ein Teil mit neun Teilen Alkohol verschüttelt. Das Ergebnis lautet jetzt D1. Das heißt, es ist die erste Dezimalpotenz der Arnikawurzel. Wenn von dieser D1 wiederum ein Teil mit neun Teilen Alkohol verschüttelt wird, erhält man D2.

Nun gibt es aber Ärzte und Heilpraktiker, welche Potenzen bis zu D200 verschreiben und, so unwahrscheinlich das auch klingen mag, damit sogar spontane Heilerfolge erzielen können! Im wesentlichen sind jedoch niedrigere Potenzen (D1 bis D5) und mittlere (D5 bis D12) gebräuchlich. Man muß sich die Verhältnisse einmal in Zahlen vergegenwärtigen, um den nötigen Respekt vor solchen Verdünnungsgraden zu bekommen:

D1 = 1 : 9

D7 = 1 : 10 Millionen!

Wie unglaublich muß es für einen Allopathen klingen, wenn ein Homöopath oder dessen Patient behauptet, mit einer D-200-Verdünnung einen eindeutigen Heilerfolg bewirkt zu haben. D200 ist, unterm Mikroskop betrachtet, ein vielfaches Nichts. Aber dieses Nichts wirkt! Und darauf kommt es schließlich an. Vor einiger Zeit wurde in einer deutschen Fernsehsendung gegen die Homöopathie ein Reporter ins Bild gesetzt, der von einem Boot in der Nordsee ein paar Tropfen eines Medikamentes ins Meer schüttete, mit dem Ruder symbolisch umrührte und behauptete, die Nordsee entspräche nun einer hohen homöopathischen Potenz.

Dieser Berichterstatter ist, wie alle Gegner der Homöopathie, von einer rein mechanistisch-kausalen Denkweise ausgegangen. Im Bereich des Organischen jedoch gelten andere Gesetzmäßigkeiten, die bis ins Feinstoffliche reichen.

Wir müssen dabei zwei Begriffe auseinanderhalten, nämlich Information und Informationsträger. Die Information ist etwas

Ein
besonderes
Merkmal für
die
Homöopathie
sind die hohen
Verdünnungen
ihrer
Medikamente.



Geistiges, während der Informationsträger aus Materie besteht. Der Homöopath Dr. Artur Braun brachte in meinem Fernsehfilm «...was man heilen nennt» dafür ein gutes Beispiel. Er legte eine unbespielte Kassette auf die Briefwaage. Ihr Gewicht betrug genau fünfundvierzig Gramm.

Die gleiche Kassette, diesmal aber mit Beethovens 9. Symphonie bespielt, wog kein Milligramm mehr. Aber ihre Wirkung ist unbestreitbar: sie ist imstande, einen ganzen Saal voller Menschen zu bewegen, zu erschüttern!

In der Potenzierung der homöopathischen Arzneimittel wird das Wesentliche einer Heilpflanze – nämlich die Information – von ihrem körperlichen Organismus gelöst und an einen «Informationsträger», zum Beispiel Alkohol, gebunden. In seinem vor kurzem mit dem Forschungspreis für Homöopathie ausgezeichneten Buch «Methodik der Homöopathie» schreibt Dr. Artur Braun dazu:

«Die Therapie mit höheren Potenzen läßt die gewohnte streng quantitative Dosis-Effekt-Abhängigkeit der Pharmakotherapie vermissen. Damit ist sie in den Bereich der Signal-Steuerungen bzw. der informationellen Kommunikation einzuordnen. Im

Gegensatz zur ebenfalls informationellen Psychotherapie wirkt sie jedoch auch auf Säuglinge und Bewußtlose, ja sogar auf Tiere und Pflanzen.»

Ich will versuchen, die Wirkung einer homöopathischen Hochpotenz einmal durch ein ganz simples Beispiel zu erklären: Stellen Sie sich vor, Sie stehen mit dem Auto an einer Verkehrsampel und warten auf das grüne Licht. Schließlich leuchtet es auf, und Sie fahren los. Fürs erste muß Ihnen dieser Vorgang so alltäglich vorkommen, daß es sich überhaupt nicht lohnt, darüber nachzudenken. Trotzdem müssen ein paar Voraussetzungen erfüllt sein, andernfalls würde Ihr Wagen bei Grünlicht nicht vom Fleck kommen: Das erste ist Ihre Aufmerksamkeit. Sie müssen in Bereitschaft sein, dieses Signal zu empfangen. Wenn Sie zum Beispiel im Stadtplan lesen, wird das Signal nicht bei Ihnen ankommen.

Eine weitere Voraussetzung ist, daß Sie noch Benzin in Ihrem Tank haben, sonst könnten Sie Ihr Fahrzeug nicht in Bewegung setzen.

– Und damit sind wir bereits mitten in der Homöopathie. In einer Arzneitherapie, die ebenfalls Signale setzt, um damit die Selbstheilung des Patienten in Gang zu bringen. Auch hier muß der Angesprochene bereit sein, das Signal zu empfangen. Und er muß über genügend Energie verfügen – wie das Auto über Treibstoff, um auf das Signal reagieren zu können.

Die Homöopathie wird auch als eine Reiztherapie bezeichnet. Es handelt sich aber dabei um allerfeinste Reize, die sich der herkömmlichen Meßbarkeit entziehen. Reize, die nicht allein das Körperliche aktivieren sollen, sondern hauptsächlich das Feinstoffliche, den Ätherleib; das, was der Philippinenheiler Dan Acierto als «den Plan» oder «das Modell unseres Körpers» bezeichnet hat.

Das Auffinden des richtigen homöopathischen Medikaments ist sehr schwer und erfordert eine ungeheure Erfahrung. Denn nicht immer ist das, was beim Patienten zutage tritt, die eigentliche Ursache seines Leidens. Nehmen wir zum Beispiel ein Ekzem. Das kann die Folge eines Leberleidens sein, es kann auch seelische Gründe haben, es kann aber auch eine Infektion sein – oder die Reaktion auf einseitige Ernährung.

Der ernsthafte Homöopath muß umsichtig und behutsam vorgehen, wenn er sich an die Ursache eines Leidens herantastet.

Dr. Braun zum Beispiel benötigt dazu oft mehrere Tage und gibt seinen Patienten Fragebögen mit, auf denen über dreihundert Fragen zu beantworten sind.

Es liegt auf der Hand, daß ein wacher sensibler Mensch erheblich leichter und schneller auf homöopathische Impulse reagieren kann als einer, der seine Sinne zum Beispiel durch übermäßigen Alkohol- und Zigarettenkonsum abgestumpft hat.

Zu einer ähnlichen Entsensibilisierung kann es aber auch dann kommen, wenn über Jahre hinweg alle harmlosen Erkrankungen mit schweren chemotherapeutischen Geschützen behandelt werden.

Beides sind Fälle, für die eine zwei- bis dreiwöchige Fastenkur sehr sinnvoll wäre, das heißt einen ersten Schritt bedeuten könnte zur Rückkehr in ein sensibleres Dasein.

Die Homöopathie erhebt keinen Anspruch darauf, daß sie grundsätzlich bei allen Krankheiten und ganz besonders bei akuten Fällen angezeigt ist. Sie hat sich aber bei sehr vielen, auch und gerade bei chronischen Leiden, immer wieder hervorragend bewährt.

Die Pflanzenheilkunde ist die älteste Heilmethode der Welt.

Sie behandelt ausschließlich mit Pflanzen.

«Wenn wir von Pflanzenheilkunde sprechen, sind wir uns meist nicht bewußt, daß die Pflanzen das Leben des Menschen auf dieser Erde überhaupt erst ermöglicht haben und ununterbrochen, bei Tag und bei Nacht, aufs neue ermöglichen.», schreibt Dr. med. Martin Furlenmeier in seinem großartigen Werk «Mysterien der Heilkunde».

Er fährt fort:

«Am Anfang allen Lebens steht die Pflanze, weil nur ihr die einzigartige Fähigkeit innewohnt, die kosmischen Kräfte aufzunehmen, in 'chemische Energie' umzuwandeln und zu speichern. Die Pflanzen leben aufgrund des gleichen kontinuierlichen arhythmischen Stoffwechsels wie das Tier und der Mensch. Sie 'atmen' ununterbrochen Sauerstoff ein, bauen energiereiche Speicherstoffe ab und 'atmen' Kohlensäure aus. Sobald aber die ersten Sonnenstrahlen auf die Pflanze treffen, setzt ein zweiter, rhythmischer Lebensvorgang ein, der den ersten, kontinuierlichen, bei weitem übertrifft: Die kosmische Sonnenenergie wird aufgenommen und in 'chemische' Energie umgewandelt, mittels Kohlensäure und Wasser werden Vorratsstoffe aufgebaut und

der dabei in großer Menge freiwerdende Sauerstoff abgegeben. Dieser rhythmische Assimilationsprozeß steigt und fällt mit dem Sonnenstand und erlischt schließlich nach Sonnenuntergang, um am nächsten Tag wieder von neuem zu beginnen.»

Auch die Chemotherapie hat ihre Impulse vorwiegend aus der Natur bezogen. Sie isoliert pflanzliche Wirkstoffe, verfeinert sie in der Retorte oder baut sie chemisch nach. Über diese chemischen Synthesen kommt man schrittweise zu neuen Verbindungen. Das Modell jedoch ist – bzw. war – die Natur!

Es ist völlig abwegig, wenn man die Pflanzenheilkunde, wie dies bis vor kurzem noch geschehen ist, in den Korb von Kräuterweiblein herunterspielt. Schließlich stammen ja mehr als die Hälfte unserer Arzneimittel aus Heilpflanzen.

Denken wir nur an Schlafmohn, aus dem Opium mit mehr als vierzig starkwirkenden Alkaloiden gewonnen wird: zum Beispiel das Codein, das Husten und Schmerzen lähmt. Papaverin, das in Medikamenten gegen Magen- oder Darmkrämpfe enthalten ist, und Morphin, das noch immer ein unersetzliches Betäubungsmittel ist.

Atropin, das stark wirkende Krampfmittel, wird aus der Tollkirsche gewonnen. Und der rote Fingerhut, Digitalis, liefert das wirksamste Medikament gegen Herzschwäche. Die pharmazeutische Industrie verarbeitet jährlich tausend Tonnen Digitalisblätter!

Sowohl die Pflanzenheilkunde als auch die Homöopathie sind auf Erfahrungen angewiesen. Der Schwerpunkt liegt im individuellen Bereich, der nicht reproduzierbar ist. Weshalb aber sollten exakt beschriebene Krankheitsfälle und ihre Behandlungsarten weniger überzeugend sein als alle im Labor oder im Experiment durch naturwissenschaftliche Methoden – also rein rational – belegten Fälle? Wie aktuell diese Frage ist, kann gar nicht oft genug betont werden.

In ihrer bedenkenlosen Selbstherrlichkeit, die sich auf die Wunder technischen Fortschritts beruft, hat sich die Naturwissenschaft auf den Thron einer Richterinstanz geschwungen, die daran glaubt, daß ihr die alleinige Entscheidung darüber zukommt, was sein darf, was anerkannt werden darf – und was nicht. In einem Rausch des Machens und Vermessens wird dabei völlig außer acht gelassen, daß die Exaktnaturwissenschaften immer nur Teile unseres Lebens erfassen bzw. erforschen können.

Heilpflanzenforscher und Heiler zweier Welten

Der weltbekannte Heilpflanzenforscher Dr. Willmar Schwabe sen. war über diese Einstellung zutiefst deprimiert und lehnte sich in seiner Weise dagegen auf - sein ganzes Leben lang. Dr. Schwabe hat eine Fülle neuer Heilpflanzen entdeckt und in unsere Heilkunde eingeführt. Als approbiertem Arzt und Apotheker waren ihm die naturwissenschaftlichen Denkweisen zwar geläufig, aber sie genügten ihm nicht. Deshalb hat er ganz bewußt auch andere Forschungsmöglichkeiten in seine Arbeit miteinbezogen. Die Erfolge seiner Arzneimittel bestätigten die Richtigkeit der ungewöhnlichen Wege, die er oft einschlug. Mein inzwischen leider verstorbener Freund Willmar, mit dem ich ein halbes Dutzend Filme über seine abenteuerlichen Expeditionsreisen gedreht habe, war im Grunde seines Wesens eine Abenteuer- und Ausbrechernatur. Als solcher hat es ihn immer gereizt, nach unbekanntem Heilpflanzen zu suchen oder nach Arten, die anderen als uninteressant und als einer Arzneiprüfung nicht würdig erschienen. Für ihn waren Heilpflanzen Schätze, die er mit Fingerspitzengefühl, Intuition und natürlich auch mit seiner überragenden Pflanzenkenntnis aufgespürt hat. Darin sah Willmar Schwabe seine Lebensaufgabe. Einmal auf der Fährte, war er nicht mehr zu bremsen: alles andere war für ihn von sekundärer Bedeutung, war unumgängliches Beiwerk.

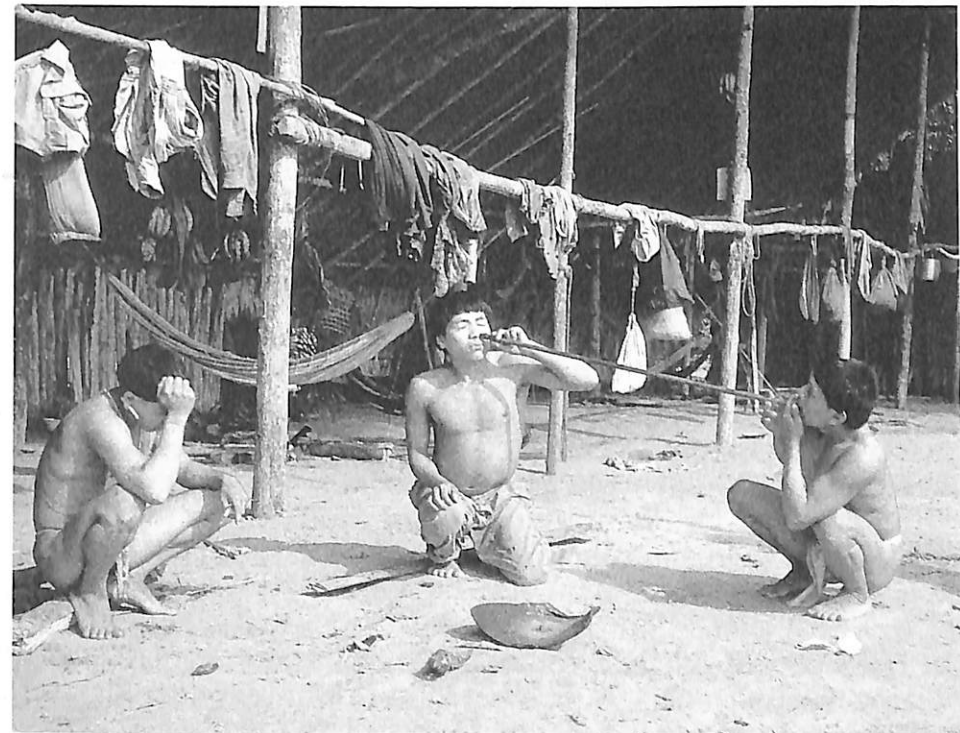
So hat es ihm überhaupt nichts ausgemacht, als er für den Film «Zu Waikas und Passifloren» wochenlang auf einem engen, morschen und mit allerlei Ungeziefer bevölkerten Einbaumboot hausen und die Nächte zusammengerollt wie ein Igel in einer tief durchhängenden Hängematte verbringen mußte. Wir waren gezwungen, auf dem Boot zu nächtigen, weil die Ufer des Oberen Orinoco zu gefährlich sind. Das hat aber den damals beinahe Siebzigjährigen nicht im geringsten gestört.

Wie groß dagegen war seine Aufregung, als er am Ufer drei kleine Waika-Mädchen entdeckte, die sich die Blüten von Passifloren hinter die Ohren gesteckt hatten:

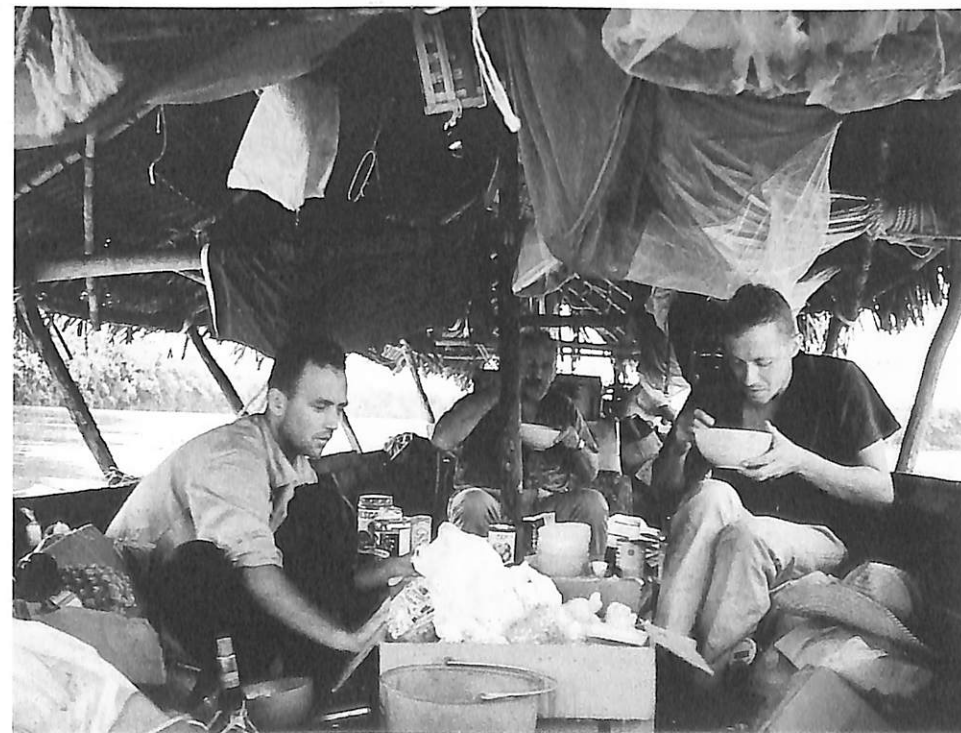
«Da! Schau sie dir an! Die haben mir doch die ganzen Passifloren weggerupft!!»

Passifloren sind Passionsblumen. Am Oberen Orinoco wachsen sie in unzähligen Varianten. Ihre mild-beruhigende arzneiliche Wirkung hat Dr. Willmar Schwabe entdeckt. Heute sind sie in vielen Medikamenten enthalten.

In Windeseile mußte unsere Piroge ans Ufer gerudert werden.



Waika Indianer am Oberen Orinoko blasen sich gegenseitig ihr Halluzinogen-Pulver, Yopo, in die Nase.



Alltag auf einer Piroge am Oberen Orinoko. Unter dem Schilfdach hängen die neuen Arzneipflanzen zum Trocknen.

Ein kühner Sprung – und schon war unser Forscher im dichten Dschungel verschwunden.

Daß wir uns in nächster Nähe eines Waikadorfes befanden – die spielenden Kinder waren ein deutlicher Hinweis –, daß Waikamänner, wenn sie sich bedroht fühlen, mit Curarepfeilen schießen, das wußte Willmar zwar, aber im Moment spielte das alles keine Rolle: jetzt dominierte das Pflanzen-Jagdfieber.

Drei volle Stunden mußten wir warten. Dann tauchte ein über und über mit Schlinggewächsen und Blattwerk behängter Waldschrat auf. In der linken Hand hielt er einen gewaltigen Busch von verschiedenen Passifloraen, unter dem Arm hatte er weitere Sträuße geklemmt, und an der rechten Hand zog er einen ängstlichen Waikamann hinter sich her, gefolgt von einer Schar Frauen und Kinder – die ganze Gesellschaft splinternackt.

Dröhnend rief Dr. Schwabe über den Fluß:

«Der hier scheint mir der Häuptling zu sein. Die sind meistens zugleich auch Medizinmänner! Ernesto soll ihn fragen! Auch, ob er etwas von Heilpflanzen versteht!»

Ernesto war Makiritare-Indianer. Man hatte ihn uns als Dolmetscher mitgegeben. Außerdem kannte er das Gebiet des Oberen Orinoco sehr gut.

Sein Palaver mit dem Waikamann dauerte lange. Das Resultat: Der Gefangene von unserem Willmar (wo und wie er ihn nur aufgegriffen hatte?) war tatsächlich Häuptling und Medizinmann in einer Person. Er wußte, wie man das Pfeilgift Curare kocht – es ist ein bedeutendes Tauschmittel der Waikas mit benachbarten Stämmen, welche diese Kunst nicht beherrschen – und behauptete, viele andere Heilpflanzen zu kennen. Auch Yopo: ein Pulver aus verschiedenen Pflanzen, das sich die Waikas bei ihren Festen mit langen Rohren gegenseitig in die Nasenblasen. Nach der allgemeinen Blaserei fallen die Indianer durch die berausende Wirkung des Pulvers in Trance, die ein bis zwei Stunden anhält.

«Hier machen wir Halt!» entschied unser Forscher.

Und während wir nach einer geeigneten Anlegestelle für das Boot suchten, war er schon wieder verschwunden. Zusammen mit Ernesto ließ er sich von dem Waika-Curandero zu den Pflanzen führen, welche die Eingeborenen bei Verletzungen oder Erkrankungen anwenden. Willmar war immer bestrebt, von dem uralten Erfahrungsgut zu lernen, das sich in fernen Ländern über viele Generationen hinweg erhalten hat.

Wie bei allen anderen Expeditionen mit Willmar Schwabe fiel

mir auf, mit welchem sicherem Instinkt er beim bloßen Anblick einer Pflanze bereits sagen konnte, ob sie in der Homöopathie, in der Phytotherapie oder in beiden Heilmethoden eingesetzt werden kann.

Drei Tage lang sind wir bei dem heiteren Urvölkchen am Orinoco geblieben. Langsam wich ihre Scheu einer großen Neugierde. Alles, was wir an Bord hatten, haben sie – wenn auch sehr vorsichtig – untersucht. Angefangen bei unseren Hemden bis hin zum Tonbandgerät, das sie besonders faszinierte.

Dr. Schwabe haben wir während dieser Tage nur dann gesehen, wenn er mit Blätterbündeln und Wurzeln aus dem Dschungel auftauchte und das Boot belud.

Die Indianer erkannten bald, wonach er suchte, und hilfsbereit, wie solche Naturmenschen sind, schleppten sie ebenfalls Berge von Grünzeug an.

Der dritte Tag in Mavaca, so heißt das Dorf, galt der großen Auslese, um deretwillen ich die ganze Geschichte erzähle:

Umringt von Indianern saß unser Forscher wie ein Richter vor dem Pflanzenberg, den ihm die Eingeborenen gebracht hatten. Seine eigenen Funde hatte er längst in Herbarien und kleinen mit Alkohol gefüllten Plastikflaschen aufgearbeitet.

«Das hier ist eine Eichhornia, auch als Wasserpest bekannt, weil sie ganze Flüsse unschiffbar macht. Ich habe sie bereits in meinem Gepäck, weil ich in ihr einen beruhigenden Stoff vermute. Ich kenne sie aus Amerika und aus Indien.»

Ernesto übersetzte.

Dr. Schwabe griff zur nächsten Pflanze mit kleinen braunen Fruchtbündeln direkt an den Ästen.

«Frutto de Burro: die Eselsfrucht», erklärte er, «in Mexiko wird sie als Heilpflanze gegen Durchblutungsstörungen verwendet. Die werde ich mitnehmen.»

Eine langstielige Pflanze identifizierte er als Cassia-Art. Die Blätter eines Morindastrauches ließ er sich mitgeben, weil er durch Ernesto erfuhr, daß die Indianer sie als Hausmittel verwenden, wie bei uns etwa der Melissegist.

– Und so ging das stundenlang weiter. Die Indianer konnten es nicht fassen, daß dieser Mann alle ihre oft geheimnisumwitterten Pflanzen mit Namen kannte. Und auch wir waren fasziniert von so viel Wissen, Kombinationsgabe und intuitiven Vermutungen. So hörte ich mit meinem kleinen Kamerateam einen unvergeßlichen Vortrag über uns unbekannte Heilpflanzen, inmitten wildwachsenden Grüns an den Ufern des Orinoco...

Ein paar Jahre später standen wir hoch oben auf der sagenumwobenen Ruine der Inkafestung Machu Picchu.

Ein kurzer Blick über das Areal hat Dr. Schwabe genügt, um eine verwahrloste Erdgrube, in der ausnahmslos Arzneipflanzen wuchsen, zu entdecken. Er vermutete, daß hier in alten Zeiten eine Art Kräutergarten angelegt war.

Wolfgang Schmitz-Petri, der bereits erwähnte Heilpraktiker und Rutengänger aus München, stand kurz darauf mit seiner Wünschelrute vor einer der Pflanzen, und der Homöopath Dr. Artur Braun – der Dritte im Bund – nahm die Ergebnisse zu Protokoll: Bei der Pflanze handelte es sich um ein Nachtschattengewächs, zu denen auch unsere Belladonna mit ihren giftigen Tollkirschen gehört.

«Toxizität plus fünf», stellte Schmitz-Petri fest. «Kann homöopathisch, aber auch in der Allopathie eingesetzt werden.»

Und nach einer längeren Pause:

«Wirkt auf den Magen, den Darm und den Kreislauf. Muß aber behutsam dosiert werden.»

Ein zufälliger Zuschauer mußte uns für einen Verein von Verrückten halten. Sechs Leute standen um einen Mann, der eine Wünschelrute vor seinem Bauch hielt und therapeutische Daten von sich gab. Vor ihm war eine Fernsehkamera aufgebaut, und hinter Gebüsch versteckt lag ein Tonmann mit seinem langen Richt-Mikrofon. Das Ganze vor einer unscheinbaren, mit Unkraut überwucherten Grube und in deutscher Sprache...

Glücklicherweise befindet sich der Kräutergarten von Machu Picchu etwas abseits der Touristenpfade.

Und was ging in Wirklichkeit vor?

Es handelte sich um einen Versuch, bei dem wir von folgender Überlegung ausgingen: Wenn heute viele Heilpraktiker – aber auch immer mehr Ärzte – bei der Suche nach einem für den jeweiligen Patienten geeigneten Medikament zum Pendel oder zur Wünschelrute greifen, dann müßte es doch ebensogut möglich sein, Pflanzen mit arzneilichen Wirkstoffen gleich am Fundort mit radiästhetischen Methoden von anderen «gewöhnlichen» Pflanzen zu unterscheiden. Ein im Heilberuf erfahrener Pendler oder Rutengänger müßte sogar in der Lage sein, organbezogene Einsatzmöglichkeiten der Pflanze an Ort und Stelle zu ermitteln. Damit könnte, zumindest im Vorfeld der Arzneimitteluntersuchung, auf viele Tierversuche verzichtet werden. Wo-

bei es uns vor allem um die Tiere und weniger um finanzielle Einsparungsmöglichkeiten ging.

Im Beisein des bekannten Physikers Prof. Dr. Herbert L. König haben wir in München, vor unserer Expedition, die ersten Versuche mit Wolfgang Schmitz-Petri unternommen. Dazu wurden ihm dreißig unbeschriftete und undurchsichtige Papiertütchen vorgelegt. Sie waren mit zerkleinerten Arzneipflanzen gefüllt, manche auch nur mit Watte, Holzwolle oder ähnlichem.

In wenigen Stunden hatte Schmitz-Petri sie nicht nur auf echt oder falsch, sondern auch auf ihre Organwirksamkeit hin aussortiert. Auch die Trennung nach den optimalen Einsatzmöglichkeiten in der Allopathie oder der Homöopathie war einwandfrei ausgefallen. Erst nach diesem überzeugenden Versuch beschlossen wir die gemeinsame Forschungsreise in die Anden.

Am Fundort ging Schmitz-Petri immer nach dem gleichen «Abfrageschema» vor:

«Ist diese Pflanze toxisch?»

«Wie toxisch?» (Dafür gab es fünf verschiedene Stärkegrade, wobei die 5 «sehr toxisch» bedeutete.)

«Wirksam in der Allopathie?»

«In der Homöopathie?»

Anschließend hat er noch alle Organbereiche abgefragt, bei denen die Pflanze besonders wirksam werden könnte.

Will man nach neuen Arzneipflanzen suchen, dann sind Kontakte zu einheimischen Heilern unerläßlich. Einer von ihnen lebte in einem kleinen Dorf, etwa zwanzig Kilometer von Cuzco (Peru) entfernt. Hauptberuflich war er Bauer, aber wenn er zu einem Kranken gerufen wurde, dann als der Curandero, der niemanden im Stich ließ, der ihn brauchte.

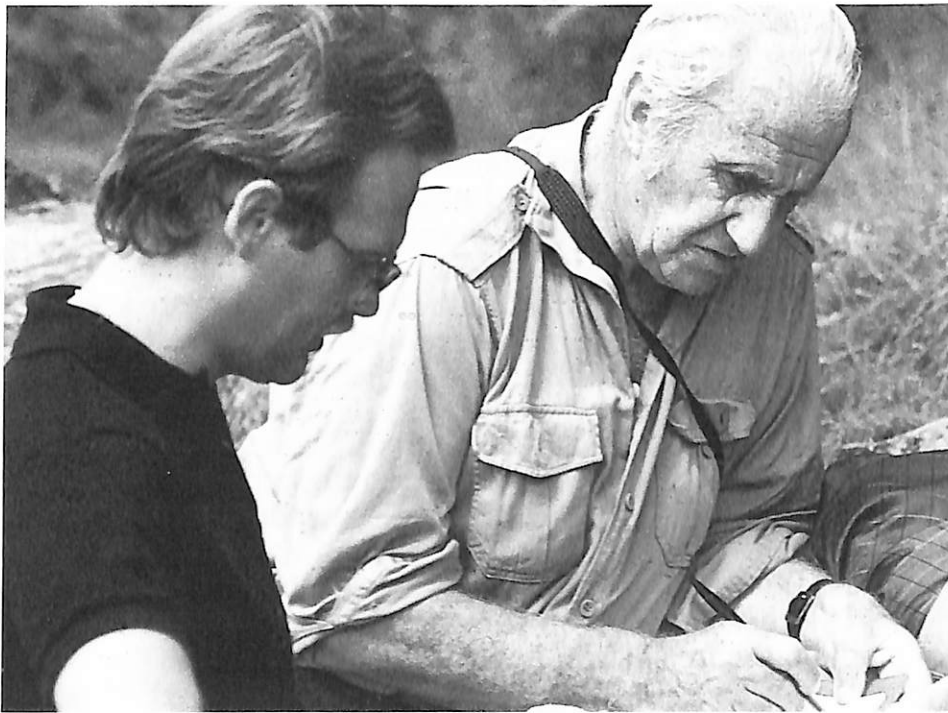
Wir hatten seine Adresse über einen Hotelboy erfahren, der aus dem gleichen Dorf stammte.

Das letzte Stück des Weges mußten wir zu Fuß über felsiges Gelände steigen und durch schlammiges Suhl Gelände zweier Schweine waten, die sich quietschend an uns vorbeidrängten.

Dann standen wir vor einem niedrigen kleinen Haus, das von den ersten Sonnenstrahlen beleuchtet wurde. In den Hochanden dauert es lange, bis die Sonne in die Täler kommt, weil sie erst über die hohen Berge klettern muß.

Unbeholfen und scheu kam der Heiler auf uns zu. Er trug eine abgeschabte Lederhose, die über seine Knie reichte und eine

Arzneipflanzen werden mit der Wünschelrute ausgetestet: Im Bild Dr. Willmar Schwabe sen. und der Rutengänger Wolfgang Schmitz-Petri beim notieren der Heilpflanzenwerte in den Hochanden.



mehrfach ausgebeßerte Strickweste. Auf dem Kopf eine handgestrickte Andenmütze mit wärmenden Ohrklappen. Ich fragte ihn, ob er uns zeigen könne, wie er seine Patienten behandelt und ob wir das auch filmen dürften? Er hatte nichts dagegen. Während die Kameraleute zum Auto hinunterstiegen, um die Geräte zu holen, rief er seinen Sohn, der ein geistig behindertes Kind herbeiholen sollte.

Der Curandero erzählte uns, daß er hauptsächlich mit Frischpflanzen arbeite; er zeige uns später gerne, wo sie wachsen. In einzelnen Fällen, bei denen er böse Geister als Krankheitsursache vermute, arbeite er mit der sogenannten CUY- = Tier-Methode. Wie das vor sich gehe, wolle er uns gleich zeigen. Inzwischen war der Junge mit einem etwa sechsjährigen Mädchen zurückgekommen. Die Kleine schlug um sich und schrie fürchterlich. Es gelang dem Curandero und seinem Sohn kaum, das Kind zu bändigen. Als es sich einigermaßen beruhigt hatte, griff der Heiler nach einem Büschel aus grünen Blättern und strich damit das kleine Mädchen ringsherum immer wieder ab. – Das machen alle Curanderos, ehe sie jemanden behandeln.

Das Grünzeug soll alle «schlechten Strahlungen» von dem Kranken wegnehmen. Es hat also eine reinigende Wirkung und soll den Patienten «frei machen» für die Behandlung.

Danach verschwand der Heiler kurz in seinem Haus und kam mit einem großen Frosch in der Hand wieder zurück. Auf dieses Tier – manche Heiler nehmen auch Meerschweinchen, Mäuse oder Ratten dazu – sollte nun die Krankheit übertragen werden. Etwa eine Handbreit vom Körper des Mädchens entfernt strich der Heiler mit dem Frosch etwa zehn Minuten lang den ganzen Leib der Kleinen ab. Das Kind schrie dabei ununterbrochen. Dann warf der Curandero den Frosch in eine Tüte, und der Junge rannte damit davon. Er mußte das Tier sofort in fließendes Wasser werfen, um «den bösen Geist» so schnell wie möglich wegzuschwemmen.

Bei diesem Ritual müssen immer bestimmte Regeln eingehalten werden: so durfte sich der Junge zum Beispiel auf dem Weg zum Bach niemals umdrehen.

Wir sahen die einfachste Form der CUY-Methode. Es gibt auch Heiler, die das Tier nach der Behandlung töten und aus seinen Eingeweiden die Krankheit und ihre Behandlungsmöglichkeiten lesen können. Zeremonien dieser Art finden nachts statt und dauern viele Stunden. Die Heiler kauen dabei meistens Kokablätter oder trinken Halluzinogen-Getränke, die berauschen und helllichtig machen. Versuche mit dem Absud von Ayahuasca, der «Pflanze der Träume», haben ergeben, daß Heiler in Trance dieser Droge Situationen beschreiben können, die sich zur gleichen Zeit an Orten abspielen, die viele hundert, ja tausend Kilometer entfernt liegen.

Das wichtigste bei diesen sogenannten Mesas ist, daß der Mediziner die Kontrolle über sich behält. Er darf also nur so viel von seinen Halluzinogen-Getränken trinken, daß er einerseits den Weg zur Hellsicht, zu seinen Geistern, gehen kann – daß ihm aber andererseits ein Rest Nüchternheit, eine gewisse Diesseitigkeit verbleibt, um das Geschehen mit seinen Kranken im Griff zu behalten.

– Bei unserem Curandero mit dem kranken Mädchen war Wolfgang Schmitz-Petri aufgefallen, daß der Heiler sein Schienbein mit einem Lappen umwickelt hatte und beim Gehen hinkte. Danach befragt, erklärte er, daß er sich bei der Feldarbeit verletzt habe.

Ob wir die Wunde sehen dürften?

Er zögerte zuerst. Als wir ihm jedoch erklärten, daß zwei Doctores und ein Curandero aus Deutschland sein Bein ansehen wollten, setzte er sich auf den Boden und enthüllte eine häßliche, stark vereiterte Wunde, in die Watte eingewachsen war. Schmitz-Petri testete das Bein mit seiner Wünschelrute:

«Eine starke Phlegmone, aus der leicht eine Ostitis werden könnte.»

Artur Braun schlug erst einmal eine saubere Wundbehandlung vor, dann einen Antibiotika-Stoß gegen die Infektion und als weitere Behandlung Arnika in Hochpotenz.

Mit großer Behutsamkeit machte sich Schmitz-Petri an die Wunde, reinigte sie und legte einen sauberen Verband an. Die Medikamente, so versprochen wir dem Heiler, würden wir abends mit dem Hotelboy zu ihm schicken. Und das haben wir auch getan.

– Ob er sie wohl genommen hat?

Im Anschluß an die Wundbehandlung führte uns der Heiler zu seinen Kräutern, wobei er kaum mehr hinkte. Wieder ein Beispiel dafür, wieviel heilende und aufbauende Kraft in der Fürsorge und Zuwendung zum anderen liegt.

Wir waren lange mit dem Curandero unterwegs; eine interessante Gratwanderung in den Anden, bei der auch Dr. Schwabe viele neue Anregungen erhielt.

Die Heiler zweier Welten, voller Achtung und Respekt füreinander – für uns alle war das ein besonders schönes Erlebnis.

Mißbrauchte Fühligkeit und Massenmensch

Bei allen Beispielen, Erlebnissen und Erfahrungen sind wir bisher davon ausgegangen, daß eine Wiederbelebung der Fühligkeit für den heutigen Menschen eine Bereicherung darstellen muß, die unter anderem dazu beitragen kann, zwischenmenschliche Beziehungen zu vertiefen oder den verlorengegangenen Kontakt zur Natur wiederherzustellen. Kreative Wahrnehmungs- bzw. Bewußtseinserweiterungen, die durch Dauerreize wie Fernsehen, Radio und Schlagzeilen praktisch flachgewalzt werden.

Es besteht aber auch bei der Fühligkeit die nicht zu unterschätzende Gefahr eines Mißbrauchs; «Schwarze Fühligkeit» könnte man sagen, und es wäre eine Unterlassungssünde, wenn hier nicht in wenigstens ein paar Zeilen darauf hingewiesen würde. Der Begriff «seelische Grausamkeit» zum Beispiel dürfte seinen

Ursprung im böartigen Mißbrauch von Fühligkeit haben. Wer die Gabe, sich in andere zu versetzen, erst einmal beherrscht, dem fällt es verhältnismäßig leicht, auch deren Schwachpunkte herauszufühlen. Durch ständige Reizung dieser Schwachstellen ist es durchaus möglich, einen Menschen im wahrsten Sinn des Wortes fertigmachen. In meinem Buch «Der magische Pfeil» habe ich einige Beispiele von Schwarzer Magie in Südamerika beschrieben, die bis zum Tod der ahnungslosen Opfer führen kann.

In gemäßigerer Form stehen aber auch wir unter dem Einfluß psychologisch perfid ausgeheckter schwarzer Fühligkeit, der Werbung nämlich. Von allen Seiten kreist sie uns ein, die große Verführerin unserer Zeit. Mit gezielt eingesetzter Suggestion durch Bild, Musik und Worte wird uns weisgemacht, daß wir nur dann männlich, hart und unwiderstehlich sind, wenn wir die Zigarette X rauchen, den Whiskey Y trinken oder das neueste Automodell fahren. Und nur diejenigen Mädchen sind schön und begehrenswert, die das Deodorant A benutzen, und nur dann sind sie wirklich sauber, wenn sie mit dem Waschpulver B waschen...

Auf wieviel könnten wir doch verzichten, was uns durch Zeitung, Radio und Fernsehen terroristisch eingehämmert wird, solange, bis wir ohne diese künstlichen Bedürfnisse nicht mehr auszukommen glauben.

Es wird uns nicht genügend bewußt, daß die große Gefahr für jeden von uns besteht, ein «Massenmensch» zu werden, unsere eigentliche Menschlichkeit zu verfehlen, unsere Individualität zu verlieren. Dabei hat der Unterschied zwischen Massenmensch und Einzelnem gar nichts zu tun mit Bildung oder Unbildung, mit Geistestätigkeit oder Handwerk.

«Der Massenmensch kennt keinen Zweifel an sich selbst», schreibt Dr. Joachim Bodamer, Psychotherapeut und Philosoph, in seinem Buch «Der Weg zur Askese».

«... daher sein Selbstvertrauen. Sein Streben geht auf Macht, Genuß und Sicherung seines Daseins, die er am liebsten einer für ihn planenden Organisation überläßt. Nach Genuß strebt er in der modernen Form im stetigen Wechsel der Reiz- und Erlebnismöglichkeiten, die weitertreiben, weil sie stets an der Oberfläche bleiben, nach Macht, in seinem jeweiligen Rahmen natürlich, daher der hektische Eifer, im Leben vorwärtszukommen, im

Wettrennen um den höheren Lebensstandard auf einem guten Platz zu liegen.

Der Massenmensch verachtet jede echte geistige Tätigkeit, weil diese nutzlos ist, keinen Vorteil bringt.

... Er ist prinzipiell unbelehrbar, achtet keine Gegenstände in der Diskussion, denn in Wahrheit sind seine Gedanken nur 'Triebe in logischer Verkleidung'. Er ist von sich selbst, seiner Bedeutung und Wichtigkeit in einem Maße erfüllt, das offen verrät, wie fern er jeder möglichen Verzweiflung über sich selbst ist, dem eigentlichen Adel des Menschen.

... Für den Massenmenschen liegen die Probleme immer im Äußeren, nie in seinem Inneren, nie in seiner moralischen Defektuosität und menschlichen Unvollkommenheit. Durch äußere Planung und Verbesserung, durch die zunehmende Reibungslosigkeit des Daseins wird nach seiner Meinung auch der Mensch gleichsam reibungslos, glücklich und zufrieden, wie er sich überhaupt unter ungehemmten Lebensgenuss, Abwesenheit von Not, risikolosem Dasein, das Glück des Menschen vorstellt.»

Wir sind also dabei, unser Ich, unsere Identität zu verlieren. Das zeigt sich auch erschreckend in der Kunst unseres Jahrhunderts. Nehmen wir die Musik als Beispiel, so haben wir virtuose, technisch brillante Interpreten – aber wo sind die großen Komponisten? Zur sichtbaren Kultur einer Epoche trägt die ganze Menschheit – der Zeitgeist – mit bei.

Wir sind von der Technik unseres Jahrhunderts dazu gebracht worden, Zivilisation mit Kultur zu verwechseln. Insofern ist die Rebellion der heutigen Jugend nicht unbegründet. Es fehlt unserer Zeit das menschliche Konzept, es fehlt die Idee – und damit auch der ideelle Wert des Lebens. Die Jugend hat keine Ideale mehr. Materielle Güter sind dafür kein Ersatz und geben keinen inneren Halt.

Auch wenn uns diese allgemeine innere Haltlosigkeit nicht bewußt ist, so macht sie doch sehr vielen Menschen Angst, die sich wiederum in psychisch bedingten Krankheiten äußert. Es ist paradox, wenn der sogenannte Fortschritt uns Sicherheit für alle verspricht – und die Unsicherheit immer größer wird.

Es bleibt uns nichts anderes übrig: wir müssen uns selbst eine Ordnung wiedergeben. So schwer es ist, dem zu widerstehen, was alle anderen tun.

Erinnern Sie sich alle der guten Vorsätze, die Sie an Silvester (oder im letzten Urlaub, oder nach schwerer Krankheit) gefaßt

haben? Wie ernst es Ihnen damit war, daß Sie sich nie mehr zum Sklaven der gesellschaftlichen Verpflichtungen degradieren lassen? Diesmal wollten Sie sich Ihre Souveränität erhalten und sie mit allen Mitteln verteidigen. Die Ansätze sind gut gewesen, und es hat auch einige Zeit funktioniert. Danach sind Sie schrittweise wieder in das Netz geraten, dem man so schwer widerstehen kann; jenes Gewebe aus «Du mußt», «es läßt sich nicht umgehen», oder «wenn Du es ablehnst, dann gefährdest Du Deine Stellung oder Deinen Aufstieg»... und all den Ängsten, die damit verbunden sind. Angst aber verengt und ist einer der größten Gegner der Fühligkeit. Wenn dann noch irgendeine Belastung innerhalb der Familie hinzukommt, dann sind wir sehr schnell wieder an dem Punkt angelangt, dem wir mit so vielen Überlegungen, Vorsätzen und Anstrengungen entronnen wollten: dem Teufelskreis des überforderten Alltags, in dem innere Ruhe, Zuwendung zum Nächsten, Heiterkeit und Gelassenheit keinen Platz haben.

Mag sein, daß ich vielen Lesern mit dieser Situationsschilderung nicht gerecht werden konnte, es geht aber gar nicht so sehr ums Detail, sondern um die Frage nach einem Ausweg: wie kann man wieder auf Deck kommen und das Steuer seines Lebensschiffs selbst in die Hand nehmen?

Indem wir lernen, «Nein» sagen zu können, manchmal gegen den Strom zu schwimmen und nicht immer das zu tun, was «man» tut. Der Beginn ist wahrscheinlich schwer, «man» wird sich vielleicht über Sie lustig machen, wenn Sie plötzlich anfangen, nicht jeden angebotenen Schnaps zu trinken, den Fernseher zugunsten eines Gesprächs oder die Radiosendung zugunsten der Stille abzuschalten, den Mut zu haben, eine Cocktailparty abzusagen und die Trägheit zu überwinden, um zum Beispiel einen Waldspaziergang zu machen.

Sie werden durch die Absage an die zivilisatorischen Zwänge eine Bereicherung Ihres Innenlebens erfahren, allmählich Sicherheit gewinnen – und wahrscheinlich auch gesünder werden.



*Vergebens sucht der irrende Verstand,
des Daseins Rätsel zu ergründen.
Das Dasein wird nur durch das Sein erkannt;
Wer's kennen will, der muß sich selber finden.*
Friedrich Rückert

Yoga zum Beispiel?

Der Auftrag, einen Dokumentarfilm über Wesen und Unwesen des Yoga zu produzieren, verhalf mir dazu, mich über viele Monate und Vorbehalte hinweg mit der Philosophie, dem eigentlichen Anliegen, das hinter den Yogaübungen steht, zu beschäftigen. Heute kann ich jedem, der sich nach Distanz bzw. Souveränität zur Meisterung des Alltags sehnt, den Yoga uneingeschränkt empfehlen.

Ein bis zwei Gruppenabende in der Woche, dazu täglich mindestens zehn Minuten Übungen zu Hause, können, wenn eine disziplinierte Regelmäßigkeit eingehalten wird, schon innerhalb weniger Monate zu einer beachtlichen Veränderung unserer Einstellung (Ein-stellung!) führen.

Das scheint sich auch herumgesprochen zu haben: Allein in der Bundesrepublik haben sich rund eine Million Bürger dem Yoga zugewandt, der ihnen über die Volkshochschulen, die Bildungswerke beider christlichen Konfessionen oder durch private Yogainstitute angeboten wird.

In München gibt es seit vielen Jahren eine Forschungsstelle für Yoga und Ayurveda. Ihr Leiter, der Inder Dr. Rocque Lobo, lebt seit zwanzig Jahren in Deutschland und bemüht sich – im Kreis von so hervorragenden Beratern wie Prof. Carl Friedrich von Weizsäcker, Prof. Dr. Dr. Paul Matussek und Prof. Dr. Johann Kugler – sein altindisches Wissen so umzusetzen, daß es auch für uns Europäer verständlich ist und wohltuend wirken kann.

Yoga ist aus dem Ayurveda entstanden und geht davon aus, daß der Mensch eine Einheit aus Körper, Seele und Geist ist. Über den Körper versucht Yoga ins Seelisch-Geistige vorzudringen,

um dort vorhandene Blockaden schrittweise aufzulösen. Das Ziel ist eine Bewußtseinsveränderung bzw. –erweiterung, die den Ausübenden «seiner Gottheit näherbringt». Womit letztendlich jene Fühligkeit und Transparenz gemeint ist, wie sie ja auch beim Heilfasten angestrebt wird. Die insgesamt vierundachtzig Yogaübungen haben sich dabei über drei Jahrtausende bewährt. Sie sind als wertvolles Erfahrungsgut die Basis aller Yogaschulen.

Es wäre aber sehr verkehrt, wenn der eifrige Yogaschüler glaubt, er könnte in ein oder zwei Jahren die Gelassenheit oder gar die Weisheit eines Guru erreichen. Bei dem Begriff Guru denke ich an die sehr zurückgezogen lebenden wahren Meister – und nicht an jene indischen Pseudo-Weisen, die durch die westliche Welt reisen und hier meistens einem ausgesprochen kritiklosen und ungemein ehrfürchtigen Publikum innerhalb von zwei Stunden all das erzählen, was wir unter dem Sammelbegriff «Kalendersprüche» verstehen. Man möchte es nicht für möglich halten, wieviel ein weißer Turban, ein langer Bart und gebrochenes Deutsch, kurz ein wenig indische Maskerade, Publikum anzulocken und zu verführen vermag. Derartige Großveranstaltungen kommen meistens nur dem Veranstalter und dem Wanderguru zugute. Es mag zwar tröstlich klingen, daß es hier auch Ausnahmen gibt, aber wer soll das – und woran – unterscheiden? Ganz allgemein gilt auch für den Yoga, daß er nicht erlesen oder erhört werden kann: man muß ihn selber erfahren. Und je mehr man einzusetzen bereit ist, umso größer wird der Gewinn sein, ein hoher Gewinn, nämlich Souveränität und Gelassenheit im Alltag. Mit ein paar Nebenbei-Yogastunden allerdings läßt sich das ganz gewiß nicht erreichen.

Vielleicht sollte ich in diesem Zusammenhang nochmals darauf hinweisen, daß wir auf dem Weg nach innen nichts geschenkt bekommen, im Gegenteil: die Verlockungen, uns von diesem Weg abzubringen, werden immer größer, je weiter wir uns von der abgestumpften breiten Masse entfernen. Es ist so viel einfacher, einen Außenseiter zum Spinner zu erklären, als selbst die mühsamen Stufen eines bewußt gelebten, individuellen Daseins zu erklimmen.

Und gerade der Yoga ist eine ausgesprochen persönliche Angelegenheit, weil bei der Suche nach dem eigenen Ich, beim nach-Innen-lauschen, beim Versuch, das Gleichgewicht im Innern und nach Aussen hin zu finden und zu erhalten, jeder Einzelne

von uns ganz andere Gegebenheiten antreffen muß, denen er nur mit seinen eigenen Möglichkeiten begegnen kann.

So darf es uns auch nicht verwundern, wenn die Deutungen des Yoga außerordentlich vielfältig sind. Dazu ein paar Beispiele: «Am Anfang ist die Unkenntnis über die Bedeutung des eigenen Daseins. Das Selbst ist in Nebel verhüllt und weit weg. Die Beseitigung dieser Unwissenheit heißt Yoga.» (Frei nach Shiva-Samita (1. Kap. Vers 59-69)

«Alles Leben ist Yoga», sagt der berühmte indische Philosoph Sri Aurobindo, «der Mensch lebt zumeist an der Oberfläche von Geist, Leben und Leib. Aber da ist ein inneres Wesen in ihm, mit größeren Möglichkeiten, zu denen er erwachen, erweckt werden muß.»

«Yoga ist ein Ordnungsprinzip, eine Ordnungstherapie. Was mit Yoga unter anderem erreicht werden kann, ist Ordnung. Wer schon in der Ordnung ist, der kann mit den Übungen in Ordnung bleiben. Wer aus ihr herausgefallen ist, der kann mit Yogaübungen zur Ordnung finden und gesunden.» (Dr. Gabriel Plattner, Schweizer Yoga-Experte)

«Yoga ist eine Wissenschaft für die Sensibilisierung des Menschen. Durch Anwendung der Yogamethoden lernt der Mensch, sich selbst zu beobachten und seine Empfindungen unmittelbar zu akzeptieren.» (Dr. Rocque Lobo, Forschungsstelle für Yoga und Ayurveda)

Woran mag es wohl liegen, daß gerade der Yoga in der westlichen Welt so großen Anklang findet? Und das, obwohl das christliche Abendland ja auch Wege der Selbstfindung kennt und anzubieten hat. Ich denke hier zum Beispiel an die Exerzitien des Ignatius von Loyola.

Yoga, wie schon gesagt, versucht über das Körperliche zum Seelisch-Geistigen vorzudringen. Besonders für den Anfänger ist das erheblich leichter als der geistig-geistliche Weg von Exerzitien. Dazu mag noch kommen, daß innerhalb der christlichen Mystik alles Körperliche stark vernachlässigt wurde. Woraus dann der nur mehr vom Verstand geleitete «verkopfte» Mensch entstehen mußte.

Hier wirken natürlich auch noch andere Dinge mit, wie der Sprung vom Bauernhof, auf dem die Arbeitszeiten noch von der Natur bestimmt wurden, in die Fabrik bzw. ins Büro, in denen Stechuhren und kühle Berechnung regieren. Dieser Sprung hat innerhalb der kurzen Zeit von zwei bis drei Generationen stattgefunden und bestimmt heute unser ganzes Leben. Das gilt nicht

allein für Fabrikarbeiter oder Büroangestellte: nahezu alle Berufstätigen, aber auch schon Schüler und Studenten, stehen unter dem Zwang, sich an dem Arbeitstakt der Geschäftswelt zu orientieren. Und weil sich das Leben damit heute ohne Rücksicht auf Witterung oder Jahreszeit abspult, sind wir gezwungen, es vom Verstand her im Griff zu behalten. Der Körper muß sich dem Terminplan unterwerfen und hat keinerlei Recht mehr auf den eigenen Rhythmus.

Auch aus dieser Sicht heraus kann Yoga zu einem unschätzbaren Ausgleich werden, zumal er in der Lage ist, ein gewaltiges Potential an unbewußten Kräften in uns zu aktivieren.

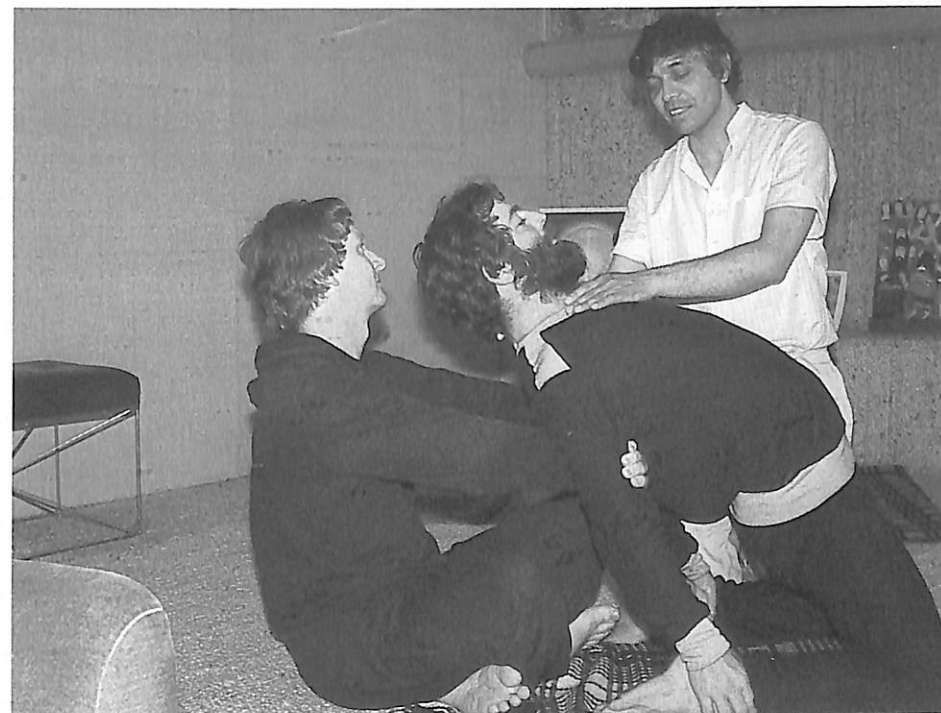
Durch Kopfstand wieder auf die Füße gestellt

Dafür möchte ich Ihnen ein paar Beispiele nennen von Menschen, die sich in einer gewissen Denkrichtung festgefahren hatten. Durch die sogenannten Partnerschaftsübungen, die Dr. Rocque Lobo in seiner Forschungsstelle für Yoga und Ayurveda für den westlichen Menschen entwickelt hat, ist es diesen Leuten wieder möglich geworden, sich von ihren einseitigen Fixierungen zu lösen und neue konstruktive Lebensimpulse zu erhalten.

«Yoga steht ein besonderer Platz in der Gesundheitsbildung zu», sagt Dr. Lobo. «Viele Menschen versagen im Leben und erkranken deshalb. Die Möglichkeiten, die sie sich vorgestellt hatten, um ihr Leben zu bewältigen, sind oft beschränkt oder eingeschränkt. Also muß ihre Phantasie angeregt werden, damit sie in der Lage sind, neue Lebensmöglichkeiten zu erwägen. Und weil vielen Menschen die Phantasie fehlt, haben wir versucht, durch die Erprobung von Methoden in der Erwachsenenbildung, ihre Phantasie anzuregen. Dabei hoffen wir, daß dies indirekt auch auf ihre Arbeitswelt eine Auswirkung haben wird.»

Da gibt es den leicht behinderten Frührentner Fritz L., der mit seinen knapp fünfzig Jahren pensioniert worden ist. Ein Mann, dessen Lebensinhalt seine Arbeit war, der sich vom einfachen Hilfsarbeiter bis zum Abteilungsleiter emporgearbeitet hatte. Das Wohlergehen seiner Firma war ihm zu einer Art Herzensangelegenheit geworden, die ihn auch abends und während seines Urlaubs beschäftigte.

Jetzt sieht er sich plötzlich zum alten Eisen geworfen, hat unendlich viel Zeit, mit der er absolut nichts anzufangen weiß. Seine



Durch Partnerübungen bemüht sich Dr. Rocque Lobo (rechts) um neue Lebens-Impulse und psychische Hilfe für die Teilnehmer.

verzweifelten Spaziergänge, bei denen er keine Bäume, keine Blumen sieht und keine Vogelstimmen hört, enden immer am Zaun seiner Firma. Für die ehemaligen Arbeitskollegen, die ihn täglich vor diesem Zaun stehen sehen, ist sein Anblick allmählich zu einem Albtraum geworden. Ihre gutgemeinten Ratschläge: «Fang ein neues Leben an, löse Dich von dem alten; Du bist dafür noch jung genug!» kreisen zwar ständig in seinem Kopf herum, aber Fritz L. findet weder den Absprung vom alten noch den Einstieg in ein neues Leben.

Seinem Arzt gelingt es schließlich, ihn zu einem Yoga-Kurs zu überreden. In einer Partnerschaftsgruppe schafft es Fritz L. allmählich, durch entsprechende Umkehrhaltungen aus seinem Teufelskreis auszubrechen.

Heute ist er ein begehrter freier Taxichauffeur mit vielen Stammkunden, die wissen, daß man sich auf Fritz verlassen kann.

Peter E. ist Anfang Dreißig. Ich lernte ihn in einem Großmarkt für Radios und Fernsehgeräte kennen. Inmitten eines Höllenlärms, in dem man sich nur schreiend verständigen konnte. Ich wollte mir ein Videogerät kaufen und dann so schnell wie möglich dem Radau entfliehen.

Völlig unberührt von dem irritierenden Geflimmer von etwa fünfzig TV-Geräten und dem Gebrüll, das aus ebensovielen Stereoanlagen kam, bediente mich Peter E. höflich und bewundernswert ruhig. Im Weggehen fragte ich ihn, wie er das Leben hier ertragen könne?

«Durch Yoga. Eine halbe Stunde jeden Tag.»

Daraufhin habe ich mir seine Adresse aufgeschrieben. Später, als mein Yogafilm realisiert werden sollte, habe ich Peter E. aufgesucht und seine Geschichte erfahren:

«Ich bin seit fünfzehn Jahren hier im Betrieb. Der Radau macht mir eigentlich nichts mehr aus, aber ohne meine Yogaübungen hätte ich wahrscheinlich, wie mancher hier, schon längst die Nerven verloren.

Ich war noch keine zwanzig Jahre alt, als ich mich gefragt habe: worin besteht eigentlich der Sinn meines Lebens? – Einmal sind wir auf einer Alm gewesen, und ich bin allein einen Berg hinaufgeklettert, denn dort oben in der Ruhe und Einsamkeit sieht man alles viel klarer. Dort ist mir dann auf einmal aufgegangen, daß, wenn man es nur von der richtigen Seite her betrachtet, das Leben wunderbar sein kann.

Durch Zufall kam ich kurz nach diesem Erlebnis zu einem Buch über Yoga, da stand viel von innerer Ordnung drin; das hat mich sehr beeindruckt. Ich habe dann einen Yogakurs besucht und all die Übungen gelernt. Mir wurde dadurch immer klarer, wieviel Nützliches man im Umgang mit Menschen tun kann. Heute ist es so, daß viele Leute, auch Kollegen, zu mir kommen, wenn sie ein Problem haben, und ich habe schon vielen helfen können.»

Neben seinen täglichen Übungen nimmt Peter E. einmal in der Woche an der Yoga-Partnergruppe teil, weil er weiß, daß seine innere Ruhe immer wieder neu erarbeitet werden muß.

«Die ständige Überreizung seiner Sinne am Arbeitsplatz», erklärte Dr. Lobo, «kann bei ihm eine Bereitwilligkeit für Leistungen auslösen, die den Körper irgendwann einmal überfordern. Dem entgegen wirkt die Ruhestellung der Rückenmuskulatur in einer Dehnhaltung.»

Bei Peter E. besteht die Gefahr einer körperlichen und geistigen Überaktivität.

Bei Gerd B., dem dritten Beispiel, ist das Gegenteil der Fall: er lebt in ständiger Resignation und ohne jede Lebensfreude. Bis vor wenigen Jahren ist er voller Selbstvertrauen gewesen, hat

während seines Studiums an der Kunstakademie seine Jugendliebe geheiratet und mit ihr eine sehr glückliche Ehe geführt. Solange die beiden in der Ausbildung waren, lief alles glänzend. Er wollte Kunstgrafiker werden, sie Auslandskorrespondentin. Dann konnte er keine Stelle finden, während sie «Karriere» machte.

Seine Tage kommen ihm jetzt endlos vor. Mit unwichtigen Tätigkeiten schlägt er die Zeit tot, grübelt, trinkt und weiß nicht mehr, warum er eigentlich aufstehen soll.

Seine junge erfolgreiche Frau hat ihr anfängliches Verständnis für ihn verloren und meidet die gemeinsame Wohnung.

Eine Zeitlang hat Gerd B. versucht zu malen, aber kein Mensch interessierte sich für seine Bilder. Den Kunstmaler Gerd B. wird es niemals geben. Das hat er auch längst eingesehen, aber er weiß nicht, wie es mit ihm weitergehen soll. Er hat den Anschluß an die Welt verloren.

Dazu Dr. Lobo, bei dem Gerd B. jetzt über Partnerübungen eine Befreiung aus seiner Isolierung sucht:

«Jeder Mensch hat bei seiner Geburt erfahren, wie er den Schutz des Mutterleibes verläßt, zum ersten Mal atmet und dadurch das Leben annimmt. – Wie oft würden wir gerne – unbewußt – in schwierigen Situationen nicht mehr leben müssen und in den Mutterleib zurückkehren. Aber welche Gefahren birgt diese Einstellung in sich! Erkrankungen der Lunge und des Magens sind von langer Hand vorbereitet.

Gerd B. braucht die Gruppe, die ihn – stellvertretend für die menschliche Gesellschaft – wieder aufnimmt. Und er braucht Übungen, bei denen er zum vollen Durchatmen gezwungen wird.»

Inzwischen ist Gerd B. Yogalehrer geworden und gibt anderen das weiter, was er selbst erfahren durfte.

Frau Hanna H. ist Mitte Sechzig und eine überaus aktive Person; amtlich, ehrenamtlich und privat. Sie leitet den Altenclub in ihrem Ort, bereitet gemeinsame Ausflüge für die hundertfünfzig Mitglieder vor, organisiert Feste und kümmert sich um die Kranken.

Nicht genug; Frau Hanna ist auch im Gemeinderat, im Kirchenrat und arbeitet in der Bücherei. Ständig hilfsbereit, immerfort im Einsatz, ist sie außerordentlich beliebt und bekannt.

Aber kaum einer von denen, die von ihr betreut werden, kennt sie wirklich und weiß von den Hintergründen ihrer Überaktivi-

tät. Ihr Sohn, der einzige, ein sehr begabter junger Konstrukteur, ist bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Mit diesem Schicksalsschlag ist seine Mutter bis heute noch nicht fertig geworden, betäubt sich ständig durch Aktivität und kommt nie zu innerer Ruhe.

«Frau Hanna H. ist aus dem Gleichgewicht geworfen», so Dr. Lobo. «Hinter dem, was sie vor anderen darstellt, oder darzustellen versucht, steht eine geistige Einstellung, die heute stark verbreitet ist, nämlich die Verdrängung der Schattenseiten des Lebens, die Vortäuschung eines nie versiegenden Optimismus, einer nie versiegenden Kraft. Wo aber bleiben da Altern und Tod? Das Vertrauen zum Leben fängt dort an, wo man den Tod als etwas Gegebenes bejaht.»

Frau Hanna ist ein halbes Jahr lang regelmäßig zu den Partnerübungen gekommen und hat dort eine Geborgenheit unter Menschen gefunden, die – jeder auf seine Art – beinahe am Leben gescheitert wären. Jetzt ist sie dabei, ihren Altenclub an eine jüngere Frau zu übergeben. Sie möchte versuchen, ein eigenes Leben zu führen und nicht mehr ausschließlich für andere tätig zu sein.

Die achtzehnjährige Renate, die ich ebenfalls im Lobo'schen Partnerschaftskurs kennenlernte, ist in gutbürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen, fühlte sich zu Hause wohl und zufrieden, bis sie Paul kennenlernte, der sie zu seiner Geliebten machte.

Alle Warnungen der Eltern blieben erfolglos, Renate zog zu Paul in eine Kommune. Aber schon im Verlauf weniger Tage mußte sie erleben, daß sie für ihn nicht mehr als ein Spielzeug, eines von vielen, war. Der Schock trieb sie auf die Straße. Zurück zu den Eltern getraute sie sich nicht mehr, für ein Zimmer fehlte ihr das Geld und für eine Arbeit der Auftrieb. Sie fühlte sich fortgeworfen und war sehr nahe daran, ihr Leben ebenfalls wegzuworfen.

In diesem Zustand hat Dr. Lobo's Mitarbeiter Gerd B. sie aufgefunden.

Ihre Yogatherapie bestand zunächst aus Kopfständen.

«Der Kopfstand verlangt erhöhte Aufmerksamkeit der Augen und Ohren, weil er das Gleichgewicht fordert», erklärte Dr. Lobo. «Gleichgewicht, das letztendlich im Herzen verankert ist. Yoga will dafür sorgen, daß das Gleichgewicht erhalten bleibt.

Der traditionelle Yoga geht davon aus, daß der Mensch an sich im Gleichgewicht wäre, wenn er sich auf sein «So-Sein» beschränken könnte.»

Konkurrenz zum Christentum?

Yoga als Fach in der Erwachsenenbildung. Das haben auch unsere beiden christlichen Kirchen als wichtig erkannt und den Yoga in ihre Bildungsprogramme aufgenommen. Die große Nachfrage bestätigt, daß dadurch eine echte Lücke geschlossen wurde. Oder handelt es sich dabei lediglich um eine Modeerscheinung?

Dr. Karl, der Leiter des katholischen Bildungswerks in München, meint:

«Ich halte Yoga für einen möglichen Weg zur Selbstfindung. Allerdings gibt es in letzter Zeit Auswüchse, die es auch als Modeerscheinung deutlich werden lassen. Vor allem dort, wo damit ein Geschäft gemacht wird.»

Ich wollte wissen, ob das Christentum nicht von sich aus etwas Ebenbürtiges zu bieten hat?

«Die christlichen Kirchen haben selbstverständlich Ebenbürtiges zu bieten, nämlich die ganzen Bereiche der christlichen Mystik. Denken Sie nur an die franziskanische Mystik, oder an die spätmittelalterliche, oder an die Exerzitien des Ignatius von Loyola. Das alles ist durchaus ebenbürtig, aber es ist schwerer durchführbar. Das, was für den heutigen Menschen Yoga eher zugänglich macht, ist, daß es bei Körperübungen ansetzt und daß viele Leute auch damit zufrieden sind, wenn sie durch diese körperlichen Übungen – die von einer körperlichen Ganzheit ausgehen – gewisse Entspannung und Entlastung finden.»

Auf meine Frage, ob die katholische Kirche hinter dem Yoga-Programm ihres Bildungswerkes steht:

«Volle Zustimmung gibt es in keinem Fall. Es gibt die eine Auffassung: 'Wir haben doch selbst etwas, also können wir uns auf unsere eigenen Quellen beziehen', und es gibt eine andere Auffassung: 'Wenn die Kirche sich mit den Weltkulturen in Kontakt begibt, dann muß sie auch die Wege dieser Weltkulturen mitaufnehmen. Ob das jetzt Zen ist, oder Yoga, oder südafrikanische, oder südamerikanische Wege der Verinnerlichung. Das alles sollte sie in ihr eigenes religiöses Streben und Werk miteinbeziehen.' – Im Prinzip halte ich das für richtig, auch wenn man es nicht nur vordergründig sehen darf.»

Auf der evangelischen Seite schien mir Pfarrer Strebel, der an der evangelischen Akademie in Bad Boll tätig ist, der geeignete Gesprächspartner. Zu meiner Frage, ob Yoga einem echten Bedürfnis nachkomme oder eher als eine Art Zeit-Trend zu sehen sei, vertrat er die Ansicht:

«Für eine Modeerscheinung halte ich es in keinem Fall. Dazu ist es in Europa schon viel zu sehr und viel zu lang verbreitet. Die Leute würden ja nicht danach fragen, wenn nicht ein echtes Bedürfnis vorhanden wäre, das sie andernorts nicht stillen können. Yoga ist tatsächlich ein Weg, sich selbst zu finden.»

Auf meine Frage, ob das Christentum nicht etwas Adäquates anzubieten hätte, antwortete Pfarrer Strebel:

«Wenn wir etwas anzubieten hätten, dann kämen ja die Leute zu uns. Das ist schon ein Zeichen dafür, daß hier eine Leerstelle ist. Deshalb übernehmen wir ja den Yoga.

Es ist aber doch so, daß im christlichen Bereich das Körperliche – das Leibliche – ziemlich vernachlässigt worden ist. Daß der Mensch auch einen Leib hat, daß der Glaube nicht bloß durch den Kopf geht, sondern den ganzen Menschen erfaßt, das kommt zwar hie und da – zum Beispiel bei Ignatius von Loyola – vor, aber als eigene Lehre ist es nie entwickelt worden. Deshalb machen wir da Anleihen beim Osten und sind ganz froh, daß uns hier etwas gegeben wird, wo der Körper auch in den geistigen Weg miteinbezogen wird.»

Ich habe Pfarrer Strebel ebenfalls gefragt, ob er die volle Zustimmung seiner Kirche zu dem fernöstlich geprägten Yoga-Programm habe.

«Da muß ich direkt lachen! Von voller Zustimmung kann keine Rede sein. Der Yoga trifft auf sehr viel Ablehnung und zum Teil auch auf handfeste Vorurteile von Leuten, die sich mit der Sache gar nicht befaßt haben.

Sicher, Yoga ist ja nicht bloß eine leibliche Übung, sondern auch ein geistiger Weg. Daher ist eine gewisse Konkurrenz zum Christentum und zur christlichen Lehre sicher gegeben. Aber darüber ließe sich ja reden. Es nützt gar nichts, das einfach abzulehnen, denn wir können uns dieser Diskussion auf die Dauer nicht entziehen. Die Welt ist kleiner geworden, und wir können uns nicht nur auf den Warenaustausch beschränken. Es gibt ja auch geistige Güter, die hin und her gehen.»

Auf meine Frage, ob er jemals ein Yoga-Opfer erlebt habe, antwortete er:

«Nein. Überhaupt nie. Ich habe zwar immer wieder gelesen – auch in kirchlichen Schriften –, daß da Leute von okkulten Mächten besessen würden und ähnliches – aber mir ist nie ein derartiger Fall bekanntgeworden. Ich habe allerdings sehr viele Menschen erlebt, die mir gesagt haben: 'Ich habe durch die Yogaübungen nicht bloß mich selber besser verstanden, ich habe ganz plötzlich Stellen des Neuen Testaments und Jesus ganz anders begreifen gelernt, habe seither wieder angefangen zu beten –' Ja, wenn Yoga so positive Folgen hat, warum sollte man ihn da nicht miteinbeziehen?»

Yoga ist ein Weg, durch den seelische und körperliche Leiden erträglich gemacht oder ganz überwunden werden können. Manchmal wünscht man sich einen Schild, der vor Schmerz bewahrt. Einen Panzer, an dem alles abgleitet, was uns verletzen könnte. Man möchte sich verschließen, sich immun machen für Gefühle.

Wie aber würde die Welt wohl aussehen, wenn unsere Gefühle daraus verbannt wären?

Das Herz wäre nur noch ein Organ, eine Pumpe, unbeeinflusst von Empfindungen, die seinen Schlag beseelen.

Es gäbe keine Kunst mehr, keine musischen Begabungen, keine Inspiration.

Wir würden ohne Glauben leben, ohne Beflügelung unserer Hoffnung. Wir würden keine Ideale mehr kennen noch die Sehnsucht nach dem Höheren, dem Besseren. Und die stärkste Macht der Erde, die Liebe, hätten wir auch verloren.

Eine Schreckensvision der Unmenschlichkeit, des Robotertums täte sich auf.

Doch unterschätzen wir die Lage nicht: wir sind schon auf dem Weg dorthin, nähern uns bereits einer technisch perfekten, sachlich unterkühlten Welt. In der sterilen Atmosphäre eines Großraumbüros zum Beispiel, in dem jede Emotion, jedes Lachen schon als Störung empfunden wird. Wo eine frustrierend kalte Sachlichkeit den Ton bestimmt, Briefe nicht mehr geschrieben, sondern in Computern gespeichert und abgerufen werden.

– Eine Vorhölle?

Wie würden wir uns nach der verlorenen geistigen Welt sehnen. Und sie als Paradies erkennen!

Seien wir dankbar dafür, daß wir noch unsere menschlichen Empfindungen haben und unser Herz nicht nur klopft, um uns am Leben zu erhalten.

Sicher: durch die Bemühung, unsere Sinne zu sensibilisieren, machen wir uns verletzbarer. Aber wir sollten den Mut dazu aufbringen. Und uns auch vor dem Leid, das wir in unserem Leben durchmachen müssen, nicht verschließen. Wir sollten es als Prüfung ansehen, die wir bestehen wollen, indem wir sie annehmen. Durchlittener Schmerz macht uns nicht ärmer, im Gegenteil. Unsere Sinne werden dadurch geschärft, und wir werden aufmerksamer für kleine Möglichkeiten des Glücks, die wir früher übersehen haben und die uns vielleicht viel tiefer und anhaltender beglücken können als große Anlässe, die wir früher zur Freude nötig hatten.

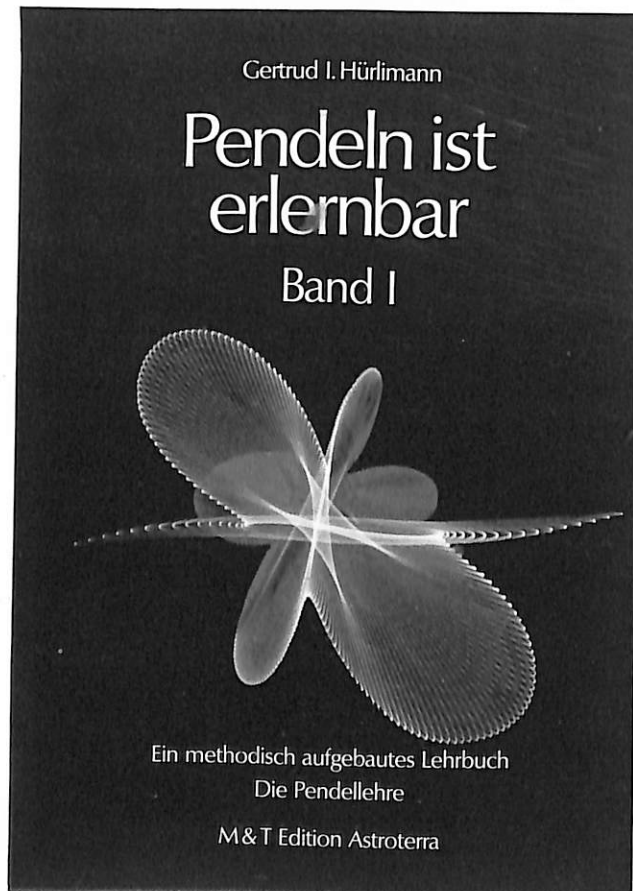
In jedem von uns ruht «das Gesetz». Es liegt an uns, ob wir auf die Stimme in uns hören wollen. Fühligkeit oder Sensibilität sind Brücken, die uns dieser Stimme näherbringen können. Es bleibt der Entscheidung jedes Einzelnen überlassen, ob er diese «stille Dimension» in sein Leben aufnehmen möchte.

Literaturverzeichnis

- Angerer, Josef/ König, Herbert/ Purner, Jörg/ Schmitz-Petri, Wolfgang/ Ott, Theo: «Mensch Wüschelrute Krankheit». M&T Verlag, Zürich.
- Berlitz, Charles: «Das Bermuda Dreieck». Droemer Knaur Verlag, München.
- Bodamer, Joachim Dr.: «Der Weg zur Askese». Furche Verlag, Hamburg.
- Braun, Arthur Dr.: «Methodik der Homöopathie». Verlagsbuchhandlung J. Sonntag, Regensburg.
- Endrös, Robert: «Die Strahlung der Erde und ihre Wirkung auf das Leben». Pfaffenrath Verlag, Remscheid.
- Furlemer, Martin Dr. med.: «Mysterien der Heilkunde». Th. Gut&Co. Verlag, Stäfa.
- Govinda, Lama: «Buddhistische Reflexionen». Scherz Verlag, München.
- Hürlimann, Gertrud I.: «Pendeln ist erlernbar». Band I und Band II. M&T Verlag, Zürich.
- Lenz, Friedel: «Bildsprache der Märchen». Urachhaus Verlag, Stuttgart.
- Licauco Jaimes: «Geistheilen auf den Philippinen». M&T Verlag, Zürich (Novalis Verlag, Schaffhausen).
- Lusseyran, Jacques: «Das wiedergefundene Licht». Siebenstern-Taschenbuch, Gütersloh Verlag, Gütersloh.
- Mangoldt von, Ursula: «Wer bin ich?». Herder Verlag, Freiburg.
- Mensching, Gustav: «Buddhistische Geisterwelt». Holler Verlag, Baden-Baden.
- Merz, Blanche: «Orte der Kraft». Eigenverlag, Chardonne.
- Naegeli-Osjord, Hans: «Die Logurgie auf den Philippinen». Otto Reichl Verlag, Remagen.
- Ott, Theo: «Der magische Pfeil». Atlantis Verlag, Zürich.
- Stelter, Alfred Prof. Dr.: «PSI-Heilung». Scherz Verlag, München.
- «Die paranormale Operation auf den Philippinen: Betrug oder Wahrheit». Kontakt. Dez.82–Sept.83, Schellbach Verlag, Baden-Baden.

Hinweis zu den Bildtafeln

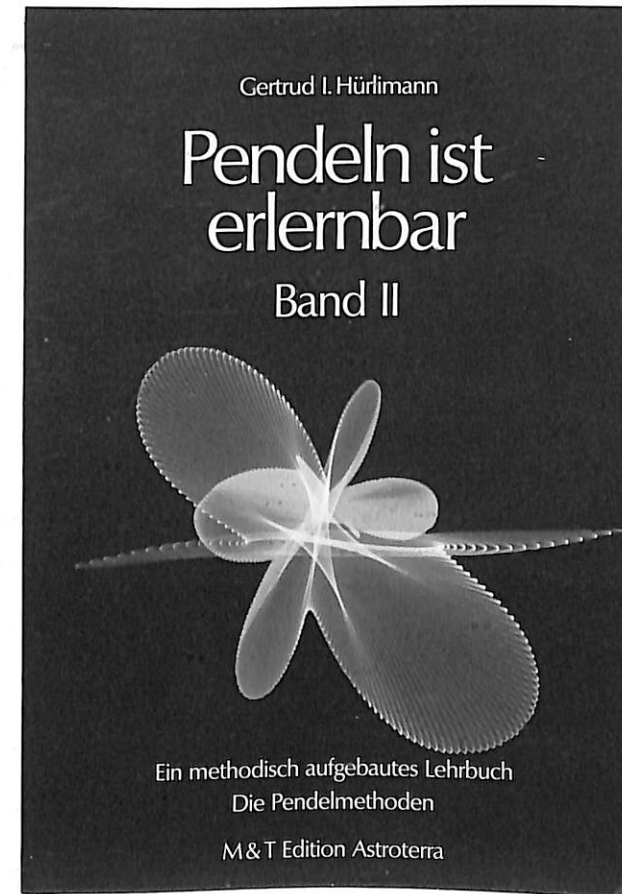
- Seite 10 Buddhistische Mönche beim Morgengebet.
- Seite 36 Bikkhu Maha Mani im Schwarzwald.
- Seite 66 Denkmal für einen Rutengänger in Bad Wiessee.
- Seite 74 Mit verschiedenfarbigen Meterstäben markiert Dr. Jörg Purner die einzelnen Strahlungsfelder.
- Seite 102 Max Aeberli beim Muten hinter dem Monte Verita bei Ascona.
- Seite 114 «Geistiger Eingriff» in einer Heiler-Kapelle in Manila. Die Bibel hier – über dem Patienten – spielt eine sehr grosse Rolle bei der Heilzeremonie.
- Seite 150 Die Meditation – noch vor kurzer Zeit rein fernöstlich geprägt – sie gehört heute auch in unsere Religion und Erotik.
- Seite 168 Samuel Hahnemann hat die Homöopathie 1796 ins Leben gerufen.
- Seite 188 Ein Yoga Seminar in Mösern, hoch über dem Inntal: Inmitten dieser herrlichen Landschaft wird es den Teilnehmern leicht gemacht, den Weg zum eigenen Ich zu entdecken.



Format 17 × 24 cm
gebunden
über 200 Seiten
zum Teil 4-farbig
ISBN 3-7265-3003-7
Fr. 29.80, DM 34.—

GERTRUD I. HÜRLIMANN
Pendeln ist erlernbar
Band I

Immer mehr Leute interessieren sich heute für das Gebiet der Radiästhesie. Einen erstklassigen Einstieg in das Fachgebiet vermittelt Band I von «Pendeln ist erlernbar». Dieser erste Band erklärt, was Radiästhesie ist und was mit Pendel und Rute alles ermittelt werden kann. Den Hauptteil dieses Buches bildet «Die Pendellehre» (Gebrauch des Pendels, Pendelhaltung, Pendelgesetze, Figurationen). Dieser Band ist vor allem für den angehenden Pendler geschrieben, aber auch ein erstklassiges Nachschlagewerk für jene, die sich in der Radiästhesie bereits auskennen.



Format 17 × 24 cm
gebunden
über 200 Seiten
zum Teil 4-farbig
ISBN 3-7265-3004-5
Fr. 29.80, DM. 34.—

GERTRUD I. HÜRLIMANN
Pendeln ist erlernbar
Band II

Das zentrale Thema des zweiten Bandes «Pendeln ist erlernbar» bilden die Pendelmethoden. Bei der physikalisch-materiellen Methode erklärt die Autorin den dynamischen Kreis von Johann Karl Bähr. Die Durchstrahlungstheorie von Straniak. Die geologische Radiästhesie. Gittersysteme. Geopathie und Geobiologie. Die mentale Methode erklärt den Einsatz von Rute und Pendel in der Berufsberatung, bei psychologischen Abklärungen, medizinischen Diagnosen und bei der Prüfung von Heilmitteln. Der Band schliesst mit dem Pendelphänomen Emma Kunz, dem spiritistischen Pendeln und Informationen zum Hellschen.



Format 17 x 24 cm
gebunden mit
Schutzumschlag
200 Seiten, ca. 220 Bilder
ISBN 3-7265-3006-1
Fr. 34.—, DM. 38.—
5. überarbeitete Auflage
1985

GERTRUD I. HÜRLIMANN

Handlesen ist erlernbar

Ein methodisch aufgebautes Lehrbuch mit Einbezug der Astrologie. Inhaltlich bringt das Werk die für einen Lehrgang erforderlichen systematisch geordneten Grundlagen. Neu im Werk «Handlesen ist erlernbar» sind die astrologischen Paralleltäten von Hand und Horoskop. Nicht nur beim Linienmaterial, sondern auch auf ihrem Spezialgebiet, den Hautleistenmustern, hat Frau Hürlimann ihre Forschungsarbeiten mit Original-Handabdrucken, Geburtsdaten und astrologischen Formeln dokumentiert. Zweimal jährlich, im Frühjahr und Herbst, veranstaltet Frau Hürlimann in Zürich Wochenend-Handlesekreise für Anfänger und Fortgeschrittene.



Umwelt-Strahlungen
Wie sie auf uns wirken
Format 17 x 24 cm
Gebunden mit SU
200 Seiten
s/w u. farbig illustriert
Fr. 38.—/DM 44.—
ISBN 3-7265-3020-7

JOSEF ANGERER, ERNST HARTMANN, HERBERT L. KÖNIG,
JÖRG PURNER, WOLFGANG SCHMITZ-PETRI, KOORDINATION: THEO OTT

Mensch Wünschelrute Krankheit

Die Begabung zum Heilen ist häufig mit einer ausgeprägten Sensibilität verbunden, das heisst einer Fähigkeit, einem ausserordentlich guten Instinkt, der das Auffinden der Krankheitsursache erleichtert. Als durchaus ernstzunehmende Hilfsmittel erweisen sich dabei Pendel und Wünschelrute, solange sie von berufener Hand eingesetzt werden. Über die Möglichkeiten, die Erfahrungen, die Risiken, und die Erfolge der Radiästhesie berichten in dem vorliegenden Buch fünf Kapazitäten, die sich seit Jahren mit der Erforschung dieses Phänomens beschäftigen.